



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries
and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-
ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

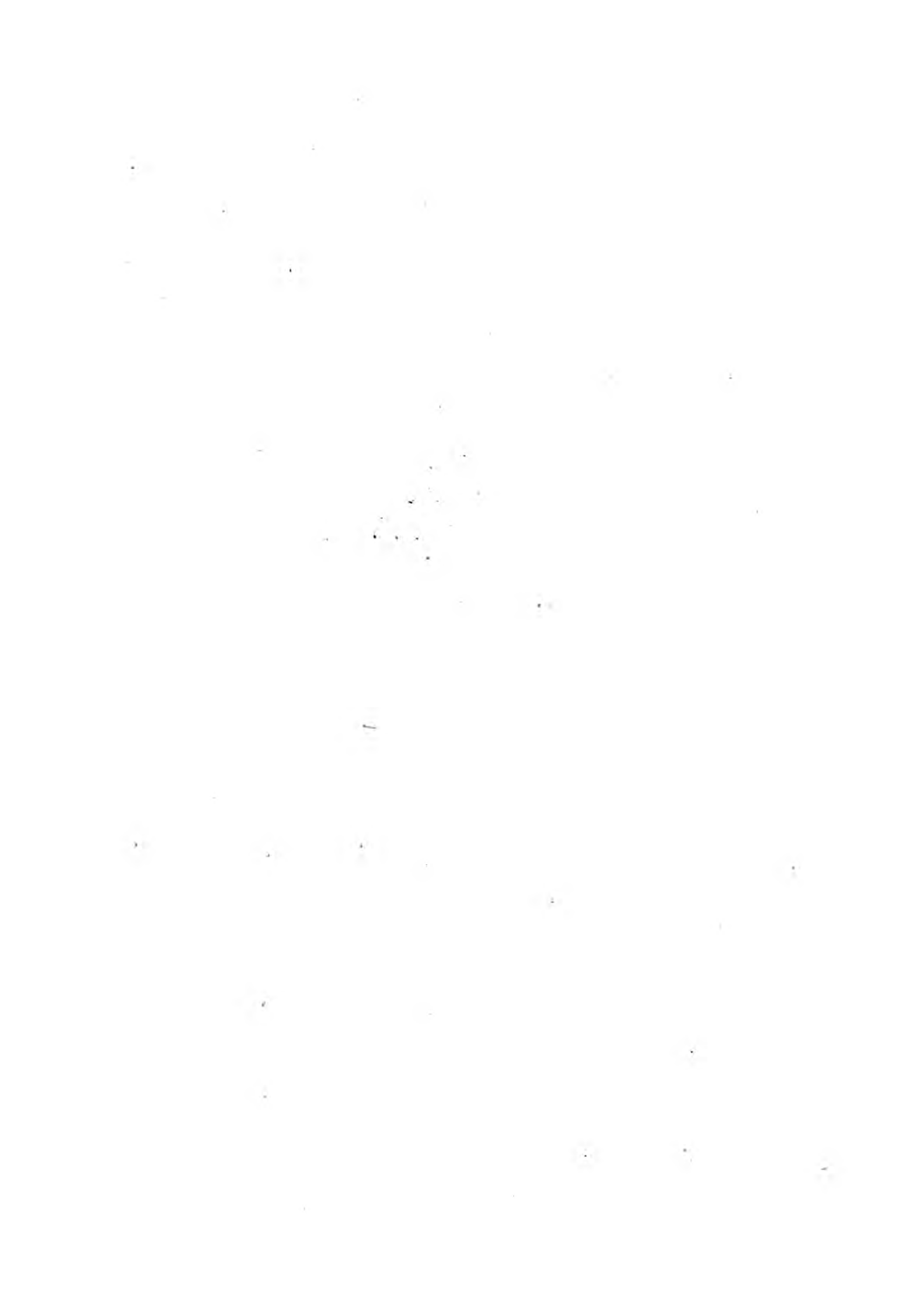




Vet. Per

~~Vet. Gen. Per. 10~~







J. G. THOMPSON

Portrait of Queen Victoria, 1840





Papier

Königin von Schweden und Norwegen

THEATRA



WIEN 1853.



T a s c h e n b u c h

für

1853.

Herausgegeben

von

Dr. Joh. Nep. Vogl.

Bierzigster Jahrgang.

Mit sechs Stahlstichen.

Wien.

In Commission bei Jacob Dirnböck.



**Zum Besten der Witwe des Schauspielers
Biegelhauser.**

Ihrer Königlichen Majestät

der

Durchlachtigsten Frau

JOSEPHINE,

Königin von Schweden und Norwegen, Herzogin
von Leuchtenberg,

1c. 1c.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet.

W i d m u n g.

Es blühte ein Blümchen im Walde,
Man mußte nicht, daß es bestand,
Denn einsam in grünender Halde
Dort stand es im schlichten Gewand;

Es zogen viel Damen und Ritter
Vorüber Wald aus und Wald ein,
Doch blieb unterm Gräser-Gegitter
Das Blümchen stets einsam, allein:

Es pflegt zu verachten die Menge
Was schmucklos kein Auge besticht —
Der wahre Werth haßt das Gepränge,
Er leuchtet — doch blendet er nicht!

Da kömmt durch die blumigen Auen
Der Edlen goldstrohende Schaar,
Voran eilt die Schönste der Frauen
Die Krone im lockigen Haar,

VI

Ihr Wesen hat Hoheit umflossen,
Und Milde bringt Allen Ihr Blick,
Der Hand ist nur Segen entsprossen,
Die Brust sinnt nur Freude und Glück!

Raum hat Sie das Blümchen gesehen,
So pflückt Sie's mit Freude und Lust,
Sie weiß stillen Reiz zu verstehen
Und steckt's an die fühlende Brust.

Die Ritter beneiden, verklären,
Was jüngst noch verwaist vom Geschick —
Seit's Blümchen zur höchsten der Ehren
Erhoben der Königin Blick!

Dies Buch scheint dem Blümchen zu gleichen,
Wie dies nur bescheiden und schlicht:
Für das, wie ein leuchtendes Zeichen,
Verklärend Dein Name nur spricht.

Friedrich Steinebach.

Vor dem Bilde Ihrer Majestät

JOSEPHINE,

Königin von Schweden und Norwegen.

Auf tausend Heldengräbern steht Dein Thron,
Und Berge, dunkle Wälder künden Dir
Von Ruhmesthaten einer Kampfenzeit,
Wo Tugend war des Nordens schönste Zier.

Ob auch der Sturm in schwarzen Föhren rauscht,
Die Woge donnernd an die Ufer schlägt,
Sie übertönen nimmer Braga's Lied,
Das ein Jahrhundert zu den and'ren trägt.

Und hüllt die Nacht in ihren Trauerflor
Der Städte Kuppel, See'n und Felsenhöhn,
Dann hörst Du Töne durch die Lüfte ziehn,
Als ob durch tausend Harfen braust der Föhn.

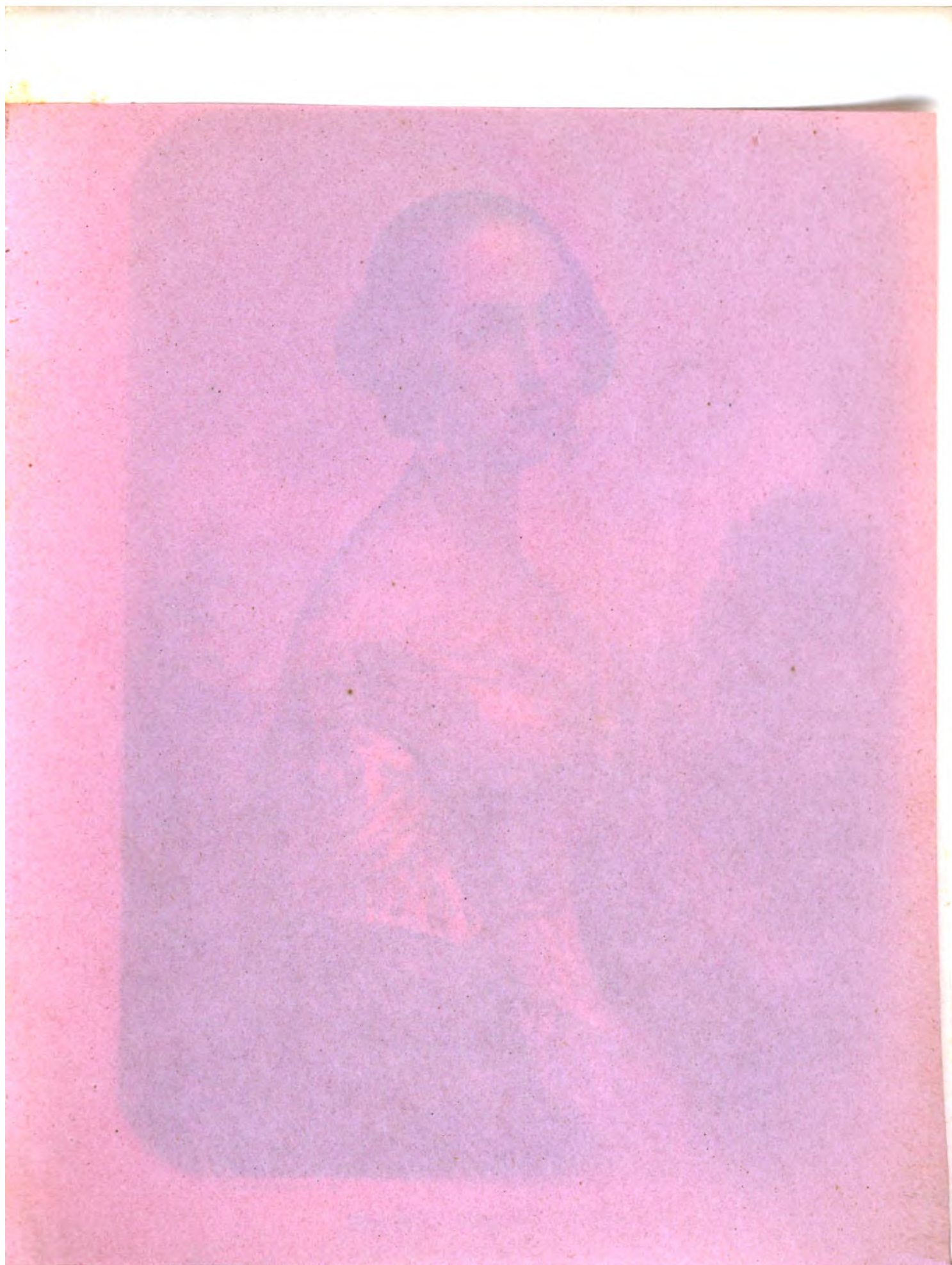
In eine Riesenharfe greift das Volk,
Zu ihren Melodie'n tönt ein Gesang,
Von Treue, Liebe zu der Königin,
Wie er in grauen Zeiten einst erklang.

VIII

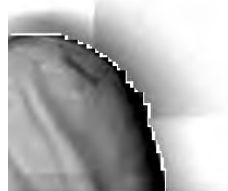
Gewitter stürmen über Thäler hin,
Und Stürme peitschen wild die träge See,
Der Helden Geisterschaar verläßt das Grab,
Und ihrer Rosse Huf durchwühlt den Schnee.

Die Zaubertöne rufen Sie herauf,
Sie schlagen Schild an Schild, und Schwert an Schwert,
Sie preisen Dich, weil Du die Enkel liebst,
Und diese Mutterliebe selbst Dich ehrt.

Karl Oberleitner.



Verzogen von Leinwand oder Papier





Gussmann del.

Lachner sc.

MARIA NICOLAJEWNA

Herzogin von Leuchtenberg, Gräfin von Rußland.

Vor dem Bilde Ihrer Kaiserlichen Hoheit

MARIA NICOLAJEWNA,

Herzogin von Leuchtenberg, Grossfürstin von Russland.

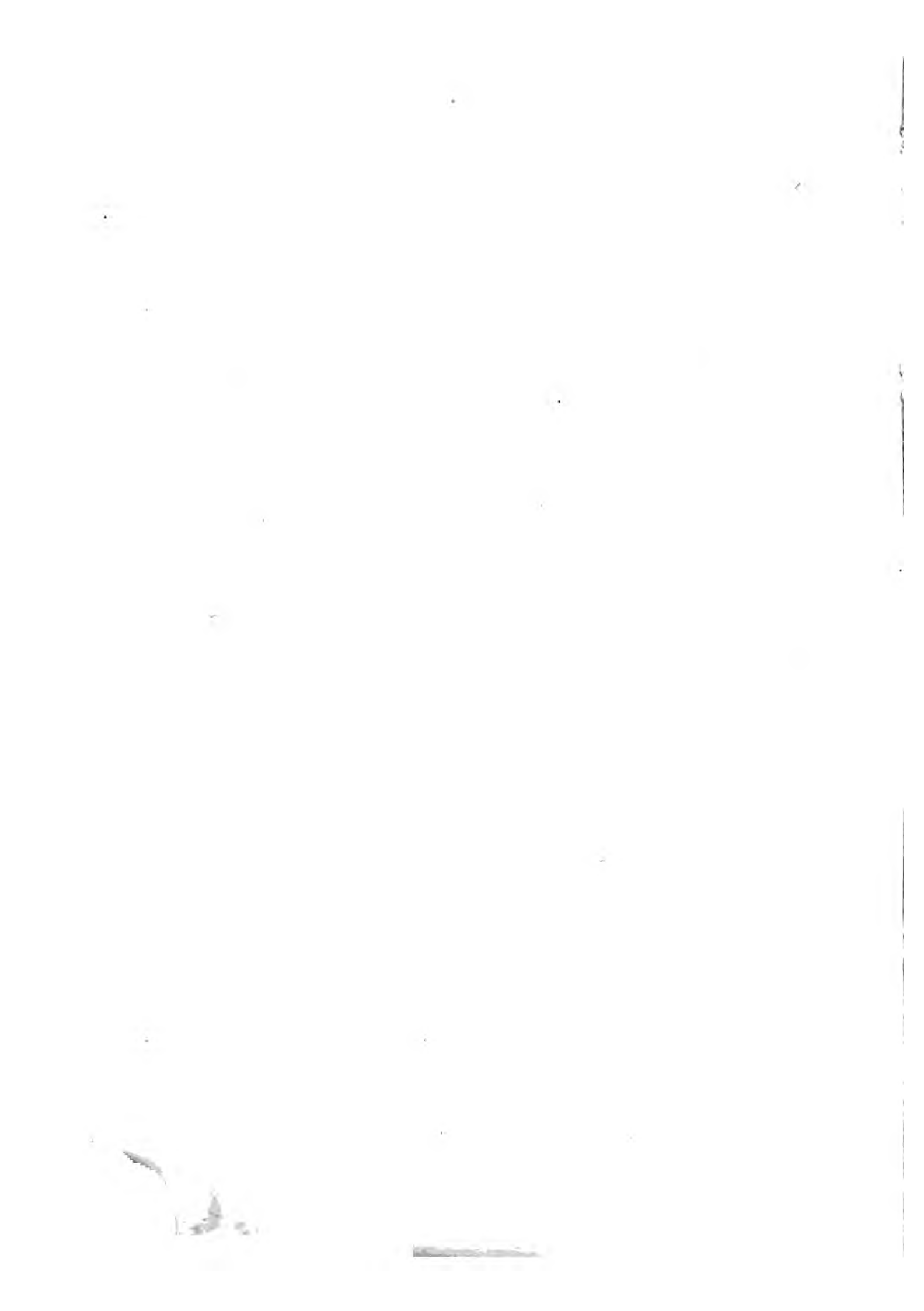
Die Brust geschmückt mit ihrem Blumenorden,
Zu huldigen dem Hohen und dem Schönen,
Es kund zu thun in Bildern und in Tönen —
Den Künsten ist das süße Recht geworden

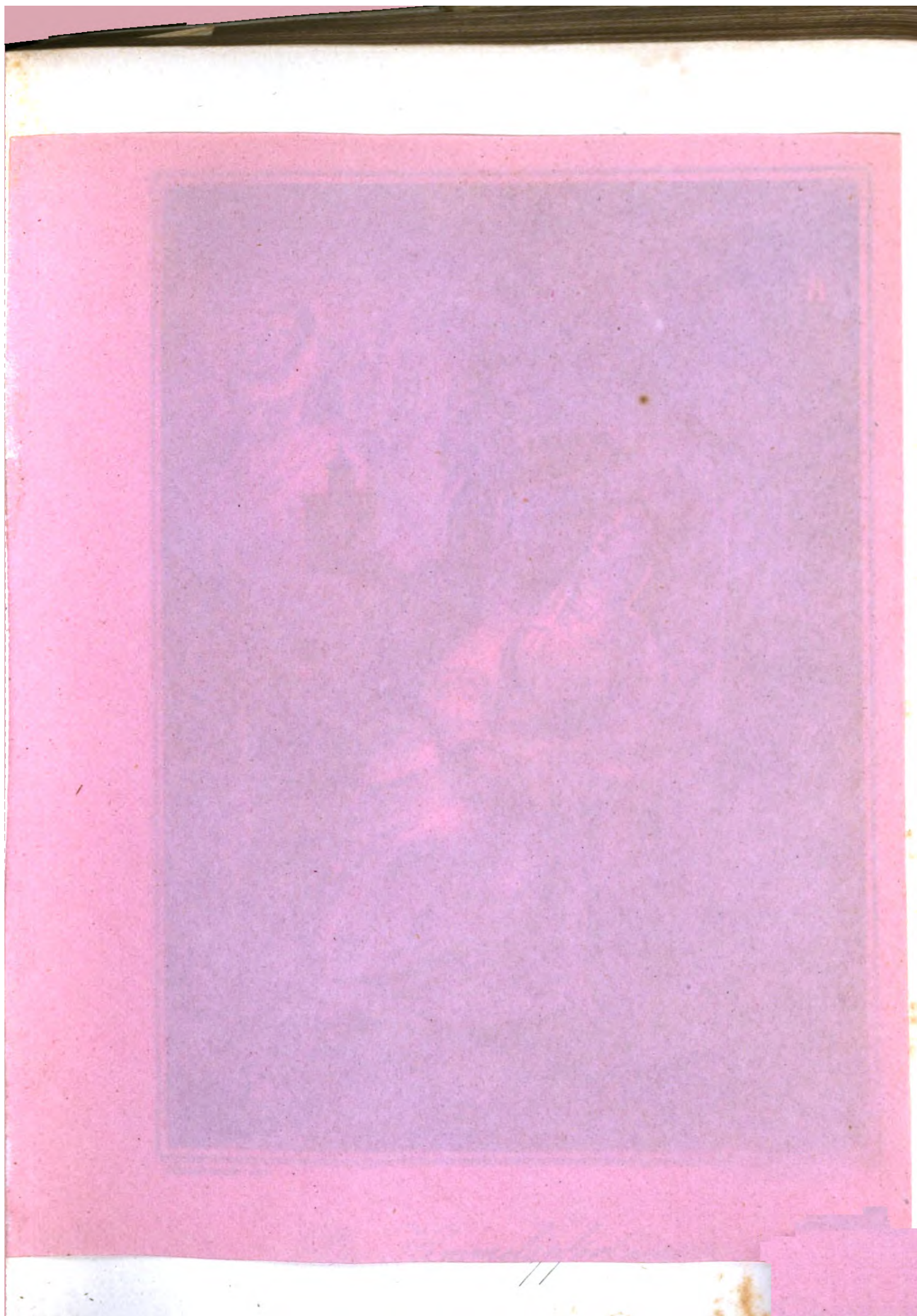
Und wie Musik in innigen Accorden,
So möchten Maler und Poet es krönen! —
Nimm es freundlich von des Südens Söhnen,
Du Tochter der Cäsaren, fern im Norden!

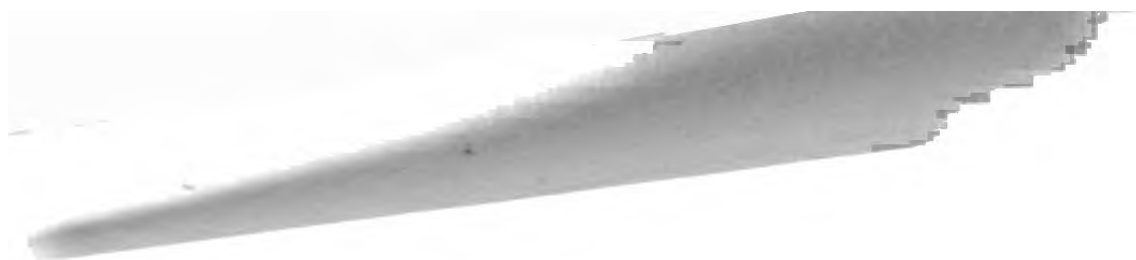
Wir grüssen, hohe Fürstin, Dich im Bilde,
Darbringend uns're reinsten Huldigungen
Dem Geist, der Frauenanmuth und der Milde.

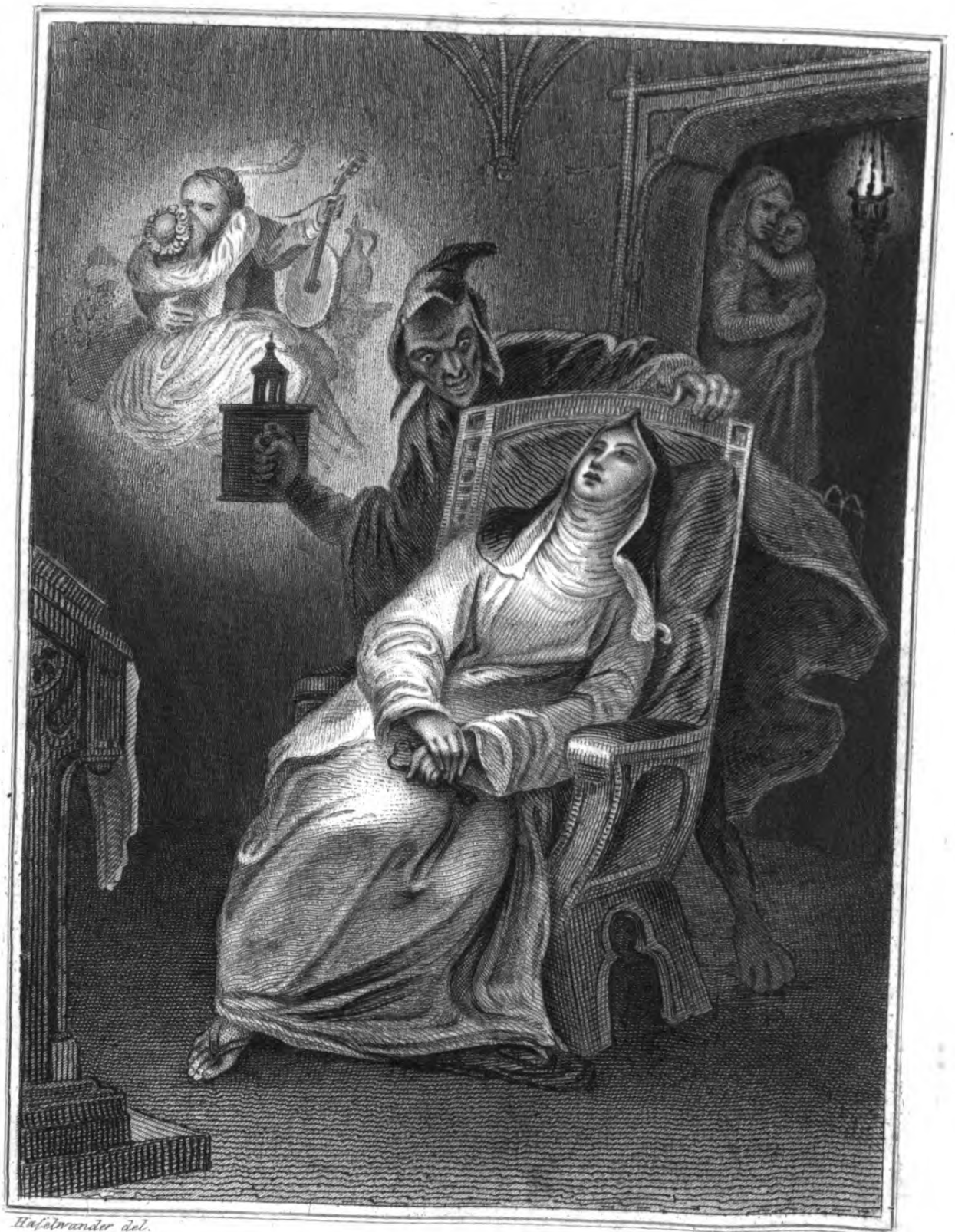
Und wenn der Kunst ihr Streben nicht gelungen,
So wird uns der Gedanke mild vergeben:
Hoch über allem Bilde steht das Leben!

Karl Adam Kastenbrunner.









Hafelwander del.

F. Zastrow sc.

Die Stillehörerin.



Die Himmelspförtnerin.

Zur Ballade

von

Dr. Joh. Nep. Vogl.

M a r i o n.

Zur Novelle:

Ein verschwendetes Leben.

Von

Friedrich Steinebach.







Marion!

Naturfriede *)

Siehst du mich auf jenes Berges
 Stillen Warte, wie ich breite
 Meine Arme, sehnsuchtsglühend,
 In die zauberhafte Weite?

Nein! du wanderst tief im Thale,
 Kannst mich droben nicht gewahren,
 Kannst nicht ahnen, welche Geister
 Mich, beschwingend, da umschaaren;

Kannst nicht ahnen, wie erhoben
 Ich mit Kraft die Seele tränke,
 Da in klaren Stromesspiegel
 Ich die durst'gen Blicke senke,

Da ich sie hinübersende
 Nach der Heimat Nebelferne
 Und empfinde: Erst die Höhe,
 Erst die Ferne — macht die Sterne!

*) Zur Landschaft gemalt von Schiffer, gestochen von Zastiera in Wien.

XIV

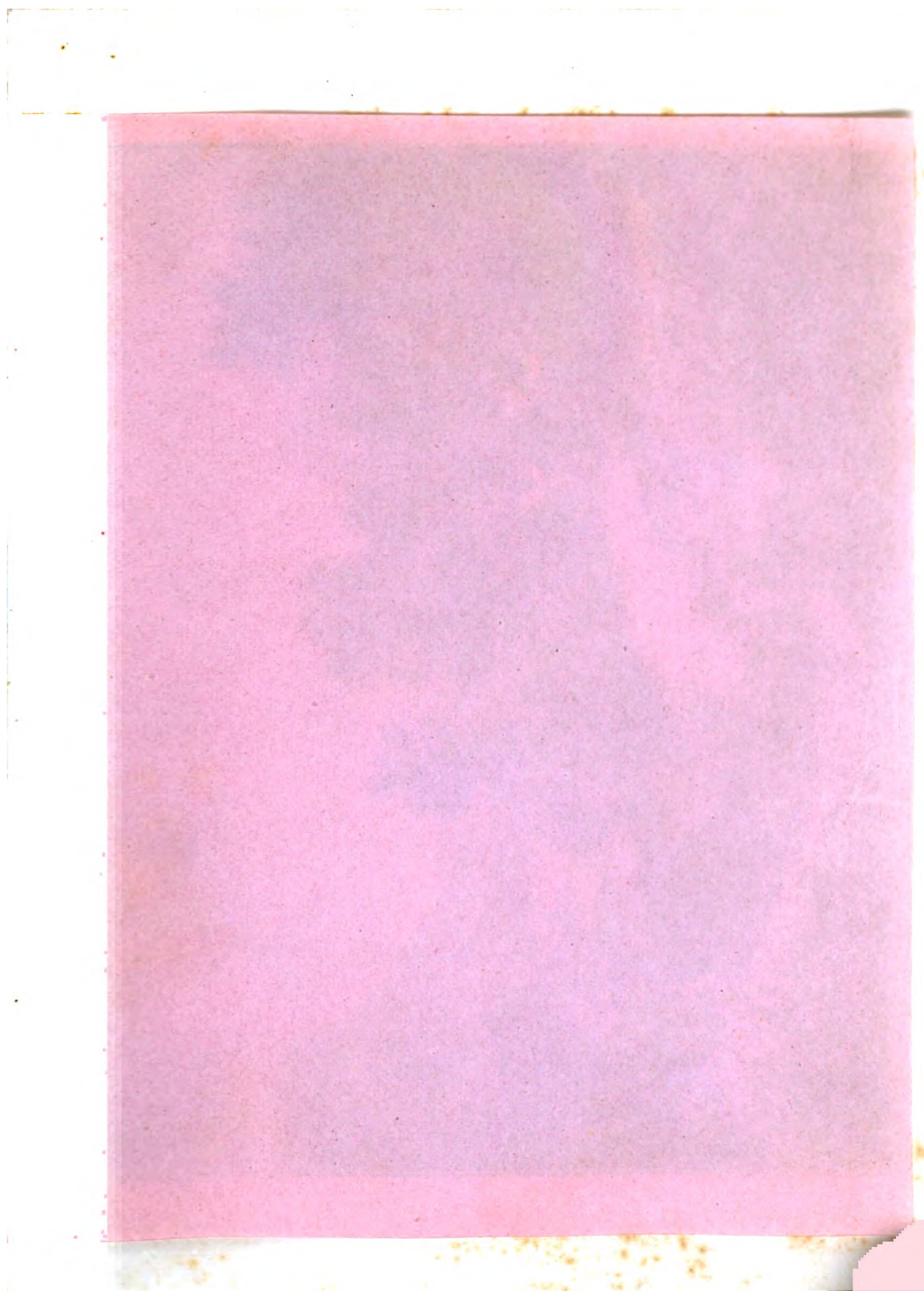
Aus dem Waldesdunkel drüben
Weht herauf ein duftig Ahnen,
Und es will wie süße Botschaft
Mich der Hütte Rauch gemahnen.

Weisend nach dem niedern Dache,
Halbversteckt im Buchenlaube,
Will's mich mahnen, daß ich wieder
An ein Glück, an Liebe glaube.

Und dies Herz, so groß, so feurig,
Es vermag dann nicht zu fassen,
Daß es unten im Gewühle
Schlagen müsse fremd, verlassen;

Daß das Friedensbild hier oben
Täuschen könne, und die Ferne
Und die Höhe nur dem Auge
Lächeln lasse — Trostessterne.

Wilh. v. Meßerich.



Das dem Menschen ist
 Sein Leben ein
 Das es nicht nur
 Aber der große Mensch

Wird es auch sein
 Selbst ist es
 Und es ist nicht
 Und es ist nicht

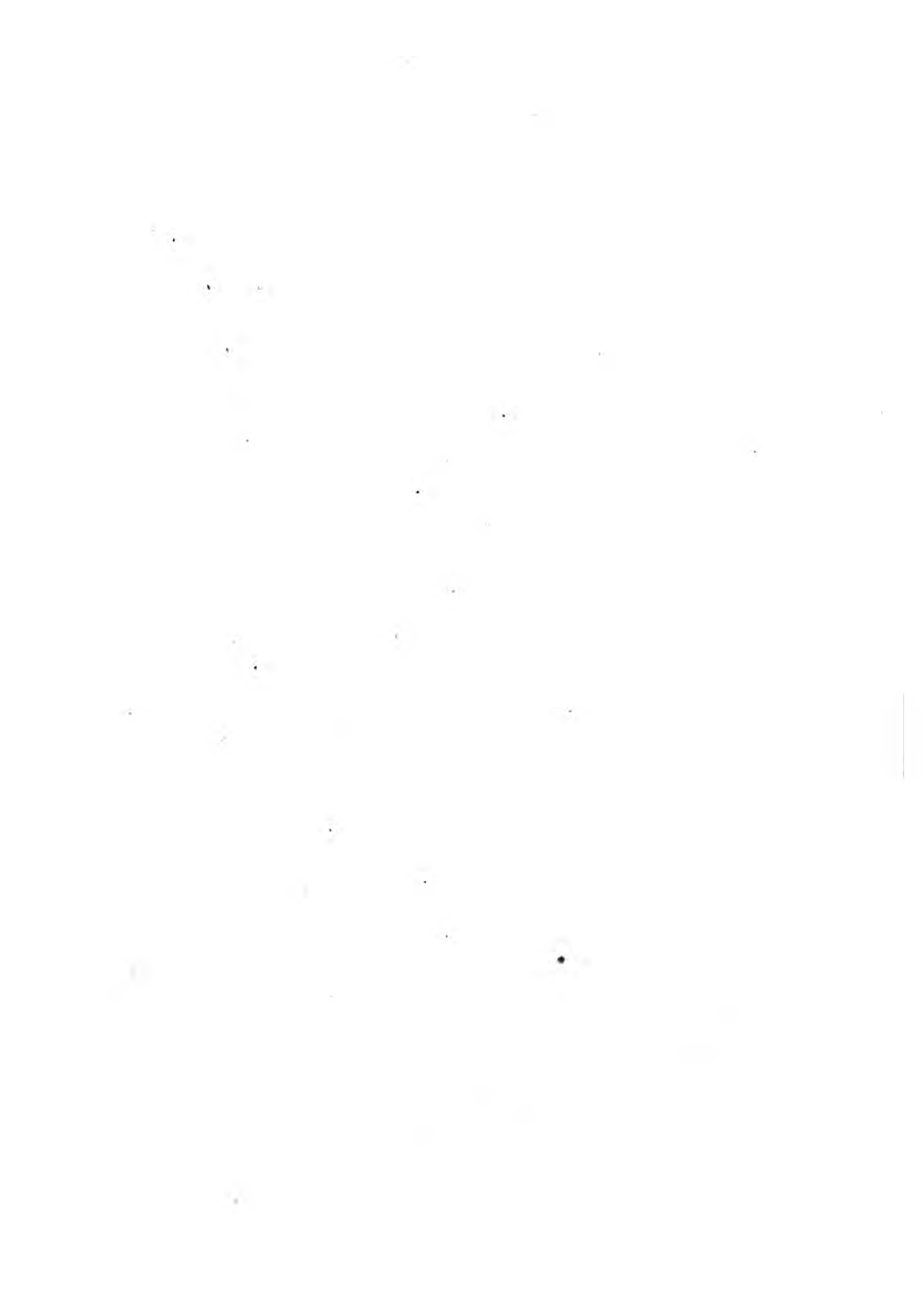
Das es ist, ist groß
 Das es ist, ist groß
 Das es ist, ist groß
 Das es ist, ist groß

Das es ist, ist groß
 Das es ist, ist groß
 Das es ist, ist groß
 Das es ist, ist groß



Gemalt v. Schiffer 1840

Gezeichnet v. Ziegler in Wien



Ahnen=Saal. *)

I.

Eugen, Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstädt, der Vater Ihrer Majestät der Königin von Schweden und Norwegen, war einer der hervorragendsten Helden zur Zeit des französischen Kaiserreiches, welches seine Verdienste um Frankreich sogar mit der Würde eines Vizekönigs von Italien belohnte. Schon an seiner Wiege hatten sich die Anmuth mit der ritterlichen Tugend gepaart, denn sein Vater war der berühmte Vicomte von Beauharnais und seine Mutter war jene geniale Josefina Tascher de la Pagerie, die nachherige Kaiserin der Franzosen, welche den hoffnungsvollen Eugen am 3. September 1781 gebar. Die frühe Entwicklung des Geistes, vor allem die muthige Entschlossenheit des Knaben ließen Eugen schon in seinem zwölften Jahre seinem Vater an den Rhein zur Armee folgen, wo er Zeuge der kühnen Waffenthaten war. Nach dem unglücklichen Ende des Vaters diente der tapfere Eugen unter dem General Hocke, sah seine bezaubernde Mutter an der Hand Bonaparte's den französischen Thron besteigen und seine hierauf folgenden Thaten in den Feldzügen in Italien und bei der Expedition in Egypten ließen ihn rasch zu den höchsten Ehren emporsteigen, so daß er im Jahre 1805 zum französischen Prinzen

*) Fortsetzung der historischen Skizzen in den Jahrgängen 1851 und 1852.

XVI

und Vizekönig von Italien ernannt wurde. Dasselbe Jahr gab ihm aber in dem österreichischen Feldzuge neue Gelegenheit, seinen Heldenthum zu erproben, so daß er sich die Achtung des französischen Heeres vor allen Andern erwarb, und sein Vorbild und Kaiser vermählte ihn am 14. Jänner 1806 mit der Prinzessin *Auguste* von Baiern, ernannte ihn zum Prinzen von Venedig und adoptirte ihn als Sohn und Erben des Königreichs Italien, wo er sich die allgemeine Zuneigung Italiens durch seine tiefe Einsicht und Mäßigung errang. War er gleich hierauf in dem Feldzuge 1809, wo er dem Erzherzoge *Johann* von Oesterreich gegenüberstand, nicht so glücklich wie sonst, so beweiset doch der Lorbeer, den er bei Raab errang, seine Tapferkeit, sowie der Tag von Wagram seine militärischen Talente neu bewährte. Für diese unausgesetzten aufopfernden Unternehmungen erwartete ihn aber ein tiefkränkendes Ereigniß daheim, denn *Napoleon* bewirkte die Scheidung von seiner Mutter, bei welcher Gelegenheit er sich trotz dem ungeheuchelten Schmerz mit Würde benahm. Im russischen Feldzuge vom Jahre 1812 befehligte er das dritte Armee-corps. Trotz allen Leiden und Stürmen feuerte er seine Mannschaft durch heldenmüthige Ausdauer zu Wundern der Entschlossenheit an, und flocht bei Ostrowno und Mohilew, sowie in der Schlacht an der Moskwa neue Kränze des Ruhmes um seine Stirne. *Napoleon* selbst dankte ihm und dem tüchtigen Kämpfer *Nej* die Erhaltung der Trümmer des Heeres; ja er übernahm nach *Napoleon's* und *Murat's* Abgange den Oberbefehl und zeigte in der herzerschütternden Lage kriegerische Geschicklichkeit und Festigkeit des Charakters. Doch seine Heldenbahn sollte neuerdings glücklich beginnen und zwar am zweiten Mai 1813, wo er in der Schlacht bei Lützen durch seine genialen Manövers den rechten feindlichen Flügel umging und den Sieg des Tages errang, der den Rückzug der Verbündeten erzwang. Nach dem Sturze seines Idols *Napoleon* schloß er am 23. April 1814 mit dem

Grafen Bellegarde eine Convention, nach welcher Oesterreich Mantua und die Lombardei überliefert wurde. Vergebens boten ihm die verbündeten Mächte auch jetzt das Herzogthum Genua an, denn er schrieb dem Kaiser Alexander, treu seinem verbannten Kaiser: „Möge mein Degen in der Hand zerbrechen, wenn ich je Napoleon oder Frankreich verrathe!“ Auch zu Paris nahm er die Marschallswürde nicht an, durch die die neue Regierung ihn zu gewinnen hoffte, und die Bewunderung für seine unbefleckte Ehre, wie für seinen militärischen Ruhm war ihm von Mit- und Nachwelt gesichert. Der Rest seines Lebens war in friedlicheren Kreisen dem Glücke des Landes und seiner Umgebung geweiht, so daß der 21. Februar 1824, an welchem er starb, für Frankreich ein Tag der Trauer bleibt.

II.

Karl XIV. Johann, hieß eigentlich Jean B. Bernadotte, war der Sohn eines Rechtsgelehrten und zu Pau am 26. Jänner 1764 geboren. Er trat 1780 als Volontär ins Heer und kam hierauf nach Corsica, wo er zwei Jahre als Grenadier diente. Mit Begeisterung trat er in die Reihen der Vertheidiger des Vaterlandes, sein Genie hob ihn von Stufe zu Stufe und unter Gustine focht er als Obrist und Chef einer Halbbrigade; sein Ruhm war schon bei Speier und Mainz begründet. Als Divisionsgeneral errang er neue Lorbeern 1795, wo er den Rheinübergang der Franzosen bei Neuwied beförderte, so wie die Siege an der Lahn, die Blokade von Mainz, das Treffen von Neuhoff, der Uebergang über die Rednitz, die Einnahme von Altdorf, die Eroberung von Neumark und Gradiska und die über Krähersochtenen Vortheile, eben so viele Blüthen des Kranzes wurden, den ihm sein seltenes Feldherrntalent errang. Er ward eben so beliebt als geehrt, so daß ihm Bonaparte nach dem Frieden von

XVIII

Campo Formio die Hälfte der Truppen entzog, indem er diesem Gestirne mißtrauen zu müssen glaubte. Gefränkt hierüber verlangte Bernadotte vom Directorium den Abschied, welches ihn zum Gesandten am Wiener Hofe ernannte. Ein, durch Aufpflanzung der dreifarbigten Fahne über dem Gesandtschaftshotel veranlaßter Tumult bewog ihn indeß, diese Stadt wieder zu verlassen. Er begab sich hierauf nach Rastadt und dann nach Paris. Am 16. August 1798 vermählte er sich mit Eugenie Bernhardine Desirée, der Schwester der Gemalin Josef Bonaparte's. Im Feldzuge von 1799 glänzte er unter Jourdan und wurde, als die Fortschritte der Verbündeten in Italien außerordentliche Maßregeln nothwendig machten, ins Kriegsministerium berufen. Auch hier glänzte sein Genie, aber nach 3 Monaten ward er von Sieyès von dem in der drohendsten Zeit mit staunenswerther Umsicht verwalteten Posten hinterlistig verdrängt, worauf er sich tief im Innersten verlegt in die Einsamkeit zurückzog. Doch es war keine Zeit zur Muße für Männer seines Gleichen. Der 18. Brumaire rieth es dem N. Bonaparte, ihn in den Staatsrath zu rufen, von wo er erst 1800 schied, um den durch einige Chouanscheß in der Vendée erregten Aufruhr durch seine Maßregeln voll Menschlichkeit im Entstehen zu ersticken. Das Jahr 1804 brachte ihm den verdienten Marschallstab und die große Decoration der Ehrenlegion. In der Schlacht bei Austerlitz bildete sein Corps den Mittelpunkt und sprengte das Centrum der russischen Armee. Am 5. Juni 1806 erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Pontecorvo. Im Kriege gegen Preußen führte er das erste Armeecorps, verfolgte den General Blücher bis Lübeck und nöthigte ihn zu capituliren. Er war der einzige französische Anführer, der das traurige Schicksal dieser Stadt ernstlich zu mildern bemüht war. Auch gegen die auf der Trave gefangenen 1500 Schweden benahm er sich sehr theilnehmend, was man in Schweden nach Verdienst zu würdigen wußte. Hierauf zog er nach Polen und

Altpreußen und lieferte am 25. Jänner 1807 das blutige Treffen bei Mohrungen. Nicht minder geistvoll löste Bernadotte seine spätern Aufträge in Dänemark, bei Wagram und auf Walcheren, bis ihm Napoleon zu mißtrauen begann und ihn auf sein Fürstenthum verwies. Doch hatte Frankreich seinem Genie keinen bessern Dank zu geben, so bot ihm Schweden einen Königsthron. König Karl XIII. hatte den berühmten Fürsten von Pontecorvo am 18. August 1810 den Ständen zum Thronfolger vorgeschlagen und am 5. November adoptirte er ihn. Bernadotte nahm den Namen Karl Johann an und leistete vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger, worauf ihm die Stände huldigten. Schon als Karl XIII. noch lebte, leitete Karl Johann die Regierung zum Segen Schwedens und als er am 5. Februar 1818 den Thron bestieg, that er Alles, was seine Kraft vermochte, um das Vertrauen und die Liebe seines Volkes zu fesseln. Seiner eben so glücklichen, als beglückenden Regierung über Schweden setzte der Tod in seinem 80. Jahre am 8. März 1844 ein Ende, welches das ganze Land tief betrauern mußte. Ihm folgte in der Regierung sein einziger Sohn Oskar, der gegenwärtig regierende König von Schweden und Norwegen, welcher seit 1844 den Thron bestiegen hat, um das segensreiche, von seinem unsterblichen Vater begonnene Werk der Beglückung seiner Völker im liberalen Sinne zu vollenden.



Ein verschwendetes Leben.

Novelle

von

Friedrich Steinebach.

Motto: Trotz Freundeswort und Mitgeföhlgeberden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Lenau.

I.

Man toupirte, nesselte und frisirte in Wien ohne Ende, die muntersten, lebensfrohen Gesichter belebten die Straßen, während in jedem Haushalt ein geschäftiges Treiben und rastlose Regsamkeit herrschte — denn die Marquise wie die Grisette, vom Marschall bis zum bescheidenen Studiosus, wollte sich jedermann gütlich thun nach dem Stande seiner Finanzen.

Der Carneval des Jahres 1790 hatte begonnen und die Lustbarkeit war so allgemein, daß es schien, man wolle

sich für die vorhergegangenen Tage des Ernstes und der Trauer entschädigen *), ohne im geringsten den nahen Schmerz zu ahnen, der selbst die lachendste Miene umflorte **).

Doch diese allgemeine Freude vermochte nicht den Schmerz des Einzelnen zu lindern, die allgemeine Lustbarkeit hinderte es nicht im geringsten, daß ein Paar Augen und noch dazu recht gute, liebliche Augen, von Thränen überflossen, und daß zwei Herzen bang und schmerzlich schlugen. Denn das Getöse der Welt vermag den Kummer zu übertäuben, zum Schweigen bringen kann es ihn nicht. Der Wurm nagt im Stillen, aber um so eifriger fort!

Am untern Werd in der Benediger=Au (heut zu Tage »Jägerzeile« genannt, weil sie einst von Jägern und Fischern bewohnt war) stand auf der rechten Seite gegen den Prater, an der Stelle, wo jetzt ein palastähnliches Gebäude seine stolzen Fronten erhebt, eine kleine unscheinliche Hütte. Ein Rest aus längst vergangenen Zeiten. — Dereinst vom Fischer Sieghart bewohnt, war sie nach dessen frühem Ende das Eigenthum der Witwe geworden; und obgleich sie klein und ärmlich schien, so war sie doch so rein und wohnlich erhalten, daß so manches Auge mit neidischem Wohlbehagen auf ihrem Eigenthum weilte, außer dem sie in der lieben, weiten Welt nichts besaß als ihre Tochter, Anna genannt. Doch welcher Reichthum unermesbarer Größe liegt für ein Mutterherz eben hierin, und somit war Frau Sieghard

*) Ich erinnere hier an die, auf den unglücklichen Krieg gegen die Pforte gefolgten Unruhen in den Erbstaaten. Der Verf.

***) Der große Kaiser Joseph II. starb am 20. Februar 1790. Der Verf.

auch seelenvergnügt, daß ihr kein Erdenloß, im Vergleich mit ihrer Habe, beneidenswerth schien.

Eben dieser Anna gehörten an jenem Tage die weinenden Augen und das beängstigte Herz. Dieses Mädchen in dem bescheidenen cattunen Kleide, das sich oben am Halse schloß, und dennoch ihre Reize in ein vortheilhafteres Licht stellte, als unser modisches Entpuppungssystem, mit der Schürze von Linnen, dem glattgestrichenen Haar, dieses Mädchen voll unnennbarem Reiz der schlichten, schmucklosen Tugend, stand an der Schwelle des bezeichneten Häuschens. Die untergehende Sonne erhöhte die Röthe ihrer gutmüthigen Züge, und brach sich mit tausend Farben in den Thränen, die über ihre Wangen flossen. Sie sagte wohl schon ein dutzend Mal dem jungen Wandersmann: »Lebe wohl!« der vor ihr stand, ihre Hand in der seinen hielt, und mit wahrem Heldenmuth das Wasser zurückdrängte, das seine Blicke zu umschleiern drohte; obwohl bisweilen der Ermel seines Zwischrockes etwas aus den Augen wischte, was nur er allein für keine Thräne erkennen wollte, indem er eine lustige Miene, so gut es ging, anzunehmen versuchte.

Selbst trostlos, gab derselbe sich die fruchtlose Mühe, Anna zu trösten, drückte innig des Mädchens Hand und sprach: »Laß' es gut sein! Wir sehen uns ja bald, recht bald wieder!« Er bat die alte Mutter um ihren Segen, zog die Mütze und — schied. — Oft noch blickte er, sein Taschentuch schwenkend, nach jenem Häuschen zurück, das ihm mehr werth schien als die ganze Welt . . . Die Entfernung wuchs . . . Die Jägerzeile war zu Ende . . . Er bog um die Ecke und sah sie nicht mehr! . . . Anna hatte ein Schirmdach gegen die Sonnenstrahlen mit der Hand ob den Augen gebildet, verfolgte ihn lange mit den sehnächtigen Blicken und lange noch, als er ihrem Auge bereits entschwunden war, stand das Mädchen noch regungslos still an der

Schwelle. Sie wußte nicht, was sie dachte, was sie empfand — sie wußte nicht, wie ihr geschah! . . .

Conrad Ruben, der eben von Anna geschieden war, setzte inzwischen schwermüthig die begonnene Wanderschaft fort. Nach Innsbruck ging seine Reise.

Ruben war früh verwaist, seiner Lieben beraubt, und keine schützende Hand führte ihn ein ins fremde Leben. Sein Vater starb, als er kaum das Licht der Welt erblickt hatte; seine Mutter hatte zu viel von dem Honig des Ehestandes genossen, um nicht zu einem neuen Bündniß zu schreiten, und Wernher, der neue Vater, faßte einen so unverföhnlichen Haß gegen den Sprossen der früheren Ehe, daß dieser Groll und die daraus entspringende Härte einzig und allein überboten wurde von dem hartherzigen Ingrim, mit welchem Wernher's leiblicher Sohn den lästigen Stiefbruder verfolgte. Doch die Hand des Herrn schien das neue Bündniß nicht gesegnet zu haben. Ehe ein Jahr zu Ende ging, war Herr Wernher ein Witwer von neuem, und Conrads Leben, das der schützenden Arme der Mutter beraubt war, drohte eine Kette von Qualen und bitterster Kränkung zu werden. Kaum aber war Conrad zum vollen Bewußtsein und Gebrauch seiner Geisteskräfte gekommen, so entwickelte er die überraschendsten Talente zur Malerkunst und — damals, wo man an Wunderkindern noch nicht so reich war wie jetzt — konnten seine genialen Anlagen nicht lange unbeachtet verkümmern. Der für die Kunst nur zu früh verblichene Keller war seinem Vater, wenn er je diesen heiligen Namen verdiente, auf's Innigste befreundet; er erkannte des Knabens bittere Lage in dem Hause seiner Eltern, und gegen geringen Lohn übernahm es der Maler, den Jünger der Kunst zu verpflegen und die keimenden Talente auf's sorgfältigste schön zu entfalten. Es geschah. Wernher war froh, den Lästigen so leichten Kaufes los

und ledig zu werden, und der tiefgekränkte Conrad begrüßte die neue Wohnung so freudig und entzückt, als wäre sie ein Paradies. Doch die Meisterschaft ist schwer errungen, und ehe noch der geniale Funke in dem Geiste des Jünglings zur leuchtenden Flamme aufschlagen konnte, fand man Herrn Wernher, den leidenschaftlichen Jäger, eines Tages vom Schlage getroffen im Walde. Conrads Stiefbruder griff gierig nach dem Habe des Vaters, verließ die Stadt Wien, und ohne seinem Verwandten die Hand zum Abschied zu reichen, ohne ein Wörtchen der Liebe, war er eines Tages verschwunden und Niemand wußte, wohin Bruder Lustig seine Schritte gewendet habe. — Conrads edles, unverderbtes Gemüth konnte nicht umhin, dem Gedächtniß des Vaters eine Thräne zu weihen, obwohl er mit seinem Verlust gar wenig verloren hatte; und seufzend sah er dem wohlhabenden Stiefbruder nach, der herzlos sich abwendend seine Straße zog.

So mächtig ist in unserer Brust der Trieb, doch Etwas des Verwandten oder Theueren sein zu nennen auf der Welt, und es bleibt ein unermessbar schmerzliches Gefühl, allein, ganz allein zu stehen — Niemand zu wissen auf der weiten Erde, mit dem wir Lust und Weh theilen können, das unsere Brust durchzieht! . . . Noch war ihm der theure Maler und die göttliche Kunst geblieben. Aber der Schmerz kommt selten allein, und so war es auch hier. Damals, wo noch weniger vielfältig, dafür aber auch nicht so einfältig gepinselt wurde, blieb Keller's Talent nicht verborgen, und obwohl arm in der Gegenwart, stand demselben eine reiche Zukunft bevor.

Der damals lebende Marchese di Pitti, heimkehrend von einer Reise nach dem Norden Europa's, beschied den Künstler zu sich, bot demselben einen Platz in seinem comfortablen Reisewagen an, und trug ihm auf, seinen welt-

berühmten Palast zu Florenz mit neuen Kunstwerken zu bereichern. Keller durfte das gebotene Glück nicht von sich stoßen, und freudig schnürte der Maler seinen Bündel, der wohl den Wagen nicht um Vieles erschwert haben mochte. Conrad aber traf diese Nachricht wie ein Blitz bei wolkenlosem Himmel. Bittere Thränen rollten über seine jugendlichen Wangen, und in seiner Seele gab es einen schweren, unbeschreiblichen Kampf, indem er sich, der Verzweiflung nahe, von dem Letzten losriß, was ihm theuer war. Keller wagte wohl an den Marchese die Bitte, seinen Schüler mitnehmen zu dürfen, aber es war umsonst. Das Plätzchen, welches dem Künstler gegönnt war, konnte nicht beide fassen, und der reiche Andrea war kein wahrer Verehrer der Kunst. Wie der stolze Geldmensch die Brosamen seiner Gnade den Armen vorwirft, um sich an ihrer Demuth zu weiden, so nährte der Marquis mit dem Abhub seiner Tafel die Künste, um mit ihren Meisterwerken zu prunken, und sich zu sonnen in den Strahlen erkaufter Genies! — Noch eine Nacht brachte Keller in seiner Heimat zu, für Conrad eine lange, schlaflose Nacht. Aufsigend in seinem bescheidenen Lager dachte er mit Wehmuth über sein künftiges Leben nach, und unwillkürlich hingezogen zu dem einzigen Wesen, das je ein freundliches Wort an ihn gerichtet hatte, schlich er beim Scheine der Lampe zum schlummernden Meister, betrachtete im innigen Dankgeföhle die theuern Züge, und faltete betend die Hände; betend, daß der Himmel ihm tausendfach vergelte all' das Liebe, was er ihm, dem Verstoßenen, gethan. Die Stunden verrannen, er wurde nicht müde für lange Zeit, vielleicht zum letzten Mal, dies Antlitz zu betrachten, bis seine Lippen die Lippen des Meisters berührten . . . Keller erwachte. . . . Die Sonne begann den Himmel zu röthen . . . Conrad stand allein in der Stube . . . Er wäre mit

Freuden barfuß nach Florenz gelaufen, aber die ruhigere Ueberlegung hieß ihn zum letzten Rettungsanker des Sterblichen zu greifen: zur Hoffnung auf die kommende Zeit.

In einer ärmlichen Dachkammer der erwähnten Jägerzeile stand die Staffelei des strebenden Künstlers, dessen ganzes bewegliches Gut in einem Feldbett und einer Truhe bestand. Unbewegliches Gut kannte er nicht, als das felsenfeste Vertrauen zur göttlichen Kunst. Dasselbe durfte ihn auch nicht verlassen, denn der Pfad des Künstlers ist steinig, leidvoll und steil! Seine Armuth nöthigte ihn fern ab von den Palästen der Reichen zu wohnen, und das ihn umgebende Elend hat genug an der Wirklichkeit desselben, ohne den Wunsch nach dessen Conterfei zu empfinden, somit bekam er nur selten Stoff für seinen trefflichen Pinsel, und — da leider! die Kunst stets Betteln muß von des Lebens Ueberfluß — auch wenig Verdienst. Die Sorge für den Leib hemmt die Schwingen des Geistes, die Materie flammert sich hindernd an den Flügelschlag der Phantasie! . . .

Eines Tages saß Conrad bei Sonnenuntergang am Ufer der Donau, um — die zarten Tinten dieses herrlichen Moments nach der Natur copirend — die letzten Pinselstriche an einem großen Gemälde zu machen, welches reichen Lohn seiner Kunst zu bringen versprach. Die lautlose Stille des Abends, welche nur durch das Wispern der Blätter unterbrochen ward, oder durch das Zirpen des Heimchens, das dem Herrn sein Loblied sang, dieses erhabene Schauspiel, voll des unnennbaren Zaubers, beschäftigte den Maler so sehr, daß er den schwankenden Einbäumler *)

*) Einbäumler, oder im Wiener Dialekte „Dabamler“ genannt, ist ein ausgehöhlter Baum, dessen sich die Schiffer auf der Donau, nicht selten auch in Oberösterreich auf Seen, namentlich am Otmundner See, statt der kostspieligeren Fahrzeuge bedienen.

nicht merkte, der schief die Wellen der Donau durchschnitt und von einer Au herübersteuernd, sich plätschernd dem Ufer nahte, an welchem er sich gelagert hatte. Das kleine, schwankende Fahrzeug wurde von einem alten Manne geleitet, der offenbar des Gehöres beraubt war, sonst hätte er den Warnungsruf vernommen, der von einem stromabwärts gleitenden Floß an ihn gerichtet wurde, indem das letztere seinem Schiffchen verderblich zu werden drohte.

Aber sei dem wie ihm wolle, der Alte beachtete den Ruf der Flößer nicht, welche aus Leibeskräften ihr Fahrzeug im Laufe zu hemmen suchten, während ein plötzlicher Windstoß dieselben so unvermuthet vorwärts trieb, daß der Einbäumler, ob dem Zusammenstoß, umschlug, und ein Schmerzensschrei durchbebte die Luft. Das Floß trieb stromabwärts, der Alte verschwand, und in weiten und weiteren Kreisen schloß sich das Wasser über dem ertrinkenden Schiffer. Conrad blieb aber nicht müßig. Bild und Pinsel schleuderte er von sich, eilte am Ufer hin, band sein Halstuch an einen herabhängenden Baumast, knüpfte Gürtel und Halstuch daran, und halb im Wasser stehend, harrte er des auftauchenden Alten. Ein Stück ober ihm erhob sich ein Kopf und ein Arm . . . die Lebenslust rang mit den Wogen . . . verzweifelt klammerte sich seine Hand an ein schwankendes Gesträuch . . . aber umsonst! — es trug seine Last nicht . . . ein Stöhnen durchzitterte die Luft . . . der Arm war verschwunden. Conrad aber, einen flehenden Blick zum Himmel sendend, tauchte tiefer und tiefer ins Wasser . . . der Baumast drohte zu brechen . . . da zieht er am Arme den Ertrinkenden wieder ans Land . . .

Nach langer Zeit erwachte der Alte in seiner Hütte; da Conrad, in ihm den Fischer Sieghard erkennend, den Bewußtlosen bis zur Straße getragen und daselbst auf den Wagen eines vorüberfahrenden Bauern gelegt hatte, welcher,

unter Begleitung des Retters, den Fischer bis an die Hütte fuhr, vor welcher beim Beginne unserer Erzählung Anna und Conrad Abschied nahmen. Mit wenigen Worten erzählte der Maler das Geschehene, ohne sein Verdienst besonders hervorzuheben, mit innigem Händedruck dankte ihm des Fischers Weib, während die gute Anna im Uebermaß der Freude mit rascher Bewegung seine Hände mit Küssen der Dankbarkeit bedeckte, worauf Conrad, sie eilig entziehend, durch die offene Hausthür verschwand. Mit Sturmesseile lief er zur bewußten Stelle zurück, denn sein Bild, auf dem seine Hoffnung stand, mußte wohl leiden unter dem Regen, der stärker und stärker zur Erde fiel. Er erreichte die Stelle . . . da war aber weit und breit kein Bildniß zu sehen . . . Pinsel und Palette lagen zerstreut am Boden . . . die Farben theilten sich bereits durcheinanderschwimmend dem Grase mit, und fernab trieben die Wellen etwas schaukelnd dahin . . . es war des Malers Bild! . . . Taumelnd vor Schmerz zog es ihn zur Donau hinab . . . händeringend, wie die Mutter um das verlorene Kind, stand er am Ufer, und folgte dem verlorenen Gemälde mit thränenarmen Blick . . . Der Regen hatte ihn bereits vollends durchnäßt, der Sturm verwirrte die flatternden Haare und Nacht war es längst um ihn her . . . sein Auge folgte den Wellen . . . Endlich nahm er sein Geräthe auf und kehrte wie ein Träumender heim. Sein Haus lag zunächst an der Hütte des Fischers, er kam an der Wohnung Sieghards vorüber, und warf einen Blick durch das von Bleistreifen durchzogene Fenster. Der Alte lag lächelnd in einem wohlthuenden Schlummer, über ihn gebeugt lauschte sein Weib, als wollte sie böse Träume verscheuchen. Anna aber sah er am Boden knien, den Blick zum holzgeschnitzten Christus, in der Ecke der Stube ob dem Eßtisch, erhebend, während ihre Lippen Segen und Glück herabsiehten auf den unbekann-

ten Retter des Vaters . . . Seltsam! der Maler verstand nicht, was ihre Lippe sprach und dennoch war er gewiß, daß er allein der Gegenstand dieses Gebetes sein müsse . . . Er stand lange, stand lächelnd an dem ärmlichen Fenster und schloß, heimgekehrt — kein Auge, bis Ermattung den Jüngling in einen sanften Schlummer wiegte.

Am andern Morgen nahm er von Neuem die Arbeit vor, welche das Element ihm zerstört hatte, aber zum ersten Mal in seinem Leben — sank die Hand, die den Pinsel führte, träg und arbeitscheu in den Schooß. Er wußte selbst nicht, wie es ihm befiel, doch war er gar bald mit sich im Klaren, daß er nachsehen müsse bei Sieghard. Dieser Gedanke schien ihn neu zu beleben. Ein ärmlicher Lederbeutel wurde um ein paar mühsam ersparte Silbermünzen leichter gemacht, und mit Eins stand der Maler bepackt vor der Hütte. Der Fischer war ziemlich hergestellt, aber durfte, vielmehr konnte das Bett nicht verlassen. Conrad wies allen Dank zurück und wußte es so gut zu leiten, daß er unter Vorwänden aller Art seinen Vorrath an Lebensmitteln auf dem Tischchen auspacken konnte, ohne die Armen zu kränken. Von dem großen Verluste bei der Rettung des Vaters sagte er keine Sylbe. Und so geschah es öfter. Die alten Leute segneten den Maler, der sich überglücklich fühlte, von Anna einen freundlichen Blick zu erhaschen, und dann in dieser Seligkeit schwelgend, den ganzen Tag über singend, froh wie die Lerche, an der Staffelei in seinem Stübchen saß. War früher sein Pinsel emsig und geschickt, so schien ihn jetzt eine unsichtbare Macht zu beflügeln. Er bekam Arbeit in Hülle und Fülle, sein Verdienst nahm zu, und dies hatte zur Folge, daß er täglich bepackter vor Sieghard erschien. Die gute Kost stellte die Kräfte des Fischers schnell wieder her. Der Alte nahm wieder sein Reg, ging seiner Arbeit nach, und — Conrad fühlte, daß es überflüssig

sei. Doch zog es ihn öfter denn je nach der Fischerhütte. Er hatte Anna öfter gesehen . . . Die Gefälligkeiten von seiner Seite wurden durch Arbeiten und kleine Freundschaftsdienste erwidert . . . Jedermann weiß, wie die Herzen der Menschen an Kleinigkeiten hängen . . . bei der Jugend ist von der Freundschaft zur Liebe nur Ein Schritt . . . und so war es gewiß, daß Eines ohne dem Andern nicht mehr leben konnte. Sie wenigstens dachten nicht anders! Sie hatten sich nicht Eide geleistet und nicht Unterpfänder der Treue ausgetauscht. Conrad war wohl schön zu nennen, doch Anna war lang kein Ideal, wie es die Maler suchen, obgleich in ihrem — ich möchte sagen: »lieben Wiener-Gesichtchen« — gar viel Liebreiz sich zeigte; dennoch hatten sich schnell im Stillen zwei unverdorbene Herzen verstanden. — Da langte eines Tages der Briefbote ein Schreiben dem Maler beim Fenster herein, als er eben bei Anna's Mutter saß. Die Schriftzüge waren ihm fremd, hastig erbrach er das Siegel und las. Der Brief kam von seinem Stiefbruder in Innsbruck. Schwer erkrankt rief er den so lange Verstorbenen zu sich. Sein Gewissen war wohl, nach einem Leben, das einem Freudenrausche glich, endlich erwacht, und mahnte ihn, nicht feindlich gegen diejenigen aus der Welt zu gehen, dem er so weh gethan hatte, ohne Grund und ohne dessen Schuld. Anna horchte ängstlich auf den Inhalt des Briefes, sie stimmte mit ein, als der entzückte Maler zur Stelle zu reisen verlangte; dennoch aber, war es Angst oder was immer, dennoch war sie plötzlich schweigsam und stille, während sich eine Thräne über die Wange schlich. Sie verließ die Stube, saß an der Wasserbank in der Küche nieder und schluchzte wie ein Kind . . .

Abends an demselben Tage wanderte, trotz Winter und Kälte, der Maler auf der Straße nach Innsbruck, welche er so eilig verfolgte, als könnte er noch heute ihr

Ende erreichen, gleich den siegenden Deutschen, die bei Passau frugen, in welcher Richtung Paris liege.

II.

Das Reisen ist eine wahre Lust, wenn eine volle Börse unsere Pfade ebnet. Sonst webt sich manche düstere Stunde in unsere Wanderschaft ein. Conrad aber, obwohl es nicht zum Besten mit seinen Finanzen stand, zog munter und froh seine Straße, denn das Glück, einen Blutsverwandten in seine Arme zu schließen, besflügelte seine Schritte. Ihm, wie jedem besser fühlenden Herzen schien ein süßer, bewältigender Zauber in diesen heiligen Banden zu liegen, deren Namen er wohl kannte, doch ihre Süßigkeit sollte er jetzt erst erkennen. Trotz Schneegestöber setzte er daher seine Reise auf's eiligste fort, und stand mit klopfender Brust vor Innsbruck, das er sich so reizend im Geiste ausgemalt hatte. Die Schwanengasse, Nr. 9, drei Treppen hoch, war schnell gefunden; er legte, den Schmutz von seinen Kleidern schüttelnd, die zitternde Hand an die Klinke und trat in die Stube. Alles war schweigsam und stille. Zweifelhaft, welche von beiden Thüren er öffnen sollte, um zum Zimmer seines Bruders zu kommen, stand er im Vorgemach, als ihm ein altes Mütterchen in den Weg trat und nach seinem Begehr fragte. — Sie wies ihm die Pforte mit düsteren Blicken. Conrad trat ein voll glühender Liebe, trunken von der Seligkeit, seinen Bruder in seine Arme zu schließen — und kam zu spät! Er reichte ihm keine Hand mehr zur Versöhnung, er bat ihn nicht mehr um Liebe — kalt und starr lag er in der letzten Behausung! — Keine Worte vermögen Conrads Schmerz zu beschreiben, kurz — er war kein

lachender Erbe. Der Rest des Vermögens fiel laut Testament demselben allein zu, und obschon es nicht von großer Bedeutung war, so glaubte sich Conrad reicher, als er je zu werden verhoffte. Innsbruck, das ihm beim Einmarsche so reizend dünkte, schien ihm jetzt düster und unheimlich zu sein. Sein Herz zog ihn zwar nach Wien zurück, die Liebe zur Kunst ließ aber heftiger denn je die Sehnsucht nach seinem Lehrer erwachen. Florenz, mit seinen Schätzen, Kellern, den er vielleicht nie wieder gesehen hätte, sie entflammten seine Seele zum glühendsten Wunsch, der einen heftigen Streit mit seiner Liebe zu Anna bestand. Doch er wollte nicht mehr vor ihr erscheinen, ohne ein Meister zu sein. Als solcher nur wollte er ihr seine Hand und sein Herz verpfänden für ewig. Er schrieb ihr ja oft und viel, so wie sie es that; er konnte so viel lernen und sehen, wovon seine Seele noch keine Ahnung hatte; schwelgen konnte er in der Bewunderung der Meisterwerke, wozu ihm das Schicksal die Mittel bot . . . und er sollte als Stümper heimkehren? Er wäre Anna's Liebe nicht würdig, er wäre kein Mann, und — als Folge dieser Gedanken — verließ er Tirol, durcheilte Oberitalien und rastete erst am festgesetzten Ziele zu Florenz. Er miethete ein schönes, aber bescheidenes Zimmer, kleidete sich besser als früher und suchte seinen Meister, nach dem er sich mit wachsender Ungeduld sehnte. Der majestätische, mehr denn hundert Schritt lange Palast Pitti stand vor seinen verwunderten Blicken, und Conrad glaubte ob all' der Pracht, die er hier und im Schlosse beim Garten Boboli sah, in ein Märchen aus »Tausend und Eine Nacht« versetzt zu sein, oder zu träumen. Den Meister aber fand er noch nicht, denn mit dem Marchese war er nach Neapel gereist, um daselbst einige Gemälde nach der Natur zu vollenden. Conrad war wohl mißvergnügt über diese Zögerung, doch er, in dessen Brust so

mächtige Flammen für seine Kunst stets höher emporschlugen, schwelgte in Anschauung all' dieser Meisterwerke, die in Florenz, der Residenz der Künste, sich in zahlloser Menge entfalten, und unbemerkt entschwanden ihm Stunden, Tage und Wochen! . . .

In der Loggia des Palastes Vecchio stand Conrad eines Tages in Anschauung des weltberühmten Perseus, von Benvenuto Cellini, vertieft, und vergaß, daß der hereinbrechende Abend die Fremden zum Aufbruch ermahnte, indem man die Halle vor der Dämmerung abschloß. Da berührte etwas seinen Fuß und der unvermuthete Gegenstand, der ihn aus seiner Begeisterung weckte, war — — ganz prosaisch: eine Pomeranze. Er sah erstaunt um sich, und erblickte an der Seite der Loggia eine Dame mit Anschauung der Fresken beschäftigt. Zufällig oder nicht war die Frucht ihren Händen entfallen, denn keine andere lebende Seele war in der Halle zu finden. Mit ehrfurchtsvoller Geberde überreichte Conrad die Pomeranze, welche die Dame mit verbindlichem Lächeln und Worten des Dankes in ihre schneeige Hand nahm. Mit Eins erstarben auf Conrad's Lippen die Laute, und wie angefesselt stand er voll von Entzücken über die reizende Gestalt dieser Dame. Welche Glut strahlten diese zauberischen Blicke, welch' umstrickende Sirenenstimme kam von diesen schwellenden Lippen! Wie zitterten diese süßen Töne in seinem Herzen nach, gleich den Klängen der Saiten durch die schaukelnden Rüste! Diese runden, üppigen Formen, dieses seidene Haar, das an Schwärze das Ebenholz selbst beschämte, all' diese Reize von einem sorgsam gewählten Kleide umhüllt . . . sie machten seine Gedanken wirbeln, denn er hatte die Frauenschönheit nie in solcher Vollendung erblickt. Die Unbekannte ihrerseits, sich an der Verlegenheit dieses blühenden Jünglings weidend, ruhte mit sehnsüchtig-trunkenen Blicken auf

seinen schönen, hiedern Zügen. Sie, die in der großen Welt zu leben gewohnt war, vertraut mit allen Ränken und Schlichen, fand ein unbeschreibliches Behagen an dieser schüchternen Einfalt, die sich in diesem, sonst so geistvollen Antlitz bekundete. Das Band des Schweigens wurde von ihr gelöst, und Conrad errang seine Fassung. Man sprach von Malerei und Künsten aller Art, und Conrad, aus dessen Augen der geniale Funke sprühte, mußte mit staunender Beschämung gestehen, wie wenig Erfahrung und Kenntnisse er besitze, gegenüber dieser Dame, die nicht weniger gefährlich zu werden drohte, als die Coreley den nahenden Schiffern. Er wurde gesprächiger, und da er stets sein Herz auf den Lippen trug, so bekannte er seine Verhältnisse ohne Zögern, auf's innigste bedauernd, daß der Palast Pitti für ihn noch immer verschlossen sei, denn sein Meister war verreist, und ohne Gunst werden all' die Reize der Kunst nicht dem Fremden erschlossen. Da sich eben der Schließer der Loggia nahte, so sprach mit einem zündenden Blick die Dame: »Wollt Ihr mich morgen im Palaste Riccardi besuchen, so steht Euch der ersehnte Kunstschatz offen? — Nennt euren Namen und man führt Euch zu mir!« und leichten Schrittes enteilte die Schöne. — Conrad stand noch wie ein Träumer, als der Schließer ihn störte. Gedankenvoll kehrte er heim, gedankenvoll saß er daselbst, und sein Auge fiel auf ein Bildchen, das er einst selbst gemalt, es war Anna's Porträt . . .

Diese Augen, diese einfachen, matten Züge, dies schlichte Wesen . . . wie war es himmelweit von seiner Fremden verschieden! — Die Pomeranze drohte der Wendepunkt seines Lebens zu werden! und wäre dies unmöglich gewesen? Eine Handbewegung, einige übereilte Worte haben oft die größten Ereignisse veranlaßt, weshalb sollte von einer Pomeranze nicht das Lebensglück des Einzelnen abhän-

gig sein? Kurz, der Vergleich fiel zu Anna's Nachtheil aus, und — sich selbst grollend, daß er so schlechte Farben für ihr Conterfei gewählt hatte, warf er dasselbe ins Feuer. Wohl gelobte er sich des andern Tages ihr Bildniß frischer und schöner zu pinseln, aber so oft er an die Staffelei ging, sah er immer die Büge der Fremden statt seinem Bräutchen erscheinen, und wenn wir vorwärts blicken, so vergingen Wochen, Monate, er hatte Anna noch nicht gemalt! Armer Conrad! dir wäre besser, du hättest das ärmliche Bildniß aus ärmlichen Zeiten nicht in die Flammen geworfen, es wäre Alles vielleicht geblieben — wie es war! ... Am andern Morgen machte Conrad die sorgfältigste Toilette. Das erste Mal besah er sich mit wohlgefälliger Eitelkeit in seinem Spiegel, der ihn zur Ueberzeugung brachte, daß er ein schöner Mann sei. Der Palast Riccardi war bald gefunden, sein Name genannt, und mit klopfender Brust erstieg er die marmorne Treppe. Eine mit Goldleisten eingelegte Thür that sich auf und Conrad stand im Vorgemach seiner Fremden. Ihr Salon war mit Tapeten von Sammt überkleidet, eingelegt mit Elfenbein. Grünseidene Gardinen ließen ein sanftes Licht in das Gemach dringen; der Estrich war mit einem prachtvollen Teppich belegt, und Wohlgerüche aller Art durchzogen die Lüfte. In der reizenden Tracht der reichen Italienerin begrüßte, mit einer anmuthigen Bewegung, die Dame den Maler. Das Gespräch war bald im besten Gange und steigerte das Interesse. Die Fremde ersuchte den Maler um zwei große Gemälde, welche er mit Entzücken zu malen versprach. Conrad hatte in der Stimmung, in der er sich jetzt befand, gewiß Alles versprochen, was man verlangte. Der Luxus, welcher ihn zum ersten Mal in seinem Leben so verschwenderisch umgab, die ungewohnten, somit ihn betäubenden Wohlgerüche aller Art, die verlockende Nähe seiner Beschützerin, ihre Anmuth, ihr Geist hätten

wohl selbst einen Erfahrneren entflammt. Conrad war in Glut und Entzücken aufgelöst, die Stunden entchwanden ihm wie Secunden, Mittag war erschienen, und — man hatte den Palast Pitti zu besuchen vergessen. Doch hierüber war Conrad nur um so glücklicher, denn er hatte doppelten Grund wieder zu kommen. Er malte die verlangten Gemälde, und wurde mit verschwenderischer Freigebigkeit belohnt. Lady Marion Middleton, so hieß nämlich seine großmüthige Freundin, wußte ihm kostbare Luxusartikel und Geschenke aller Art unter den schonendsten Vorwänden zu übersenden. Conrad, der unerfahrene Natursohn, wurde dadurch ganz irre an sich selbst. Er glaubte all' dieses durch seine Kunst zu erringen, er hielt sich für einen Meister seines Geschäftes, und bald brachte er seine freie Zeit ganz bei Marion zu.

Lady Middleton lächelte im Stillen, vergnügt über die leichte Beute ihrer Anmuth, sie sah, daß Conrad, bereits von ihr besiegt, ihr Slave geworden. Marion gab sich für die Witwe eines Lord aus. Sie galt als eine Schwestertochter der Gräfin Riccardi. Doch die böse Welt nimmt nicht alles für bare Münze, und findet bisweilen doch die Wahrheit heraus. Marion wurde in den Niederlanden geboren, wo ihr Vater, Schooten van Bosce, einer der reichsten Handels Herrn war. Somit genoß Marion eine treffliche Erziehung in Allem, was man heut zu Tage, wie damals, seine Bildung nennt. Malerei, Musik, Gesang und mehrere Sprachen waren ihre wichtigsten Grundlagen. Das Gemüth aber, das Herz — die wahre Krone der Weiblichkeit — ging leer aus. Ihr Vater war ein reicher Mann, und Geld hieß der Puls seines Lebens. Ohne diesen hielt er den Kampf des Lebens von vorn herein für verloren; doch mit demselben glaubte er keinen Sieg uners erreichbar. Daher war Geld das erste Ziel jedes Streben=

bei ihm, das Uebrige, meinte er, komme schon von selbst. Diese frugalen Ansichten fanden bei *Marion* ein gelehriges Ohr.

Früh zur eigenen Herrin geworden, im Besitz eines großen Vermögens, gewöhnte sie sich, im Bewußtsein ihrer siegreichen Schönheit, an ein planlos üppiges Leben. Das starke Geschlecht zögerte nicht, seine schwachen Herzen zu ihren Füßen zu legen, und mit achtzehn Jahren sah sich die gepriesene *Marion* von einem Kreis ihrer Verehrer umgeben. Als treue Schülerin ihres Vaters wußte sie die dargebotenen Schätze zu benützen, doch ihr Herz blieb frei, indem sich kein Gegenstand vorfand, der ihrer Liebe würdig schien, oder der die kluge Schönheit durch Geist und Anmuth wider Willen zu fesseln vermochte. Bald schien ihr das Treiben der Heimat zu materiell und, durch den steten Flor der Wechsel, all zu einförmig zu sein.

London, die Weltstadt, mit ihren ewigen Nebeln und dem weltberühmten Spleen schien der beste Ort für ihre Eroberungen zu sein. Energisch, wie *Marion* stets war, machte sie den Gedanken zur That, und im West End war sie bald die Sonne, um die sich bezauberte Lordschaften drehten. Zwei Jahre voll Siege und Triumphe verrannen, und das Herz *Marion's* blieb noch immer wie vor, obwohl man an dem Ruf der gepriesenen Sonne manche Flecken entdeckt haben wollte. Aber sei es wie immer, das südliche Klima schien plötzlich die Schönheit zu locken, und der Stadt der Freude — Paris — wandte sie ihr lächelndes Antlitz zu; obwohl vier Peers und ein Duzend Esquires aus Verzweiflung sich vor ihrem Fenster zu erschießen drohten. Ob sie es thaten oder nicht, davon schweigt die Geschichte. Aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge sind diese Herren nicht gewohnt, das Pulver, wie ihre Pfundnoten, für sich zu verschwenden, und sonach mögen sie etwa jetzt noch mit

grauen Haaren dieselbe Drohung wie damals erneuern. Nur dieß ist evident, daß Fräulein van B o s c e am Boulevard des Italiens als Lady Marion Middleton eine luxuriöse Wohnung bezog, um, wie man sagte, den Schmerz über Lord Middleton's Ableben durch die Freuden der geräuschvollen Hauptstadt zu mildern.

Eine so gewandte Schauspielerin auf der Bühne des Lebens wie Marion kannte gar bald das neue Terrain, und wußte es zu benützen. Zu ihrer im Zenith stehenden Schönheit gesellte sich ein trefflich gespielter Anflug von Schmerz, welcher über ihr früheres Leben ein Interesse warf, das sich täglich steigern mußte, da Lady Marion die Spannung zu erhalten wußte. Obwohl damals die Geheimnisse noch nicht im Schwung waren, so beschäftigte von jeher die Köpfe der fashionablen Pariser nichts so sehr, als jede neue, schöne und vor allem mysteriöse Erscheinung der Seinestadt. — Wir gehen über einen Zeitraum von vier Jahren hinweg, während welchem Marion wie früher, nur auf eine veränderte Weise, die ihr anvertrauten Talente zu verzinzen verstand. Nach diesem Zeitraume riethen ihr die Aerzte ein wärmeres Klima zu wählen, und »das Land, wo die Citronen blühen« sollte wieder ersetzen, was man in Genüssen vergeudet . . . Triest, Venedig, Mailand wußten sie nicht lange zu fesseln, bis das günstige Schicksal Marion in Florenz mit einer, weiß Gott im wievielten Grade, mit ihr verwandten Gräfin Riccardi zusammenführte. Die Frau, welche eben den herrlichen Palast allein bewohnte, war bereits ein altes Mütterchen voll Herzensgüte und Freundlichkeit. Sie nahm die theuere Verwandte mit offenen Armen auf, und Marion, die sich schnell in die Schwächen der Gräfin fand, opferte ihr so manches Stündchen. Die meistens einsam lebende Frau fand an dem unterhaltenden Umgang der Lady so viel Behagen,

daß sie ihr einen Flügel des Palastes zur Wohnung überließ, wo Marion, ihren Reichtum vorsichtig gebrauchend, da sie dessen Werth erkannte, auf Kosten der geschmeichelten Gräfin sorglos die Tage verträumte. That das milde Klima seine Schuldigkeit, oder siegte die gute Natur — kurz: Marion erholte sich schnell und ward schöner denn je. Die Ermattung ihrer physischen Kräfte hatte natürlich ein Interregnum in ihrem triumphirenden Leben veranlaßt. Mit Ruhe kam die Ueberlegung, ihr Herz begann sich nach einer innigeren, edleren Neigung zu sehnen und sie war zur Stelle gekommen, wo Conrads Wanderschaft ihren Lebenspfad kreuzte. — Bevor sie es ahnte, hatte sie, die so lange mit den dargebotenen Herzen spielte, eine so verzehrende Leidenschaft für den jungen Maler gefaßt, wie sie bisher noch niemals empfunden. Zum bleibenden Bund ihre Hand in die seinige zu legen, war das Ziel ihrer Wünsche, und, im Vertrauen auf ihre Macht über Conrad, baute sie bereits die reizendsten Luftschlösser im voraus. Seinen schlichten, deutschen Namen wünschte sie in einen klangvolleren zu vertauschen, und jede andere, fremde Leidenschaft, selbst die Liebe zur Kunst, hoffte sie zu verdrängen, um alleinige Beherrscherin seines Herzens zu sein. Conrad, wenn wir ihn belauschen, scheint ihren Wünschen entgegen zu kommen. Bereits ruht der Pinsel öfter als je, die Staffelei ist bestaubt und vertrocknet sind seine Farben. Ein Brief von Anna war unbeantwortet geblieben, ein zweiter folgte und lag unerbrochen in seiner Schatulle. Bisweilen tauchte sie, deren Liebe er gegen Marion niemals erwähnte, vor seiner Seele auf, aber die Erscheinung war stets schwächer, wie ein entschwebendes Nebelbild, und ihr stiller Reiz war nur zu leicht von Marion's strahlender Schönheit verdunkelt. Anna's Worte, die Zeugen einer innigen heiligen Liebe voll schuldloser Reinheit, erschienen ihm kalt und fro-

stig zu sein gegenüber von Marions flammenden Blicken, und jenen Boten einer verzehrenden Lust, die eben so glühend als vergänglich ist!

Marion, in der Ueberzeugung, daß nur die befriedigte Leidenschaft in Kurzem veriraucht, wußte leicht seine Flamme zu nähren, und so ging in Conrads Seele sein besseres Ich binnen wenigen Monden zu Grunde. Anna war vergessen, seine Kunst so wie sie, und der unbedachte Jüngling reichte seine fahle Hand dem stolzen, dem reichen Weibe zum ewigen Bunde . . . Mit Entzücken flocht Marion den Myrthenkranz ins Haar, mit Entzücken sprach Conrad sein bedeutsames Jawort, denn die Gegenwart war rosig und lächelnd, und das Auge der Menschen ist nur zu leicht geblendet. Die Vermählung war vorüber, und man verließ die Capelle, um diesen glücklichen Tag mit einem Feste zu beschließen. Das Volk drängte sich an die Pforten des Tempels, um die reichen Glücklichen zu sehen, und als Conrad sich in den Wagen schwang, durchzitterte ein gepreßter Schrei die Lüste, während ein armes, unbekanntes Weib zur Erde sank. Marion drückte sich in die weichen Kissen, um, wie sie meinte, die bejammernswerthe Kranke nicht zu erblicken, und legte eine Goldmünze in die Hand eines zunächst stehenden, ehrlichen Alten für jene Arme. Conrad war etwas betroffen bei diesem Wehruf, und — wie der Schweizer aufhorcht, wenn er fernher ein Alpenlied hört, so stand er einen Augenblick wie festgebannt an dem Schlage mit klopfender Brust. Der Wagen rollte davon . . . Conrad war schweigsam, eine Centnerlast drückte plötzlich sein Herz . . . Marion ahnte nicht, was ihn bedrängte, und der einstige Ruben schwieg jetzt so wie früher . . . Wozu auch? Seine Hand war gefesselt, er hatte Marion zur Frau gewählt, er hatte ihr zu Liebe selbst seinen Namen — wenn auch nach einem schweren

Kampfe — verläugnet, und der reiche Henry de Lesèvre sah vornehm auf den armen Conrad Ruben, den Maler, hernieder . . . Es war vorbei! Es war gewählt! . . . Der Streit in seiner Brust war ein nutzloser Kampf, . . . Es war zu spät! Marion, in deren Brust ursprünglich ein reicher Born des besseren Gefühls liegen mochte, der im Taumel der Freude unterdrückt worden war, sandte einen Diener, um Erkundigungen über das Weib einzuziehen, sobald sie ihre Wohnung erreichte. — Die Unglückliche war nicht in Folge einer Krankheit, sondern aus einem unerklärbaren Grunde zur Erde gesunken. Nach wenigen Minuten hatte sie wieder ihr Bewußtsein erlangt, und ein vorüberfahrender Arzt, Namens Kratter, nahm die Erwachende in seinen Wagen. Die nahe Hilfe mochte auch ihr Glück sein, denn als sie zur Erde sank, kam eine Hand unter das Rad von Marion's Wagen, und der Rässe des Bodens allein war es zuzuschreiben, daß ihre Hand, statt zermalmt zu werden, nur eine wenn gleich tiefe Wunde erhielt. Bei dieser Nachricht zuckte Marion schmerzlich zusammen, und ihre schönen Augen neigten sich mit Thränen der Reue, denn sie zürnte sich selbst im Innern, daß sie nicht selbst jene Unglückliche unterstützte. Unmöglich ist es aber, die Veränderung zu beschreiben, welche diese Mittheilung in Conrad's Zügen bewirkte. Seine Zähne schlugen an einander, er ward leichenblaß und Fieberfrost schüttelte seinen Leib. Mit Mühe errang er seine Fassung wieder, das Fest begann, und obwohl man anfangs verstimmt war, so herrschte doch binnen Kurzem die lachendste Freude.

Conrad wurde durch Keller's unvermuthete Ankunft nach so langer Abwesenheit überrascht, und seit dem Augenblick, als sein Meister von einst das Fest verherrlichte, war vollends jede Wolke von seiner Stirne gewichen. Erst um

Mitternacht verödeten die Säle. Am andern Morgen stand die Scene vor der Kirche lebhafter als gestern vor seiner Seele. Anna's Bildniß sah er mit einer seltenen Klarheit vor sich, die bescheidene Hütte dünkte ihm mit Eins nicht so verächtlich wie seit Langem . . . des Fischers Rettung . . . Anna's Dank . . . und tausend Liebes von einst erhob sich neu belebt aus dem langen, betäubenden Schlummer. Das Weib an der Pforte schien ihn stets — er wußte selbst nicht weshalb — an die Tochter des Fischers zu mahnen, und er fand keine Raft, bis er die Schwelle bei Doctor Kratter betrat.

Conrad, vielmehr Henry de Lefèvre, suchte schnell einen Stuhl zu erreichen, so groß war die Aufregung, in der er gekommen war. Der Doctor hatte wirklich die Unbekannte zu sich genommen, ihre Wunde war tief, doch nicht gefährlich, und der sorgsame Verband ließ eine baldige Besserung hoffen, doch mußte jedenfalls eine breite Narbe zurückbleiben. Mit auffallender Hast verlangte Henry die Verwundete zu sehen, denn er hoffte endlich diesen Streit in seiner Brust zu beenden, und jede, selbst die bitterste Gewißheit war ihm leichter zu ertragen, als dieser folternde Zweifel.

»Führen Sie mich zu ihr,« rief er, sich bewegt erhebend, »Herr Doctor, ich beschwöre Sie, kann ich sie sehen?«

»Leider ist es mir unmöglich.«

»Sie befürchten,« fiel ihm aufgereggt Henry in die Rede, »Sie befürchten, ich möchte ihren Schlummer stören . . . oder die Gemüthsbewegung könnte ihr schaden? Gewiß, Herr Doctor! ich meide jedes Geräusch . . . nur sie sehen, nur einen Augenblick bitte ich, sie sehen zu dürfen.«

»Mein Herr,« entgegnete Kratter verwundert, »Sie nehmen so innigen Theil an dieser Fremden . . .«

»Das heißt,« sprach Henry verlegen, »es ist mir höchst

unangenehm, daß es gerade mein Wagen war, durch welchen dieses Unglück geschah.«

»Ich wollte nur sagen, daß es mir eben dieser Theilnahme wegen um so schmerzlicher ist, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können . . . Sie ist nicht mehr bei mir.«

»So wissen Sie wohl den Ort?«

»Auch dieß nicht. Als ich heute am frühen Morgen aus Bett meiner Verwundeten trat, fand ich sie, zu meinem Erstaunen, vollkommen angekleidet und mich mit Sehnsucht erwartend. Mit warmen Worten dankte sie für meine Güte, und wollte mich lohnen von ihrer ärmlichen Habe. In der Meinung, sie befürchte mir lästig zu fallen, versicherte ich sie des Gegentheils, und meine Frau that desgleichen. Doch das Mädchen, welches, die Verletzungen vom Fall abgerechnet, reizend sein möchte, erwiderte mit tiefer Trauer: Mein, Herr Doctor, ich danke! Zu lange schon blieb ich in dieser Stadt, zu lange . . . habe ich die hinter mir . . . dann ist mein letzter Kampf vorbei! . . . Sie sagte dieß mit einer rührenden Stimme, begleitete die Worte mit einem so engelsfrommen Blick, daß meine Frau und ich aufs Tiefste ergriffen waren. Sie bat mich, Florenz verlassen zu dürfen, und da die Wunde gefahrlos und auf dem Wege der Besserung war, so gab ich ihr Verhaltensregeln, und ließ sie gewähren. An der Pforte noch bat sie mich inständig, ihr zu versprechen, daß ich die Richtung ihres Weges nicht erforschen wolle. Ich bin gewiß kein unehrliches Mädchen, meinte sie, was dem guten Gesichtchen auch leicht zu glauben war. Aber jeder Mensch hat einmal in seinem Leben wenigstens etwas, was ihm allein angehört. Ich versprach, was sie begehrte, sie wies jede Unterstügung zurück mit den Worten: Ich bedarf ihrer nicht, mein Ziel ist bald erreicht! und zog ihre Straße.«

Wie vernichtet stand Henry gedankenvoll vor dem

Arzte, stammelte einige Worte der Entschuldigung und kam höchst aufgeregt wieder nach Hause.

III.

»Abermals keine Gewißheit?!« sprach *Lefèvre* für sich, und erwog von Neuem den Unfall, »die Farbe der Haare gab der Doctor wohl dunkler an, als *Anna* sie trug: aber er hatte ja im Jänner 1790 Wien verlassen, und jetzt war der Sommer des nächsten Jahres beinahe zu Ende . . . inzwischen konnte sich dies leicht verändert haben . . . Ihre Züge waren vom Fall entstellt . . . die Größe traf zu, doch dies mochte bei vielen der Fall sein . . . und überdies die Entfernung von Wien und Florenz . . . so quälten oder beruhigten ihn die wechselnden Gedanken, als *Keller* ins Zimmer trat, ihn zu besuchen. *Henry* war glücklich, mit ihm allein zu sein, er öffnete ihm sein Herz, der Meister suchte ihn zu trösten und versprach ihm, durch einen Freund in Wien Erkundigungen einziehen zu lassen. *Henry* wurde etwas ruhiger, doch blieb seine Stirne umwölkt. *Marion*, die ihren Gatten bereits vermisse, fand ihn in *Keller's* Gesellschaft, und ihrem Scharfblick entging seine üble Laune nicht im Geringsten. Des Malers Besuche wiederholten sich, und, da die Freunde meist von *Anna* und von vergangenen Zeiten sprachen, so sah *Marion* wiederholt die Verstimmung ihres Gatten nach *Keller's* Besuch als dessen Folge an. Sie argwohnte dahinter ein Geheimniß, und obwohl sie *Henry* stets des Gegentheils versicherte, so sah sie doch mit Mißbehagen die große Gewalt des Meisters über ihren Gatten. Sie fühlte sich ins Tiefste gekränkt, daß derselbe ein anderes Wesen seines Vertrauens würdige, während er verschlossen blieb gegen sie. Denn

Marion, die so lange mit der Liebe ein Spiel getrieben hatte, liebte jetzt mit einer Glut, die sie rasend machte bei dem Gedanken, nicht unumschränkte Herrin seines Herzens zu sein. Trennung war daher ihr Entschluß, und obwohl der Sommer zu Ende ging, empfand sie doch eine unwiderstehliche Lust, die Schweiz zu besuchen. Henry trennte sich ungern von Keller, er suchte Marion zu überreden, aber es war umsonst. Er empfand zum ersten Mal das Drückende seiner Stellung; es war die eines Mannes gegenüber einer reichen Frau — und man besuchte die Schweiz. Henry war verwundert, als er sah, daß Marion ihre Möbel u. dgl. verkaufte; aber die Gemalin fühlte sich durch den Mangel seines Vertrauens so bitter gekränkt, daß sie Repressalien übte.

Ueber den St. Bernhard traten die jungen Eheleute in die Schweiz ein, besuchten Altdorf, Schwyz, Luzern, Zürich und Aarau, von wo sie nach kurzem Aufenthalt über Solothurn und Bern sich nach Lausanne begaben. — Die Zerstreuungen der Reise, die großartigen Schönheiten der Natur, Marion's Hingebung und geistvolle Gespräche zerstreuten Lefèvre nach und nach, er gewann seine Heiterkeit wieder und — vergaß. Henry und Marion verträumten die fröhlichsten Tage, nur war seit jenem Augenblick, als Keller Henry's Vertrauter geworden war, eine Aenderung in Marion's Benehmen vor sich gegangen, indem sie bisweilen ihren Gatten so zu sagen auf seinem Geheimniß zu überraschen suchte, was ihr aber niemals gelang. Der Herbst hatte sich bereits zu Gast geladen, und Marion machte keine Miene, die Schweiz zu verlassen, vielmehr beschloß sie am Genfersee sich ein romantisches Häuschen zu kaufen. Henry fühlte sich bereits unbehaglich in seiner subordinirten Lage, er sehnte sich nach der Zerstreuung größerer Städte, denn der Taumel des Vergnü-

gens allein ließ ihn die Vergangenheit vergessen. Zu dem mußte sich die Macht der Coquetterie erschöpfen, und der Zauber, den Marion über ihn übte, begann bereits zu verschwinden. Dennoch gab er ihren Wünschen des Friedens halber nach, da sie, die so lange die Geheimnisse und das Treiben der Welt durchgekostet hatte, sich innigst nach den stillen Freuden der Natur zu sehnen begann. Genf, das stolz darauf ist, Rousseau's Vaterstadt zu sein, und Calvi'n's Gebeine zu besitzen, war so glücklich, durch seine romantische Lage ihren Beifall zu erringen. Doch ein reizender Landsitz, der, eine Stunde entfernt von der Stadt, eben versteigert wurde, bewog sie, den Platz »le bourg de four« zu verlassen und sich den Winter über in die Stille der Einsamkeit zu begeben. So bizarr aber diese Idee auch sein mochte, sich von aller Gesellschaft der Menschen loszusagen, und durch so lange Zeit zwischen Schnee- und Eisbergen sich zu vergraben; so war Marion doch nicht das einzige Wesen, welches diesen Gedanken vollführte. Unter den reiseflüchtigen Engländern und Franzosen, welche damals wie jetzt gar oft die Schweiz zum Ziel ihrer Wanderungen erwählten, befand sich in Genf ein gewisser Carl Sheestfield Esq., und dieser richtete sich, auf Sehweite von dem Landsitze Marion's ferne, sein niedliches Winterquartier ein, das er mit allem erdenklichen Comfort versah. Seine feinen Manieren, seine Courtoisie, vor allem seine umfassenden Kenntnisse und Bekanntschaften, welche er auf seinen vielen Reisen erworben hatte, machten ihn zum beliebtesten Gesellschafter, den man sich denken konnte. Marion, obwohl sie gegen Henry nichts merken ließ, war übrigens für ihn keine Fremde, und sie begrüßte mit Entzücken einen Bekannten aus früheren Zeiten am Festland. Als Marion in London lebte, machte sie die Bekanntschaft seines Vaters im Hause des Lord Middleton, und Carl, welcher

noch ein Jüngling war, versprach schon damals ein echter Gentleman zu werden, worüber sein Vater vor Vergnügen einen Rundsprung gemacht haben würde, hätte es sein allzuwohlgenährter Leichnam erlaubt. Carl erfüllte auf's Glänzendste Cheesterfield's Hoffnungen, und war jetzt, wo er in den ersten Jahren des Mannesalters stand, ein vornehmer Herr in des Wortes strengster Bedeutung. Marion hatte ihn bereits in Genf gesehen, und er war bald der stete Begleiter bei den verschiedenen Landpartien, Seefahrten und häuslichen Festen, die von dem jungen Ehepaar arrangirt worden waren. Beide Parteien bezogen ihr Winterquartier, Marion und Carl in bester Laune, wogegen Henry seinen Unmuth von Tag zu Tag zunehmen fühlte. Ihn, der ein stilles, thätiges Leben gewohnt war, lockte der Reiz der Neuheit, der verlockende Glanz des Reichthums, und mehr als dies die heiße Glut für Marion, welche er für Liebe hielt, zur Ehe mit seiner jetzigen Gattin. Doch bereits war die bethörende Hülle von seinen Augen gesunken, er sehnte sich nach seinem bescheidenen Leben zurück, die Liebe zur Kunst war erwacht und Anna's Bild blieb für ihn ein folterndes Zeichen seiner gebrochenen Treue. Er wurde nachdenklich und ernst, selbst mitten im Vergnügen der Jagd, und wie sie alle heißen die Spiele, wodurch man die Zeit zu tödten versucht. — Mitten in allgemeiner Lustbarkeit stand er schwermüthig still, und ein schmerzliches Bangen belastete die stürmische Brust. Hätte er seine einstige Energie besessen, anders wäre es geworden, so oder so! Erschlafft schien seine Thatkraft im Taumel des Genusses, und er schleppte sich freudelos am Pfad seines Lebens dahin! — Man hatte sich in dem Wohnsitz bei Genf bereits auf's Trefflichste eingerichtet, aber Henry fand daran kein Behagen, und er wollte in seiner Einsamkeit wenigstens seine Kunst wieder üben. Marion, die an Cheesterfield's

Umgang mehr Behagen fand, als an dem träumerischen Wesen ihres Gemals, stand seinem Wunsche nicht im geringsten entgegen. — In der Brust des einstigen Malers schienen die halbverschmachten Blumen seines besseren Gefühls neu zu erblühen, und, dem Wetter und Stürmen trotzend, eilte er wiederholt nach Genf, um Staffelei, Farben, Pinsel, kurz seine Malerrequisiten besser denn je zu ergänzen. Ein paar Mal überraschte ihn ein derartiges Schneegestöber, daß er erst spät Abends nach Hause kam, einmal konnte er nach drei Tagen erst seine Heimfahrt wagen, ob des stürmischen Winters. Marion machte ihm keinen Vorwurf, und Henry vermißte ihn nicht. So sehr ihn dies Benehmen vor Kurzem empfindlich gekränkt haben würde, eben so unempfindlich blieb er gegen Marion's wachsende Kälte, und lebte allein seiner Kunst. Die Genialität war unverkennbar an seinen, leider, des tiefen Studiums entbehrenden Bildern, und sein Bewußtsein sagte ihm, daß das Werk seines Fleißes vollen Beifall verdiene, und mit edlem Feuereifer malte er an den begonnenen Gemälden. Doch sobald dieselben beendet waren, sank gar oft seine Hand in den Schooß und mit gesenktem Haupte saß der Künstler vor seinem Bilde. Er hatte Niemand, der sich mit ihm freute, es gab sich Niemand die Mühe, sein Werk zu betrachten. Marion besah seine Bilder selten und flüchtig, Carl's Lob konnte nur in den Ohren eines Neulings einen Anwerth haben, die Quelle desselben war keine edle zu nennen . . . und der Maler saß kummervoll allein vor seinem Gemälde! — Wie hatte einst Anna seine Werke studirt, wie strahlte ihr Auge von bewunderndem Entzücken, wie innig lobte und wie schonend bemerkte sie, was ihrer Meinung nach nicht naturgetreu war! Einst war es dem Maler Ruben so bitter und schmerzlich die theuren Bilder, die er wie Kinder liebte, in fremde Hände übergeben zu

müssen. Wie glutroth färbte sich seine Wange, wenn er an einem dritten Ort sein Werk wieder begrüßte! Welch wehmüthig süßes Gefühl lag in diesem Verlieren und Finden! Jetzt hatte *Henry* seine Lieben um sich, er durfte sie nicht in die Fremde senden . . . und ihr Herr saß freudloser als je in ihrer Mitte . . .

Henry war dafür um so thätiger, denn so lange eine Arbeit währte, fühlte er sich zufriedener, und wenn ihm dies oder jenes besser gelang, wenn er eine neue Mischung ersann, so empfand er eine innige Freude. Oft, wenn das Wetter zur Schlittenfahrt oder zum Eisschießen lockte, lehnte er dies Vergnügen ab, und saß an seiner Staffelei. Er wußte ja *Marion* unter *Cheesterfield's* Schutz; seine Frau verschwendete keine Worte an ihn, und er selbst suchte nicht bei ihr zu sein, von der sich seine Seele gewendet. Ihr coкетtes Benehmen, ihr Geldstolz, und besonders ihre verlegende Kälte hatten seine Leidenschaft gekühlt. *Cheesterfield* fand sich täglich in seinem Hause ein, er kam von seinem Häuschen trotz dem furchtbarsten Wetter herüber, und *Henry* übersah, mit seinen Bildern beschäftigt, die Freiheiten, welche sich *Carl* erlaubte. Der Pfarrherr, dessen Bekanntschaft *Henry* in Genf gemacht hatte, ein redlicher alter Herr, hielt es aber für seine Pflicht, *Lefèvre* auf das Gerede der Leute, auf die eigenen Rechte und seine Ehre, die auf dem Spiele stand, sobald als möglich aufmerksam zu machen. *Henry* hatte ein wachsames Auge, und er fand zu seinem Schmerz seine Warnung gegründet. Eine Folge davon war ein Gespräch desselben mit *Marion* unter vier Augen. Mit all der Schonung, womit ein besser denkender Mann einer Frau gegenüber diese Sache zu behandeln vermag, sprach *Henry* mit seiner Gekmalin über ihr rücksichtsloses Benehmen. Er verbat sich nicht *Cheesterfield's* Besuche, er vermied es, eine Drohung

zu wagen, doch war Marion, die zum ersten Mal ein Hemmniß ihres Willens verspüren mußte, aufbrausend und hart gegen ihn. Henry sprach mit Selbstbeherrschung aber mit Entschlossenheit, doch es hatte keine andere Wirkung auf Marion, als ihren Zorn zu entflammen.

»Herr Gemal,« sprach sie stolz sich erhebend, »Sie usurpiren Rechte gegen mich, die Sie nie besaßen und nie besitzen werden. Wenn Eins von uns beiden sich beklagen kann, so bin ich es! Oder glauben Sie, ich habe deshalb den Freunden der großen Welt entsagt, um hier mich zu langweilen, wenn es Ihnen beliebt, halbe Tage zu pinseln, oder stundenlang, in Träumereien versunken, keine Antwort auf meine Rede zu finden? Ich allein habe das Recht, die Vertraute Ihres Herzens zu sein, und — Auge in Auge versenkt! — haben Sie niemals meine Rechte gekränkt? — O schweigen Sie jetzt nur, ich fühle mich zu gut, als daß ich um die Geheimnisse Ihrer Vergangenheit betteln sollte!«

Bei diesen Worten zuckte eine furchtbare Wuth durch die Seele des Gefränkten, und mit Eins stand er mit erhobener Hand, blaß und zitternd vor ihr. Zur Zeit noch sank sein Arm, und zähneknirschend warf er sich auf das Sopha zurück. — Doch Marion sah ihn mit vernichtenden Blicken an, und das gereizte Weib vergaß jede Schonung, indem sie es bei jenen verlegenden Worten nicht bewenden ließ.

»Jetzt,« setzte sie hinzu, »jetzt, leider zu spät, sehe ich es ein, daß ich thöricht war Ihren Worten zu glauben. Sie haben mir Liebe für Liebe versprochen, Sie versprachen mir Ihr ganzes Leben zu weihen, Sie leisteten die verwegenen Eide und ich war weich genug, Ihren Worten zu glauben; ich hielt Sie edlerer Regungen fähig, ich glaubte, Sie liebten mich, mich allein, während die Armuth vor dem Reichthum gekniet war . . . und ich konnte mich wegwerfen — an Sie! Ich hab' es verdient, ich sollte es ahnen;

Undank lohnt, was die Liebe vollbrachte. Aufzulehnen wagen Sie sich jetzt gegen mich, vor der Sie sich zum Staube beugten, so finde ich mein Bild vielleicht von eines Landstreichers Dirne verdrängt . . . Bittern Sie nur, es ist eine ohnmächtige Wuth. Oder woher kam die so zarte Besorgniß um jenes Mädchen, das Sie bei Kratter zu finden versuchten. Weshalb schwebt im Traume ein fremder Name, der Name »Anna« auf Ihrer verrätherischen Lippe? . . . Jetzt mögen Sie Ihre Züge im Spiegel besehen, sie tragen den Stempel der Schuld! Und nach all diesem, wenn mein gekränktes Herz es vorzieht, statt nutzlosen Klagen zu schweigen . . . dann haben Sie, Herr Gemal, noch Frechheit genug, sich mit strafender Miene vor meine Augen zu stellen, die schuldlosesten Vergnügungen zu verdächtigen, jede Zerstreuung als Fehltritt zu deuten, weil Seneca sagt: »Juvat socios habere malorum?!« . . . (Es ist ein Trost, Genossen seines Uebels zu haben). Daß Sie, eben Sie diese Verwegenheit haben, zwingt mich, mein Herr Lefèvre! — Sie zu verachten!« Ein vernichtender Blick begleitete ihre Worte, sie drehte den Schlüssel und verließ das Gemach. Das beleidigte Selbstgefühl, Scham und Schmerz bestürmten seine blutende Brust, aber er fühlte, daß er ohnmächtig sei, ohnmächtig durch das Bewußtsein seiner, wenigstens in Gedanken gebrochenen Treue. Vorwürfe folterten seine Seele, ob all den unbedachtsamen Schritten, zu denen er sich, geblendet von einer leidenschaftlichen Wallung, hatte hinreißen lassen. Er entzagte seiner Kunst von Neuem, er forcirte sich in Marion's Nähe, um fröhlich zu scheinen, er war voll Zuborkommenheit, voll Schonung gegen sie, um, wo möglich, jeden Grund zu ferneren Klagen von Seite seiner Frau zu vermeiden, und sein Unrecht gegen Anna durch Ergebung in seine peinliche Lage zu sühnen. Es war vergebliche Mühe. Marion war

zu sehr an ein freies, ungebundenes Leben gewohnt, als daß sie zu Henry versöhnend sich wenden mochte, und es geschah auch nur deshalb, damit er nicht glaube, seine Worte hätten über sie solche Macht. Marion ergab sich dem Manne mit ungetheilter Liebe, der sie zu fesseln verstand, und ungetheilt ihr angehörte, doch einmal gereizt, blieb sie auch unversöhnlich! — Cheesterfield kam wie früher, Marion behandelte ihren Gemal mit Geringschätzung, selbst das Betragen des Gastes wurde öfter verlegend für ihn. Henry konnte es unmöglich länger ertragen, und so wie ihm wäre dies Verhältniß jedem Manne, der noch einen Funken Ehrgefühl besaß, bald unerträglich geworden. Wochen vergingen, Lefèvre kam zu keinem festen Entschluß, aber seine Gemalin schien ihn zum Aeußersten treiben zu wollen. Eines Morgens lud Carl das Ehepaar zu einer Fahrt nach Genf ein, um einen Ball zu besuchen, der glänzend zu werden versprach. Das Wetter war etwas rauh, und Henry schlug die Fahrt unter diesem Vorwand aufs entschiedenste aus. Marion schwieg, während ein ironisches Lächeln ihre Lippen umspielte. Der Abend kam, Cheesterfield fuhr nach Genf, und Marion bestieg mit ihrer Dienerin zugleich ihren eigenen Schlitten. Henry stand am Fenster seines Zimmers, und in der ersten Regung des Zornes wollte er hinabeilen, um in die Zügel der Pferde zu fallen. Aber er fürchtete eine lächerliche Rolle zu spielen, und leichenblaß vor Aufregung sank er stöhnend zur Erde. Marion fuhr ab, Henry verlebte eine qualvolle Nacht. Der Morgen graute, er hörte ihren Schlitten von der Ferne, und sein Entschluß war gefaßt. Jede Furcht war besiegt, er hatte endlich seine Entschlossenheit wieder, denn es war nicht seine Schuld mehr, jetzt war er allein der beleidigte Theil. Vor Aufregung zitternd legte er die Hand auf das Schloß ihrer Zimmerthür und trat ein. Sie war

in ein reizendes Morgen-Negligée gekleidet, und lag halb schlummernd auf dem Divan. Als Henry eintrat, beachtete sie ihn nicht im geringsten und schloß ihre Augen.

»Madame!« rief Lefèvre mit ernster Stimme, »ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

»Sprechen Sie immerhin, ich werde Sie nicht unterbrechen,« erwiderte Marion sich in den schwellenden Kissen abwendend von dem lästigen Sprecher.

»Marion,« rief Henry aufgereizt, »Sie werden mich hören!« Marion schwieg.

»Madame!« sprach er aufs Aeufßerste gebracht, indem er ihren Arm krampfhaft erfaßte, »Sie werden, Sie müssen mich hören! Lang genug habe ich geschwiegen, lang genug suchte ich Ihnen alles zu ersetzen, was Ihr liebendes Herz, wie Sie sagten, an mir so lange vermißte, aber es war umsonst. Ich bin frei von jeder Schuld, . . . aber wie es ist, darf es nicht länger bleiben!«

Marion erhob sich, ihren Arm aus seiner Hand zu befreien, mit einem wüthenden Blick gegen Henry, stammelt ihre Lippe: »Tyran,« und sie eilte zur Pforte. Aber Lefèvre nöthigte sie zu bleiben, und sprach mit unerschütterlichem Ernst zu seiner zürnenden Gattin.

»Cheesterfield,« schloß er seine Rede, »wird nie mehr diese Schwelle betreten. Sie werden dieses Landhaus verlassen und Ihre Pflichten, die Sie mir am Altare geschworen haben, genau erfüllen, oder ich werde zu anderen Mitteln greifen, an die jedes weibliche Herz nur mit Bittern denkt. Sie sprachen bereits so viel und oft von den Opfern, die Sie mir gebracht haben wollen. Diese kränkende Erklärung habe ich niemals erwidert, nur jetzt sei es versucht, Ihnen einen Abend im Schlosse Riccardi ins Gedächtniß zu rufen, es war ein herrlicher Abend. Ich fühlte mein Herz stets heißer für Sie entbrennen, ich erkannte die Luft, welche zwi-

schen mir, dem armen Maler, und Lady Marion gähnte . . . und wollte Sie meiden. Dies Blatt Papier hier, voll Liebe, rief mich zu Ihnen, ich war schwach genug, zu kommen, doch mein Entschluß wollte nicht wanken. Da schlangen Sie, Madame, Ihren Arm um meinen Nacken, Sie selbst zeigten mir die Opfer, die ihnen der bescheidene Maler zu bringen vermöchte, und schlugen dieselben so hoch an. Aus Liebe zu Ihnen sollte ich meiner Kunst entsagen, die bisher mein Alles war; aus Liebe zu Ihnen sollte ich den schlichten Namen meines Vaters verläugnen . . . o hätte ich's niemals gethan? Verschwieg ich vor Ihnen ein Geheimniß; — weshalb suchten Sie nicht dasselbe auf offenem Weg zu erfahren? Sie hielten sich nicht für zu gut, der Spion Ihres Gatten zu sein. Marion! ich habe Sie nie um Ihr vergangenes Leben gefragt, ich hatte Schonung genug, ich wollte den Schleier nicht lüften, wenn Sie nur jetzt mir werden möchten, was Sie mir so innig gelobt. Marion! ich habe keine Schleichwege betreten, und habe mehr erfahren, als mir lieb war, sowohl für meine Ruhe als für die Achtung gegen meine Frau . . . Ich habe stets geschwiegen, bis Sie mich zum Sprechen zwangen. Unsere Opfer, unsere Schuld wiegt wohl gleich, wir sind bis hieher vollkommen ausgeglichen. Welche Lasten ich ferner in Ihre Wagschale zu werfen berechtiget wäre . . . davon lassen Sie mich schweigen. Ich spreche jetzt offen zu Ihnen: wählen Sie, wie es Ihr Herz, wie Ihr Gewissen Sie zu wählen verbindet . . . kehren Sie zurück, meine Arme sind Ihnen geöffnet . . . wählen Sie anders . . .« Henry vollendete nicht und sah festen Blickes auf Marion. Sie besah ein Bildniß, das Cheesterfield aus England mitgebracht hatte, und schwieg. Henry fühlte sich verletzt und sein Blut begann zu wallen.

»Marion! haben Sie gewählt?«

»Worüber?«

»Worüber ich zu Ihnen sprach.«

»Sie haben zu mir von einer Wahl gesprochen? — Verzeihen Sie, das habe ich ganz überhört,« scherzte Marion mit erkünstelter Naivität.

»Marion!« rief Henry empört, »Sie sind ein herzloses Weib.«

»Und Sie ein allerliebster Gemal!« erwiderte sie lächelnd mit einer tiefen Verbeugung.

»Sie spotten meiner?« schrie Lefèvre entrüstet, während er ihre Hand zurückstieß, »Marion! — Nein! — Meinen Arm soll keine Berührung mit diesem heuchlerischen Weibe entehren!« und sich zu beherrschen suchend, verließ er die drohende Stellung. Der Lärm eines nahenden Schlitten störte die Stille. Marion verließ ihren Gatten, der sich nach einem Augenblick der Ueberlegung an den Schreibtisch begab, und bald darauf ein Schreiben an Cheesterfield sandte. Zu Henry's Bedauern war derselbe nicht zu Hause und kehrte erst am andern Morgen zurück. Marion vermied, wie es schien, ihren Gatten. Lefèvre blieb den ganzen Tag hindurch auf seinem Zimmer, die Zögerung verwünschend, die sein Entschluß durch Cheesterfield's Abwesenheit erlitt. Mit seinen Gedanken beschäftigt, achtete er nicht auf das, was um ihn geschah, und schritt ungeduldig in seinem Gemach auf und nieder. Es war Abend geworden, er hatte nichts gegessen. Alles war stille um ihn her, und er wollte, sich selbst überwindend, seiner Frau den Befehl ertheilen, sich für morgen zur Abreise zu rüsten. Ganz anders am Morgen, mit resignirender Kälte trat er bei ihr ein, die Läden waren geschlossen, und er sah sich genöthigt, da es bereits dunkel geworden war, in sein Zimmer zurückzukehren, um ein Licht zu holen. Er kam zurück, sah rings um sich, das Zimmer war leer. Er rief ihren Na-

men; es erfolgte keine Antwort. Bewegt eilte er hinab, daß Kammermädchen seiner Frau war nirgends zu sehen, nur der alte Jacob saß in der Stube. Marion war abgereist. — Mit Mühe beherrschte sich Henry vor seinem Diener und schlich mit zitternden Knien in Marion's Zimmer zurück. Ein offenes Briefchen lag auf dem Tische, es enthielt einen Wechsel für Henry. In stummen Schmerz saß derselbe auf dem Sopha und sah regungslos in die Flamme, die den Wechsel in seinen Händen verzehrte. kaum röthete der erste Morgenstrahl die Spitzen der Berge, so verließ er seine Wohnung und eilte zu dem Hause des Nachbarn. Er traf Cheesterfield mit dem Einpacken seines Geräthes beschäftigt, denn er war auf dem Punct zu verreisen.

Carl grüßte ihn mit einer kalten Verbeugung; Lefèvre hielt ihm zwei Pistolen hin und sprach mit ruhigem Tone: »Wählen Sie!«

Entweder verstand der Angesprochene sogleich den Grund dieser Scene, oder es schien ihm nicht der Mühe werth zu fragen; kurz, er nahm mit der stoischen Gelassenheit eines echten Engländers die eine der dargereichten Waffen und lud den Gegner durch eine Handbewegung ein, ihm vor seine Hausthür zu folgen.

Es wurde kein Wort mehr gewechselt. Carl stand an dem einen Ende des Hauses, Lefèvre ihm gegenüber am andern. Beide streckten die Pistolen vor und schossen zugleich. Cheesterfield war von der Kugel des Gegners kaum merkbar gestreift worden an der rechten Seite, während Henry, von dessen Schuß in die Brust getroffen, zur Erde sank. Carl übergab ihn den Händen seines Dieners, legte die Pistole nieder und ging, eine Cigarre entzündend, seine Reiseanstalten zu beenden. Ein wüthender Blick voll unverföhnlichen Hasses folgte ihm aus den Augen des Feindes,

der in seinem Blute lag. Der alte *Jacob*, welcher die verstörte Miene seines Herrn gesehen hatte, war voll Besorgniß demselben in der Entfernung gefolgt. *Henry* wurde zurückgebracht, während sein Gegner an demselben Morgen die Schweiz verließ. *Henry's* Wunde wurde von dem Doctor zwar nicht für tödtlich, aber für bedenklich erklärt. Der Unglückliche verlor sein Bewußtsein, und rastlos wurde er von den gräßlichsten Fantasien gequält.

Einige Wochen vergingen, ehe *Henry* zum Bewußtsein kam. Langsam vernarbte die Wunde, und erst gegen Mitte Februars war er genesen. Mit Mühe besann er sich, was in seinem Leben wirklich und was geträumt gewesen sei. So gern er sich beredet hätte, daß *Marion's* Begegnung auf seiner irdischen Wanderschaft nur ein Bild der Fantasie gewesen sei, die Wirklichkeit stand zu lebhaft vor ihm, und jeder Schritt, jeder Gegenstand in diesem Landhaus erinnerte ihn an eine bittere Scene mit *Marion*. Deshalb sehnte er sich mit Ungeduld nach dem Augenblick, in welchem er abreißen durfte, um nichts mehr von ihren Gütern zu besitzen, und sie wenn möglich vergessen zu können. Was er in seiner Schatulle von Briefen oder Geschenken *Marion's* hatte, warf er entweder ins Feuer, oder verschenkte es an den alten *Jacob*. Ganz unten am Boden dieser Schatulle fiel ihm jenes Schreiben von *Anna* ins Auge; es war das letzte, welches er ungeöffnet und ungelesen erst jetzt wieder fand. Mit Hast löste er das Siegel, und mit wachsender Wehmuth durchlief er die Zeilen. *Anna* schrieb wie immer voll Sanftmuth und Liebe; ihre reine Seele war fern von Verdacht gegen *Conrad*. Sie glaubte, sein langes Ausbleiben könne nur die Folge eines Unglücks oder einer Krankheit gewesen sein. Ihre Mutter aber, schrieb sie, lag ihrem Ende nahe darnieder, und wenn der gute *Conrad* nicht durch ein Uebel gefesselt würde, so möchte sie ihn inständig

bitten, nach Hause zu kommen, denn die Mutter würde leichter aus der Welt gehen, wenn sie ihr Kind nicht ganz verlassen und einsam in der Welt stehen wüßte. Dies alles war so einfach und doch so liebevoll geschrieben, daß Conrad nicht wußte, wie solche Zeilen ihm so oft als gefühlarm erscheinen konnten. Schauernd erkannte er die Größe seiner Schuld, schauernd sah er, wie tief er gesunken war und jetzt empörte sich seine wiedergewonnene Thatkraft und seine Mannheit gegen die vielen entwürdigenden Scenen, die er bestanden hatte, seit er Anna verließ. »Fort von hier,« sprach er zu sich selbst, »wo immer hin; überall lebt man zufrieden, wo man im Stande ist seine Schuld zu sühnen und zu vergessen, was uns mit Scham und Reue erfüllt.« Nicht einen Tag mehr wollte er in Marions Landhause verweilen, und entschlossen, seine Wanderschaft noch heute zu beginnen, griff er zum Ränzel und Knotenstock. Doch womit sollte er seine Reise bezahlen? Wenn er dieses Haus hinter sich hatte, mochte er keinen Heller von ihr verbrauchen, die ihn so schmerzlich getäuscht. . . . Da fielen ihm seine Bilder, deren er über ein Duzend vollendet hatte, bestaubt und unbeachtet so lange in einem Winkel des Zimmers stehend, abermals ein. Ein Strahl der Freude durchzuckte sein Herz, dankbar sah er zum Himmel, und von Entzücken leuchtete sein Blick, denn seiner Hände Werk konnte ihn ferner erhalten. Das Landhaus sammt allem Geräthe, welches Marion ihm in einer rosigen Laune als Eigenthum überlassen hatte, schenkte er dem verwunderten Diener, und zum ersten Mal seit Langem wieder freier athmend, stand er scheidend vor dem romantischen Häuschen. Er nahm nichts als seine Bilder mit sich, und ärmlich, wie er die Heimat verlassen hatte, kehrte er wieder zurück. Er konnte nur in kurzen Tagreisen seine Wanderschaft fortsetzen, und trotz seiner beschwerlichen Reise, bei der er all' den Luxus ent-

beehrte, an den er so lange gewohnt war, bereute er nicht ein einziges Mal, nichts von Marion's reichen Geschenken behalten zu haben. Als er von ferne den Stephansthurm, weit in die Lüfte ragend, am Horizont wieder auftauchen sah, da klopfte seine Brust so gewaltig, und mit Thränen im Auge sprach er für sich: »Theueres Wien! theuere Heimat, hätt' ich dich niemals verlassen! Mir wäre besser! . . . und vieles wäre nicht so, wie es jetzt ist! . . .« Wie vor zwei Jahren durchschritt er abermals die Jägerzeile, und ging gerade auf Anna's Hütte zu. Jetzt sah er die weißen Mauern vom Schlingkraut überrankt, dort war das Fenster, die Thüre, an der er ihr Lebewohl gesagt hatte . . . Doch ein großer Schutthaufen lag nächst derselben, denn — man riß die theuere Behausung zusammen! . . . Mit eiligen Schritten rannte Conrad zitternd zur Schwelle, und sah das verlassene Stübchen auf der Rückseite zur Hälfte bereits abgetragen, während der emsige Hammer lustig singender Tagelöhner eben die zweite Mauer zu zerstören begann. Anna war nicht zu sehen, ihre Mutter so wenig als sie . . . Niemand wußte eine Auskunft zu geben, denn die Armuth kommt, geht, jubelt und leidet, und kein Herz fragt darnach . . . Sie entsteht und verlöscht wie ein flackerndes Lämpchen, kein Buch der Geschichte meldet ihre Kämpfe, Tugenden und Seufzer . . . Die Stätte ihres Wirkens verschlingt die flüchtige Zeit . . . und es ist, als wäre sie niemals gewesen! . . . Trauriges Loos! — In solchen Gedanken stand Conrad tiefsinnig an der verfallenden Schwelle und jeder Schlag, den das Werkzeug that, schlug eine Wunde in sein blutendes Herz, denn sein Gewissen nannte ihn als den Treulosen, welcher der Armuth ihre Ruhe stahl, und damit fortschlich wie ein nächtlicher Dieb! Dort in der Ecke hing noch das Christusbild, zu dem für Conrad an dem Abend nach Sieghard's Rettung die dankbare

Tochter gebetet hatte . . . dort stand in der Küche noch die hölzerne Bank, auf der Anna bitterlich weinend gesessen, als Conrad seiner Reise nach Innsbruck erwähnte . . . Dies und manches Liebe überragte die Trümmer, in denen sein Glück seine Grabstätte gefunden, nur die theueren Herzen waren nicht mehr zu finden . . . Es dämmerte bereits, als Conrad, düster und muthlos, jene Hütte verließ. Er sah nach dem Stübchen, in dem er ehemals wohnte, und der Zettel am Hofthore verkündete, daß es keine Inwohner habe. Er stieg zur Dachkammer hinauf, und hatte bald das Uebereinkommen mit dem Hausherrn getroffen. Man hatte sie inzwischen einige Zeit als Getreideboden benützt, und er fand beinahe Alles wieder, wie es vor zwei Jahren gewesen. Wie damals bediente ihn wieder ein emsiges Mütterchen, das doch nebstbei Zeit fand, die Chronique scandaleuse der Umgebung zu studiren; und eben diese Eigenschaft verlieh ihr in Conrads Augen einen doppelten Werth, da er von ihr eine Auskunft über Anna zu erhalten meinte. Ruben, dessen Antlitz jetzt ein dichter Bart beschattete, während er früher keinen zu tragen pflegte, in dessen Aeußerem überdies manche Veränderung vor sich gegangen war, wurde von dem kurzsichtigen Weibe nicht wieder erkannt.

»Ja, Anna ist halt ein armes Waisersl!« begann die Alte redselig ihren Bericht. »Es geht jetzt ins zweite Jahr, daß der Fischer Sieghard das Zeitliche gesegnet hat, und sein Weib, das trotz ihrer zwanzigjährigen Ehe den guten Mann von Herzen liebte, hat sich rechtschaffen gekränkelt. Die Frau war schon jahrelang fränklich, durch den Tod von ihrem Mann hat der Verdienst auch noch abgenommen, und die arme Kost, die manchen Tag in einer Wassersuppe mit Brot bestanden, gab ihr keine gehörige Kraft. Von jetzt begann ein wahres Kreuz für Anna. Beim Tage machte ihr

die schwer franke Mutter vollauf zu thun, und bei der Nacht that sie kein Auge zu, um Geld zu verdienen, daß die Mutter doch manchmal ein Leckerbissen erfreute, und sich ihre Gesundheit herstellen möchte. Oft, wenn ich vom Holz sammeln spät in der Nacht aus der Au gekommen war, sah ich sie am Bett ihrer Mutter, ohne Ruhe arbeitend, wachen. Ihre Augen waren roth vor Anstrengung, ihr Leib zitterte vor Kälte, und ihre fleißigen Finger wurden so starr, daß sie ihre Hände manchmal über die Dellampe hielt, oder an ihrem Hauch zu erwärmen versuchte. Oft habe ich ihr ein Bündel Holz bei der Thür hineingelangt; mit Thränen hat sie mir gedankt, denn sie konnte das Bett ihrer Mutter nicht lange verlassen. Doch es ist noch schlechter gekommen; der Verdienst hörte auf, Niemand brauchte eine Näherei und Anna war trostlos. Ich wußte nicht, warum sie das goldene Kreuz nicht hergeben möchte, das sie an einem Sammtbande am Halse trug; doch, weil die Leute gesagt haben, dies sei das einzige Andenken an ihren Geliebten, so mocht' ich nichts davon erwähnen. Eines Morgens aber winkte sie mir, ich möchte zu ihrem Fenster kommen, und zu meinem Erstaunen legte sie mit verweinten Augen das goldene Kreuz in meine Hand. Ich sollt' es verwerthen, und, weil ein Jude in der Nähe messingene und nachgemachte Kreuze verkaufte, so bat sie mich, ihr von ihm eines zu bringen, damit die Mutter den Abgang des Schmuckes nicht merke. Ich habe es genau so gethan; die Alte hat nichts geahnt, und das gute Mädchen hat den Rest des Geldes bei einem Heller für ihre Mutter verwendet. Es war ihr einziger und erster Betrug, denn die Anna war ein rechtschaffenes Mädl!«

So weit hatte die Alte erzählt, als sie innehielt, indem Ruben, von bitteren Vorwürfen gefoltert, bleich und regungslos vor sich hinsah.

»Leider! langte der Werth des Kreuzes nicht für die

vielen Bedürfnisse der Kranken aus, und Anna rang verzweifelnd die Hände. Sie hat zwar oft zu mir gesagt, daß in ein paar Tagen ihr Bräutigam wieder zurückkommen müsse, aber die Wochen sind vergangen und der saubere Mousje! — ist nicht wiedergekehrt. Die Noth stieg aufs Aeußerste — und — der Himmel mög' es dem falschen, ehrlosen Burschen vergeben! — mit schamrothen Wangen stand das arme Mädl vor der Thür, sie war genöthigt zu betteln.«

Conrad wankte auf seinem Stuhle, und verbarg schluchzend das Gesicht in den Händen.

»Nicht wahr,« setzte theilnehmend die Alte hinzu, »einen Stein könnt' so eine Liebe erweichen, aber den nichts-nützigen Menschen hat's nicht gerührt! — Endlich waren die Leiden der Mutter überstanden, ihre Tochter ging recht abgehärmt und trostlos hinter dem Sarg, der ihr Theuerstes, ihr Alles begrub! . . . Ich habe der Waise einen Platz in meinem Stüberl gegeben, und, nachdem alles ausgezahlt war, blieben dem Mädl noch ein paar Thaler. Alle Tage aber, so oft sie den Briefträger sah, meinte sie ein Schreiben von ihrem Conrad zu bekommen, und so oft als Jemand auf der Stiege gehört wurde, rief sie freudig aufspringend: Er ist's! Aber jedesmal seufzte sie, wenn der Postbote verneinte, oder wenn ein fremder Mensch eintrat . . . Brief und Conrad kamen nicht, und kommen wohl nimmermehr! . . . Er ist gewiß recht schwer krank, oder hat ein anderes Unglück gehabt, meinte sie stets und fantasirte immer davon, daß sie hinreisen möchte, um ihn zu pflegen. Wie ich gesehen habe, daß sie sich diese Idee immer mehr einreden wollte, so versuchte ich sie zu warnen, denn mir scheint, jener Herr Maler war auch ein leichter junger Mensch, der die Ruhe der Mädeln so leichtsinnig zerstört, wie man die Halmen vom Gras niedertritt. — Er sitzt vielleicht auf sei-

denen Divans, während seine Anna verhungert, er wirft vielleicht Hunderte beim Fenster hinaus und küßt seine neue Geliebte, während die betrogene Fischerstochter auf den Straßen um ein Almosen bettelt! . . . So hab' ich gesprochen zu ihr, ohne Scheu, aber sie ist nur böse geworden auf mich. Um keine Welt hätte sie geglaubt, daß er treulos sein könnte, und weil ich anderer Meinung war, ist sie eines Morgens auf und davon. Wahrscheinlich hat sie ihren Conrad gesucht, kurz sie war fort, und ist nicht wieder gekommen!«

Die Alte hatte längst geendet, Conrad regte sich nicht und saß in stummer Verzweiflung, das Gesicht in den Händen verbergend. Die Erzählerin nannte seinen Namen, doch er hörte sie nicht; erst als sie ihn am Arme schüttelte, erhob er sein Antlitz, gab der Alten einen Lohn für ihre Mittheilungen, und schloß die Pforte hinter derselben.

»Sie war es! — O Gott! — Du kannst mir Elenden nimmer vergeben!« rief er in bitterster Qual, und fiebernd sank er auf's Lager.

Monate vergingen. Anna kam nicht wieder. Keller's Erkundigungen zu Florenz hatten keinen Erfolg, und Conrad's Trübsinn vermehrte sich täglich. Die kunst sinnigen Wiener kauften seine werthvollen Bilder um namhafte Preise, und da Ruben ein stilles, eingezogenes Leben führte, so mehrte sich zusehends sein Wohlstand. Vor Allem waren die wichtigsten Momente aus seinem Leben so unnachahmlich dargestellt, daß er seinen Ruhm schnell erhöhte. Der Künstler gibt nichts vollendeter wieder, als was er selbst empfunden und erlebt hat; nur ahnt das Publicum, wenn es seine Werke kauft, nicht immer, wie reichlich er selbst diese Meisterstücke bezahlte, — mit seinem Schmerz!

Bereits fanden schwarze Gedanken Eingang in Conrad's Seele, und er sah seine Hoffnung entschwinden. Lebensmüde und düster, wie Conrad's Gemüth zu werden

begann, sehnte er sich nach einem bewegteren Leben; denn das Sprichwort: »die Zeit heilt Alles,« wollte sich an ihm so wenig als an jedem wahren Leiden bewähren. Für die Außenwelt vergehen unsere Schmerzen deshalb, weil nur am Beginn unseres Unglücks jedes fremde Herz Mitgefühl äußert und wir selbst mittheilsamer sind; späterhin verschließen wir unsern Kummer, denn es wäre lächerlich, stets von seinen Leiden zu sprechen; somit reden wir weniger, dulden aber dafür um so mehr. So ging es auch mit Ruben. Das Bewußtsein seiner Schuld wurde ihm täglich zur größeren Qual, und die ungestörte Ruhe seines jetzigen Lebens erschien ihm bald unerträglich. Wenn außen rastlose Thätigkeit, Streit und wechselnde Ereignisse ihn umgeben würden, hoffte er zufriedener zu werden, als hier, wo selbst in seinen Bildern sich der unheimliche Trübsinn aufs deutlichste aussprach. Die überspanntesten gräßlichsten Fantasien, die je ein Menscheng Geist erfand, malte er mit Freuden, und ergözte sich an den Zerrbildern eines extravaganten, krankhaften Gehirns. — Da ertönte die Trommel vor seinen Fenstern, ein freudiger Gedanke erleuchtete seine Züge und zur Stelle wurde derselbe zur That. Frankreich hatte seinem lieben Vaterland den Krieg erklärt, und Tausende von Recruten wurden ausgehoben, die Armee zu verstärken. »Wie oft muß die fränkische Mutter die Stütze ihres Alters entbehren,« sprach Ruben für sich, »um die Brust, das Herz des einzigen Sohnes zur Zielscheibe der feindlichen Kugeln zu machen? . . . Ja, für ein solches Leben sei das meinige ohne Zögern geopfert, und ich, der ein edles Herz so namenlos fränkte, will ein anderes beglücken, um einen Theil meiner Schuld wo möglich zu tilgen.« — Binnen Kurzem waren seine neuesten Bilder verkauft, sein Stübchen verlassen und der Freiwillige stand in der Stube, in welcher man die Werbung begann. Eine Scene, wie er erwartet hatte,

durfte er nicht lange herbeirufen; sie sind bei derlei Gelegenheiten nur all zu zahlreich zu finden. Die Werber erklärten streng einen Burschen für tauglich, während seine erblindende Mutter umsonst für den theueren Sohn bat, und ein bildschönes Mädchen schluchzend auf der Schwelle saß. Zwei Herzen konnte Conrad beglücken, sein Ziel war gefunden, und er stellte sich ohne Handgeld frei und entschlossen an den Werbtisch als Ersatzmann für jenen. Keine Feder vermag das staunende Entzücken der Mutter, den Jubel des bräutlichen Mädchens, und den herzlichen dankbaren Händedruck jenes Burschen zu schildern, der so gerne sein Leben dem Vaterlande geopfert hätte, wäre seine Mutter nicht trostlos geworden. Ruben stand stumm und bewegt bei all diesen überströmenden Entzücken, er selbst empfand eine wehmüthig-süße Freude, steckte das Zeichen des Recruten auf die Kappe und trat unter das Kriegsvolk. Die Neuheit des Standes, das bewegte, muntere Soldatenleben, die bevorstehenden Kämpfe zerstreuten den freiwilligen Krieger, und oft saß er in stillem Behagen und dachte, wie froh und innig jene Mutter und die Braut des freigesprochenen Burschen seiner gedenken werden, und dies war ein süßes Bewußtsein für ihn, der sich allein sah in der ganzen Welt. Man bereitete sich zum Ausmarsch, und Ruben war der erste gerüstet; er war ein echter Krieger geworden, der keine Kugel und keine Gefahr floh, denn ihn beweinte kein Auge, er ließ Niemand auf dieser Erde zurück, dem er lieb und theuer war . . . er stand vereinzelt, losgerissen von allen zarteren Banden, und eine feindliche Kugel schien seinem Herzen ein willkommener Gast. — Den Abend vor der ersten Schlacht brachte er doch voll bangem Erwarten zu, und an den Stamm einer hundertjährigen Eiche gelehnt, beobachtete er das seltsame Treiben um sich her. Wenn beim ersten Sonnenstrahl die Trommeln wirbeln, wenn die Trompete zum Angriff er-

tönt, da sind wohl alle Herzen entschlossen und kühn, aber der Abend vor dem Gefechte wird selbst von den Muthigsten in zaghafter Unentschlossenheit, und mit bangem Herzklopfen verlebt. Das langsame Entschwinden der Stunden, das nächtliche Dunkel, nur hie und da von Wachtfeuern erhellt, der gleichmäßige Schritt der Wachen gibt der Scene einen feierlichen Anstrich. Dort lehnt der alte Tambour auf seine Trommel gestützt, neben ihm singen mehrere Soldaten die beherztesten Lieder, doch offenbar nur um ihren Kleinmuth zu beschwichtigen, denn ihre Stimmen zittern oft, und bisweilen brachen sie mitten in der Arie ihren Gesang ab, nachdenklich den Kopf in die Hände gestützt. — Andere tauschen geheim noch Briefchen mit den Cameraden, damit sie ihren Lieben den Scheidefuß heimbringen mögen, wofern sie eine Kugel ereilt. Wieder andere erzählen Heldenthaten, als wäre eine Schlacht leichter zu beenden als eine Kegelpartie auf dem Billard. Nur Conrad saß allein, er hatte Niemand, mit dem er vertraut sprechen konnte! Doch diese Nacht ging zu Ende, Ruben machte mehrere Gefechte mit und erhielt manche Wunde; nur die Kugel, die seinem Leben galt, schien noch nicht gegossen zu sein. Niemals ließ er sich durch eine noch nicht ganz geheilte Verletzung von der Theilnahme bei einem Kampfe abhalten, bis endlich eine Kugel, welche tief in den Oberarm gedrungen war, die Muskete seiner Hand entriß und man ihn nach Wien in das Hospital zurückbrachte. — Es war für ihn eine schmerzliche Zeit. Zu seiner Beruhigung wurde lange kein Treffen geliefert, und als man wieder von Neuem ausrückte, konnte ihn nichts mehr bewegen, daheim zu bleiben und trotz der Warnung des Arztes stand er gerüstet in den Reihen der tapferen Krieger. Doch mochte er, so sehr er seine Schmerzen und Schwäche zu beherrschen suchte, sich all zu viel zutraut haben, denn er fühlte, als sie die Stadt verließen,

seine Kniee wanken, und vor dem Kloster der grauen Schwestern sank er zusammen. Sein Bewußtsein war entschwunden, man brachte ihn in das gastfreundliche Kloster, und sorgsame Pflege rief ihn ins Leben zurück.

Doch, war es Folge der Ermattung oder Krankheit des Geistes, Conrad fantasierte beständig, und es schien zu befürchten, daß stiller Irrsinn für immer seine Seele umnachten werde. Die schonende Güte seiner Wärterinnen wollte in der Besorgniß, daß eine Ortsveränderung schädlich auf ihn einwirken könnte, den Kranken in keine fremden Hände übergeben, und somit wurde der Arme von ihrer aufopfernden Liebe gepflegt.

Die Schwestern wechselten bei der Ueberwachung des Kranken, und auch Schwester *Marianne* traf endlich die Reihe. Conrad saß am Ruhebett mit seinen Fantasien beschäftigt, als *Marianne* eintrat und ihm den Becher mit einem kühlenden Getränke anbot. Conrad regte sich nicht. Die Wärterin legte mitleidig die Hand auf die Schulter des Soldaten und sprach mit sanfter Stimme: »Nehmen Sie dieses Getränk, es wird wohlthuend wirken, der Arzt hat es dringend empfohlen;« dabei reichte sie ihm, da er abgewendet saß, den vollen Becher über die Schulter. Plötzlich erweiterte sich Conrads Auge, ein süßes Lächeln umspielte seine Züge, und sein Blick schien das Unheimliche des Irrsinns zu verlieren, als *Marianne* zu ihm sprach. Mit Hast ergriff er zitternd und stöhnend die Hand mit dem Becher, er hielt sie vor sich hin, während der Schweiß von seiner Stirne rann, und er sein schwankendes Bewußtsein zu sammeln versuchte.

»Diese Stimme . . . diese Narbe auf der Hand . . . ist es möglich?« rief er, und sich scheu umsehend, setzte er bebend hinzu: »*Anna!* Allmächtiger Gott! *Anna!* Du bist es?!« Der Becher entsank ihrer Hand, sie stand errö-

tend mit gefalteten Händen. Nach einer Pause wollte sie entfliehen, aber Conrad faßte hemmend ihre Hand und kniete, »Vergebung!« lispelnd vor ihr. — »Lassen wir dies! Conrad! Es ist alles vorbei . . . es ist alles verziehen und vergessen!« sprach mit bebender Stimme die Schwester. »Als ich den Schleier nahm, warf ich die Pforte meines früheren Lebens ins Schloß, und von der Tafel der Erinnerung vertilgte ich das einstige Glück und gewesene Leiden . . . einer andern Welt gehört jetzt mein Leben! — Als du fortzogst zur Fremde, nahmst du meinen Glauben an dein Herz, meine Hoffnung auf deine Treue und meine Liebe zu dir mit . . . die weltlichen Stützen haben gewankt, da die Menschen dem Rohre gleichen im Winde, die geistlichen täuschen mich niemals, denn der Herr ist der ewige Gine! . . . Als meine Mutter mit dem Tode rang, baute ich einzig auf dich, ich hab' dich gerufen . . . gekommen bist du nicht mehr. Meine gute Anna starb recht schwer, ihr letzter Seufzer galt dir; doch du wolltest nicht die Sterbende hören. Ich rief dich nochmals ans Grab meiner Mutter, doch meine Stimme verhallte, und du wolltest den Meinen kein Andenken weihen, den Andern gehörte dein Herz. Doch zu spät fiel die Binde, Alle nannten sich treulos, alle fluchten deinen werthlosen Schwüren, ich allein konnte dies nicht glauben, bevor ichs nicht sah. Siechthum und Mangel, meinte ich, halte dich gefesselt, im Wachen und im Traume sah ich dich krank an das Lager gefesselt . . . krank warst du wohl, doch krank war dein Herz, dein Leib war gesund. — Ein gutherziger Fuhrmann nahm mich mit sich nach Triest, von dort machte ich den Weg zu Fuß. Mein Geld war zu Ende, blutend versagte mein Fuß, doch es galt ja nur dir, und ich durfte nicht rasten. Ich fand deine Wohnung, Alle sagten dort, was hier Alle sagten . . . nur ich allein durfte es immer nicht glauben. Ich

stand an der Pforte, ich sah . . . Conrad! das that mir weh, das hat mich ins Tiefste verwundet . . . Alles was ich erduldet hatte, so lang mein Gedächtniß reicht, ist es ein Scherz gegen dies, was ich an jener Kirchthüre gelitten! . . . Das Rad verlegte die Hand, ich fühlte es nicht, und was seither geschehen, hab' ich mit Lächeln getragen, wenn es auch noch so bitter erschien. Meine Brust kennt keinen Schmerz, seit dich mein Auge an der Kirche zu Florenz erblickte . . . Ich flehte den Segen des Himmels auf deinen Bund herab, und wenn Ein Mensch dich mehr als ich lieben kann, so möchte Sie es sein, die den Myrthenfranz trug . . . mich aber trieb es fort aus Florenz, das ich so freudig begrüßte, und das mir jetzt in seinen dunklen Mauern mein Glück zu begraben schien! . . . Ein paar Thaler trug ich, meinem Habemühsam abgespart, in meinem Kleide verborgen, sie waren für dich bestimmt, wenn du meiner bedürftest . . . doch dich pflegten jetzt schönere Hände, die Tochter des Fischers war dir zu schlecht . . . Diese paar Thaler brachten mich in die Heimat und der Schleier birgt mein blutendes Herz . . . Du aber, Conrad! scheinst nicht glücklich geworden zu sein? Jene schönen Augen, jene schneeigen Hände, jene sammtenen Lippen . . . das Gold deiner Braut . . . hast du dafür nichts als diesen Rock des Soldaten dir gewählt? Conrad! ich fürchte, der Himmel hat mein Gebet nicht erhört.« . . . Sie sah fragend zu ihm nieder, der, das Haupt in ihren Schooß gesenkt, regungslos auf den Knien lag; aber Ruben sprach nicht mehr. Seine Hand war kalt, sein Herz hatte ausgelitten und das Auge sah halb geöffnet, Vergebung flehend, auf zu Evi! Die heftige Gemüthsbewegung hatte für einen Augenblick ihm das Berrußtsein wieder gegeben, aber, wie es stets bei diesen seltenen Fällen geschieht, es war die Aufregung zu stark, von seiner neuerdings aufgebrochenen Wunde hatte

sich der Verband gelöst und Conrad hatte ausgelebt. — Die Schwester Marianne sprach ein inniges: »Der Friede sei mit dir!« weihte ihm ein treues Gedächtniß, und war der Stolz jenes Klosters, unermüdet in ihrem ernstesten Beruf. Bevor aber zum zweiten Mal die Schwalbe wanderte, fand man sie eines Tages vor eben dem Christusbilde, das sie in der Hütte des Vaters besaß, betend entschlummert. — Marion bereut ihr tolles Leben seit Langem, denn, als sie Witwe war, verschenkte sie neuerdings ihre Hand, und zwar an einen italienischen Moble, der, ein Othello an Eifersucht, nebstbei noch die Leidenschaft hat, den Percival zu spielen, wodurch Marion, ohne Anlagen zur Griselidis, hundertfach ihren Leichtsinns abbüßen muß. Cheestfield Esq. schiffte sich am Tage ihrer Vermählung verzweifelnd nach England ein, wo er nur mehr für Race-Pferde schwärmte, bis er bei einem Steeple-chase das Genick brach.

Kalladen von Dr. Joh. Nep. Vogl.

1.

Zwei Sylvesternächte.

Es saßen Zwei zusammen
In letzter Jahresnacht,
Die manche Jugendnächte
Gar fröhlich hingebracht.

Wohl wies sie von einander
Hierauf des Schicksals Schluß;
Doch folgte nur dem Einen
Das Glück auf seinem Fuß.

Der saß nun, roth von Wangen,
Das Glas in kräft'ger Hand,
Der Andre bleich, verkümmert,
Ein Brack am öden Strand.

Da rief des Domes Glocke
Den Scheidegruß des Jahr's,
Da zuckte alte Freude
Durch's Herz des Bruderpaars.

Da huben sie die Gläser
 Und stießen an mit Macht,
 Doch war gar sehr verschieden
 Was Jeder sich gedacht.

Der Bleiche dacht': Sei glücklich,
 Wenn mir kein Licht mehr scheint!
 Der Frische aber dachte:
 Fahr hin, Du armer Freund! —

D'rauf schieden Beide wieder,
 Mit Schmerz nur konnt's gescheh'n,
 Sie mußten's ja, sie würden
 Sich nimmer wiederseh'n. —

Und zwölf der Monde waren
 Entschwunden abermal,
 Da saß, des Freund's gedenkend,
 Nur Einer beim Pokal.

Der Andre lag seit Monden
 Tief unter'm Friedhofsgras,
 Dieß war der Frische, Rothe;
 Der Bleiche saß beim Glas.

2.

Die Himmelspförtnerin.

In dem Kloster zu St. Agnes, in dem düstern öden Gange,
 Geht die Pförtnerin, die junge, gramersüß, mit bleicher Wange,
 Blickt hinaus durchs Gitterfenster, wo die Blumen lustig sprossen,
 Doppelt schmerzlich fühlend, wie sie aller Welt hier abgeschlossen.

Ach, den Frieden, der beseligt all ihr Thun und all ihr Handeln,
 Wußt' der Lügegeist, der falsche, ihr in tiefen Harm zu wandeln,
 Denn zur Nacht in süßen Träumen streut der listige Versucher
 Ihr ins Herz den schlimmen Samen, daß er drinnen sproß' mit Wucher.

Zeigt die Ferne ihr, wie Trug nur sie allein vermag zu schildern,
 Malt des Lebens nicht'ge Freuden lüstern ihr in tausend Bildern,
 Weiß die Sehnsucht ihr zu wecken mit bezaubernden Accorden,
 Bis der Keim zur Frucht, zum Willen der geheime Wunsch geworden.

Und in nachtumflorter Stille geht sie zu der Mauerblende,
 Hebt zur Hochgebenedeiten, die in Stein dort prangt, die Hände;
 »Heil'ge Mutter, die wie Keine ich verehrt in Lust und Wehe,
 Sieh nun treulos auch wie Keine fliehen mich aus deiner Nähe.«

»Sieh, zum letzten Male stell' ich frische Blumen vor dir nieder,
 Zünde dir die Silberlampe heute noch und niemals wieder,
 Auch die Schlüssel deiner Pforte leg' ich hin zu deinen Füßen,
 Mög' ein Pförtner, deiner würd'ger als wie ich, das Haus dir schließen.«

Und mit leisem Weinen raffet sich empor die Gramerfüllte,
 Schwanft hinaus zur Klosterpforte, in die Welt, die lichtverhüllte,
 Und mit immer größ'rer Eile flieht sie, ohne rückzublicken,
 Ach, nur Täuschung wirst du finden, Ketten, die noch stärker drücken.

Bald in seine wirren Kreise hat das Leben sie gezogen,
 Und um Herz und Sinn betäubend brausen ihre Wirbelwogen,
 Doch wie sich der Sommervogel schwingt von einer Blum' zur
 andern,
 Seht ihr sie von Freud' zu Freude ungesättigt flieh'n und wandern.

Und bevor ihr noch zwei Jahre wie ein bunter Traum verflogen,
 Sieht sie schon zu bitter'n Schmerzen, daß sie selber sich betrogen,
 Daß nur Schaum und Schein das Leben, Schatten bloß die
 Freuden alle,
 Und so findet sie verlassen mitten sich im bunten Schwallen.

Ach, da wachen auf die Nattern, die geschlafen nur im Innern
 Da erwacht an schöne Zeiten all das selige Erinnern,
 Und der Hochgebenedeiten Bildniß sieht ihr Aug' aufs Neue,
 Und zu ihr zurückzukehren mahnt sie jetzt ihr Herz voll Reue.

Kerker nicht und Geißel fürchtend, jeder Strafe gern ergeben,
 Eilet sie zurück zum Kloster, wie von dort sie floh ins Leben,
 Und nicht Rast noch Ruhe gönnet sie sich mehr an einem Orte,
 Bis die dornzerriß'nen Füße steh'n vor der bekannten Pforte.

Und sie zieht am Glockenringe, voll von glühendem Verlangen,
 Mögen auch die Schwestern zürnend die Verbrecherin empfangen.
 Sieh, da thut sich auf die Pforte und vor ihr — ist's Traum,
 ist's Wahrheit?

Steht die Hochgebenedeite in des Himmels reinsten Klarheit.

Und sie spricht: „Geh' ein in Frieden, wer bereut dem wird vergeben,
 Und gereinigt kann durch Buße sich der Sündigste erheben.
 Niemand hat dich hier vermisset, da sie mich für dich gehalten,
 Und das Amt, das du verwaltet, sah'n wie sonst durch mich
 verwalten.“

Sieh, noch blühen deine Blumen hier vor meiner Mauerblende,
 Und wie früher brennt die Lampe, angefacht durch deine Hände.
 Horch, so eben ruft die Glocke mahnend dich an deine Pflichten,
 Auf, und eile mit den Schwestern deine Andacht zu verrichten.

Und zum Chore fliegt die Nonne, findet leer die alte Stelle,
 Freundlich nickt ihr die Schwestern, wie ihr Fuß betritt die Schwelle,
 Und sie sinket auf die Kniee, innerlich zerknirscht vor Reue,
 Und gelobt der heil'gen Jungfrau bis zum Tod nun stete Treue.

Doch als sie nach wen'gen Jahren nahen fühlt die letzte Stunde,
 Kündet sie den Schwestern Alles was gesch'eh'n mit bleichem Munde,
 Und voll heil'gen Schauern horchen auf die Sterbende die Frommen,
 Stürzen hin dann vor der Heil'gen, die so huldvoll sich benommen.

Und weil diese ihrem Hause also ward zum eig'nen Orte,
 Nannte man in Wien das Kloster nun hinfort: zur Himmelspforte,
 Und viel fromme Pilger sah man brünstig dort zur Heil'gen stehen,
 Daß sie ihnen zeig' die Pfade, die zur Himmelspforte gehen.

3.

Die Draudel von Gosau.

Für Draudel nichts so lieblich schallt,
Als wie der Schlag der Art im Wald.

Und klingt er ihr auch noch so fern,
s'ist Jörgels Schlag, d'rauf horcht sie gern.

Auch heute horcht sie nach dem Laut
Und horcht, als schon der Abend graut.

Sie horcht hinan von Thal' und Thal,
Bis sie vernimmt des Baumes Fall.

Dann eilt sie wieder rasch ins Haus,
Zu sorgen für den Abendschmaus.

Sie steht am Herd, sie facht die Glut,
Da wird so seltsam ihr zu Muth.

Hat schon gehört manch Baumes Fall.
Doch keiner gab so eig'nen Schall.

Horch auf, welch' Lärm erhebt sich da,
Wo sonst nur Stille fern und nah'?

Sie tritt hinaus, von Angst verzehrt,
Und stürzt mit einem Schrei zur Erd'.

Die Knechte bringen, s'ist kein Trug,
Den Liebsten, den der Baum erschlug.

Der Lenz nach langen Winters Noth
Die Thäler schmückt mit Röslein roth.

Auf Draudels Wangen nur erblüht
Kein Röschen, wie es sonst geglüht.

Und bald aus ihrem Heimatsort
Die Draudel zieht für immer fort.

Sie zieht ins ferne flache Land,
Wo Wiese nur und gelber Sand.

Wo sich kein busch'ger Wald erhebt,
Nicht Fels noch Berg zum Himmel strebt.

Denn nicht mehr hören kann ihr Ohr
Den Schall, der ihr so lieb zuvor,

Dem sie gehorcht von Flur und Hald',
Den Schlag der Art im busch'gen Wald.

Studien von Bauernfeld.

I. Die Mäcene.

„Wer sich unter die Dichter mischt,
Den fressen die Recensenten.
Hörst du, wie Bosheit, die Schlange, zischt,
Und Beifall schnattern die Enten!
Ich hätte der Welt mich nicht aufgetischt,
Hätt' ich irgend fürstliche Renten.“
Rückert.

„Laß dich heute loben, morgen tadeln,
Aber immer bezahlen.“
Goethe.

Zwei bedeutende Dichter drücken hier ihren Unmuth über den Recensenten- und Weltunfug aus. Beide kommen darin überein, daß man sich um die Leute nicht bekümmern und sich aus ihrem Säckel zahlbar machen soll. Rückert ist überdies der Meinung, »fürstliche Renten« wären zuletzt doch besser als das allergrößte Buchhändler-Honorar. Man brauchte sich da der Welt nicht contre coeur aufzutischen. So ist es auch. Es war eine schöne Zeit für die Poesie, als die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war. Man schrieb da nur um die Ehre und für sein eigenes Ver-

gnügen. Fehlte es dem Dichter am Gelde, so griffen ihm reiche und mächtige Mäcene mit »fürstlichen Renten« unter die Arme. Heutzutage hält sich Jeder schon für einen Mäcen, wenn er den Band neuer Gedichte um einen Thaler 20 Silbergroschen wirklich kauft. Ein hochgestellter Mann hier in Wien sagte einmal vor Zeiten zu einem berühmten vaterländischen Dichter: »Ich bin ein großer Verehrer Ihrer Muse; ich kenne alle Ihre Werke bis auf Ihr letztes. Und wie sich auch das Publicum um Ihre göttlichen Sachen reißt! Schon dreimal hab' ich nach Ihrem Neuesten in der Leihbibliothek gefragt, allein es war immer nicht zu haben.« — Der Mann war auch ein Mäcen.

Zur Zeit des Augustus gab es keine Leihbibliotheken; auch hatte der Dichter nur ein kleines Publicum, aber es waren lauter welthistorische Männer, zugleich Männer von Einsicht, von Geschmack, von Urbanität, mit vollen Taschen und Händen, die dem Dichter gewährten, was er braucht: Muße. Deus, Moeelibe, nobis haec otia dedit! An die Stelle der Elite der Gesellschaft ist jetzt das große Publicum getreten, das weder Einsicht, noch Geschmack, noch Geld hat. Mußte der Dichter sich früher zusammen nehmen, um etwas hervorzubringen, das des geistigen Areopags, für welchen er schrieb, würdig wäre, so bleiben ihm jetzt nur zwei Wege offen: entweder zur Masse hinunter zu steigen, ihrem Ungeschmack mit seinem Talent entgegen zu kommen, ihren Neigungen zu fröhnen — oder die Menge zu sich hinauf zu ziehen, ihr die edlere Richtung seines Geistes aufzudringen, sie zu bilden, zu bessern. Auf dem ersten Wege geht meist der Dichter zu Grunde, auf dem zweiten der Mensch — und häufig auch der Dichter hinterher, aus Verdruß. Schiller berechnete, daß er beinahe ein Jahr brauche zur Vollendung eines Trauerspiels, daß er sich dabei von jeder andern Arbeit zurückziehen und er überdies hinter-

her, wegen der vorausgegangenen Anstrengung aller höheren Seelen- und Geisteskräfte, eine geraume Zeit unthätig bleiben müsse. Schriebe er während derselben Zeit nichts als Abhandlungen und Compendien, machte Auszüge und dergleichen, so würde ihn das wenig anstrengen und ihm zugleich mehr Geld tragen als die gelungenste Tragödie.

Schiller bemühte sich also, die nach Gestaltung verlangenden Schemen seines Trauerspiels wieder in ihr »aery nothing« zurückzudrängen und gab dafür die »historischen Memoiren« heraus. Weder die deutschen Fürsten noch das deutsche Volk hatten ein Arges über diese freiwillige poetische Kasteiung ihres Lieblingsdichters, und sie würden, wenn heute ein ähnliches Genie unter ähnlichen Verhältnissen auftauchte, es gerade eben so verderben lassen wie den zarten Genius Schiller's. Darum — »fürstliche Renten« oder ein Mäcen. Ist denn keiner da?

II. Geht mir aus der Sonne!

»Les gens médiocres ne cessent de s'étonner,
que le talent ait des besoins, différens des leurs.«
Mad. de Staël.

»Lieber will ich schlechter werden,
Als mich ennuyiren.«
Goethe.

Wenn man einen Dichter oder Künstler in gewisse Gesellschaften ladet, so ennuyirt er sich; eben so wenn er in der Antichambre warten muß. Aber die Salonmenschen und die großen Herren oder die Emporkömmlinge begreifen das nicht und ärgern sich über den Poeten, welchem

sie die Ehre angethan, ihn zu ihren Mittwochen oder Donnerstagen einzuladen und der nach der ersten halben Stunde spornstreichs davon lief, um niemals wieder zu kommen. Und man hatte sich doch so vortrefflich unterhalten! Die Damen waren in der schönsten Parure, die Herren voll Orden oder Ordens-Hoffnungen, man nahm Thee mit Crème, verspeiste Eis von D e h n e, man theilte sich die gewisse Ueberzeugung mit, daß sämtliche politische und sociale Wirren im Laufe des Jahres 1852 die befriedigendste Lösung zu erwarten hätten. Und doch ist der Poet davon gelaufen! Warum? Die guten Leute begreifen es einmal nicht — »que le talent ait des besoins, différens des leurs.« — Du lieber Gott! Das Talent hat so wenig Bedürfnisse. Wenn es nur sich selber hat und seine Tonne, und wenn ihm der jezeitige Alexander nur immer aus dem Schatten gehen wollte! Sonne, nichts als Sonne! Nur kein Schatten — nur kein Ennui! »Lieber will ich schlechter werden.«

III. Deutscher Styl.

»Les Allemands, est-ce qu'ils ont une langue?« —
 »Non — mais ils se comprennent pas entre eux.«
 Gespräch zweier Franzosen
 zur Zeit Napoleons.

Das war damals! Da verstanden sich die Deutschen, verstanden sich ohne Sprache; sie schlugen mit den Waffen auf die Schilde, wie zur Zeit des Cheruskers: das war Sprache genug. Die Deutschen hatten eigentlich von jeher

eine Sprache, allein sie durften sich ihrer niemals ganz unbeschränkt bedienen. Das gab denn das süß Geheimnißvolle, das Erhabene, das schauerlich Romantische, auch das schwebend Nebelhafte, was man die deutsche Literatur nennt. Ein Mensch, der nicht frei heraus sagen darf, was er denkt, was er fühlt, muß auf allerlei künstliche Wendungen bedacht sein, um seinen Gedanken, wenn er schon nicht in classischer Nacktheit auftreten soll, wenigstens romantisch-reizend auszuschnücken. Ein jeder grübelt sich dazu einen andern Aufputz aus, je nach seiner Natur; dieser wählt die griechische Tunica oder die römische Toga; jener den mittelalterlichen Harnisch, ein anderer den modernen Leibrock oder die Harlequinsjacke — kurz, die eigenthümlichen Gedanken bekommen noch ein ganz individuelles Kleid. Der Zwang, welchen sie sich auferlegen mußte, hat die deutsche Literatur, im Gegensatz zur französischen, vor zu großer Nivellirung bewahrt. Voltaire und Rousseau, im Vergleich zu einander die verschiedenartigsten Geister, haben einen weit gemeinsameren Styl als Goethe und Schiller, die meist übereinstimmend dachten, bisweilen gemeinschaftlich schrieben und sogar darauf ausgingen, mit einander verwechselt zu werden.

Später, als die Deutschen ihren philosophischen und politischen Thurmbau Babels anfangen, da verwirrte sich ihre Sprache weit mehr als zur Zeit Napoleon's; jeder suchte den echten, wahren Deutschen und keiner wollte ihn im andern gelten lassen. Hegel sagte auf dem Todtenbette:

»Nur Einer hat mich verstanden« — und nach einigem Nachdenken setzte er hinzu: »Aber der eigentlich auch nicht!«

»Les Allemands, est-ce qu'ils ont une langue?«
Oui — mais ils ne se comprennent pas entre eux.

IV. Mensch und Geldmensch.

Wer schläft, der schläft sich zum Besten.
 Wer arbeitet, der weiß nicht, wem es zu gut kommen wird.
 Lehmann (Florilegium).

Das ist's ja eben, warum man sich gleich lieber auf's Ohr legen möchte! Schlafen — vielleicht auch träumen. Die meisten Menschen arbeiten bloß um zu arbeiten; es ist ihnen gar kein Genuß, sondern kommt ihnen nur bequemer als wirklich zu leben. Das Leben ist eine Kunst — und die wenigsten Menschen sind Künstler; die meisten sind nichts als gemeine Arbeiter, Tagelöhner. Ich habe einen geschickten Handwerker gekannt, der war aber zugleich ein großer Lebenskünstler. Die zehn oder zwölf Stunden Arbeit waren ihm ein Genuß; was er täglich schuf, war das Lieblingswerk seiner Hände, seines Fleißes, seiner Kraft; der Feierabend mit Weib und Kind und ein paar guten Kameraden gestaltete sich ihm zu einer täglichen Sabbathfeier; auch Wein, Musik und Gesang, und gelegentlich ein gutes Buch fehlten dabei nicht. Ein redlicher, frisch munterer, zugleich frommer Sinn bildete den Grundton der kleinen Familie und breitete sich über Alles aus, was mit ihr in Berührung kam. In ähnlicher Weise wurde der Segen der Arbeit im ganzen Mittelalter aufgefaßt. Wir arbeiten jetzt mehr als damals, und rastlos, unermüdlich — unser ganzer Tag ist nichts als Arbeit — aber es kommt nichts Tüchtiges, Fertiges heraus und wir haben keine rechte Freude d'ran. Seht doch einmal das große, stattliche Haus, wo so viele Menschen ein- und ausgehen. Das ist nun so ein

modernes, rastloses Arbeitshaus! Der Mann, der drinnen sitzt wie die Spinne in ihrem Netz, ist sein eigener Gefangener und ein sogenannter »Millionär« — das ist ein Mann, welcher bloß durch den Zauber seines Namens und die Dummheit der Menschen in der angenehmen Lage ist, seine Capitalien cum gratia in infinitum vermehren zu können. Sonst rief man den hoch Gebornen und hoch Gestellten zu: »Qu'avez-Vous donc fait pour tant de biens? Vous Vous êtes donné la peine de naître, et voilà tout.« Von unserm Millionär muß es heißen: »Il se donne la peine d'exister. Er ist zur Existenz verdammt. Man kann nicht sagen, daß der Mann wirklich lebt. Urtheilt selbst. Er besitzt etwa ein Duzend Landgüter mit Aekern und Wiesen, Feldern und Wäldern, Jagdgehögen, großen Fischteichen, Schlössern und Landhäusern, mit Runkelrüben-Erzeugung und Steinkohlenlagern, mit Eisenhämmern und Spinnfabriken. Er hat ferner ganze Gruppen von Zinshäusern in der Stadt und in den Vorstädten zu günstiger Zeit wohlfeil angekauft, sie umgebaut, erweitert, vergrößert und ihren Ertrag längst auf das Doppelte und Dreifache zu erhöhen gewußt. Er selbst wohnt im eigenen Palast, voll Pracht, Eleganz, Comfort, Rococo-Möbeln, Bildern, Statuen, Kammerdienern, Stallmeistern und Race-Pferden; an seiner Tafel werden den täglich wechselnden Gästen frische Zuckererbsen im December, Kirschen und Erdbeeren im Jänner, Spargel im Februar vorgesetzt; seine Theaterlogen sind natürlich im ersten Rang zu suchen und jede seiner Equipagen macht den Stolz und Neid des Braters aus. Der Millionär besitzt, wie es sich von selbst versteht, auch einen höheren Adelsgrad und verschiedene Titel und Orden; er geht auf völlig gleichem Fuße mit den Fürsten um, die ihm Geld schuldig sind, und behandelt deren Minister mit Wohlwollen und Freundlichkeit.

Der viel beschäftigte Mann hat einmal sogar Zeit gefunden zu heiraten; da er auf Geld nicht zu sehen brauchte, so wählte er die schönste und geistreichste, zugleich liebenswürdigste Frau, die ihn mit einem holden Knaben beschenkte, einem wahren Liebesgott, an Anmuth und geistigen Gaben das Abbild seiner Mutter. — Also Reichthum, Unabhängigkeit, großartiges Wirken, äußere Ehren, Familienglück, dazu frische Kraft und Gesundheit — alles Glück der Erde auf einen einzigen Sterblichen gehäuft! Ihr glaubt, ich übertreibe? Keineswegs. Ich schildere nur nach dem Leben. Aber eben darum darf ich Euch auch die Schattenseite der glänzenden Existenz nicht verhehlen. Es ist eben keine echte, keine echt menschliche Existenz. Unser Millionär arbeitet nicht etwa bloß zehn, zwölf Stunden, wie der heitere und fromme Handwerker, von dem ich erzählt — nein, der arme Reiche arbeitet den ganzen Tag, auch bei Tisch, auf der Spazierfahrt, im Theater, selbst im Schlaf, im Traum arbeitet's in ihm; allein es ist kein gottseliges, schaffendes Arbeiten und Thun, wobei etwas Wirkliches, Lebendiges erzeugt wird, sei's im Geiste oder in der Körperwelt, sei's eine Idee oder ein Lehnstuhl — («ein Amor oder ein Stachelschwein, wenn's nur lebt,« wie der junge Goethe schrieb) — der Zweck der Arbeit unsers Millionärs ist nicht das Fördernde der Arbeit sondern nur ihr Werth, ihr Preis: das Geld. Es in großen Massen zu gewinnen, es aufzuhäufen in seiner Urform, wie in der Gestalt von zinstragenden Papieren, von Landgütern, Häusern, Fabriken u. s. w., das ist sein Zweck; nicht es zu verwenden — nur es zu besitzen. So wird ihm das Geld zum Gözen, dem er dient; sein ganzes Leben ist nichts weiter als ein bloßes Hazardspiel; er ist der wahre König Midas, dem sich die Speise, die er berührt, die küßliche Lippe, der er naht, in hartes Gold verwandelt. Wie jedem leidenschaftlichen Spie-

ler verschwindet ihm das übrige Leben — nur der grüne Tisch, das Comptoir bleibt zurück. Es kommt der Frühling, diese Minute der Liebe — es kommt der Sommer, diese Stunde der Siesta und des dolce far niente — es kommt der Herbst, der Tag der Ernte und des Genusses — es kommt der Winter, diese Wochen der stillen, eifrigen und innigen Arbeit — — der Gözendiener kennt weder Liebe, Faulheit, noch Genuß und wahre Arbeit; seine Tage haben keinen Wechsel, sie folgen und gleichen sich. »Die Stunde rennt auch durch den rauh'sten Tag« — das heißt auf deutsch: man muß täglich eine Stunde finden, ein Mensch zu sein. Aber der bloße Geldmensch kann diese Stunde nicht finden; der Geschäftsmensch ist eben Alles — nur kein rechter Mensch.

Wenn man von diesem oder jenem Menschen fragt: »Was ist er denn?« und zur Antwort erhält: ein Kaufmann, ein Beamter, ein Soldat, ein Handwerker — so sind das nur die Gehäuse, in denen der Mensch steckt, nicht der Mensch selber. Mancher hat gar drei, vier solche Futurale, solche Geschäfte — er ist nichts als Geschäftsmensch. Bei dem bessern Menschen fängt der Mensch erst an, wo das Geschäft aufhört; bei den eigentlichen Geschäftsleuten fängt das Menschliche meist gar niemals an. Sie verzweifeln, wenn sie einmal einen ganzen Tag »nichts zu thun« haben, weil sie dann ihrem eigenen Selbst gegenüber stehen und weil sie mit sich selbst nichts anzufangen wissen. Sie thun viel, haben viel — sind aber nichts.

Nichts sein, innerlich leer sein, hohl sein, ist ein kläglicher Zustand, dem weder die Geschäfte, noch Titel und Ehren oder Reichthümer aufhelfen, sondern nur die Einkehr in sich selbst. Nichts sein kann aber auch

heißen: ein Mensch sein — Alles sein. Denkt an
Goethe's:

„Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt“ —
und an Beranger's:

„En me créant Dieu m'a dit: ne sois rien!“



Gedichte von Carl Rick.

1.

Blüthen-Zuflucht.

Der Tag zog sich besiegt zurück,
Er war der Nacht erlegen;
In Strömen floß sein Edelblut,
Die Rosen allerwegen.

Da faßte Sturm an Wald und Flur;
Da ist, wie schreckenstrunken,
Der Mutter Erde in den Schooß
Manch' Blumenkind gesunken.

Manch' zweites floh in toller Hast,
Und riß sich frei vom Stengel,
Und flatterte, wie hoffend, fort,
Auf einen Rettungengel.

Und wo es einen Menschen fand,
Der seiner Liebe dachte,
Ach, wie der Flüchtling sich dann schnell
Und innigst an ihn machte!

Wohl ward in dieser grausen Nacht
 Gefild und Forst zerrüttet — —
 Mich aber hat das wilde Wehn
 Mit Blumen überschüttet.

2.

T r o s t.

Ein Trost bleibt jedem Herzen unbenommen,
 Nur aufzufinden mußt du ihn verstehn!
 Wenn Winter ist, so sag: der Lenz wird kommen.
 Stirbt dir ein Freund: denk' an sein Auferstehn

Und wenn es einsam wird um dich, und schaurig,
 Verklungen hat der Freude laut Getön —
 Sag ja nicht: diese Stunde ist zu traurig! —
 Die frühere — sag' lieber — war zu schön!

3.

Bl ü m c h e n a m F a g.

Blümchen am Fag
 Lenzfroh erwacht;
 Dufte zu Tag,
 Dufte zu Nacht;

Keiner bemerkt es,
Niemanden stärkt es;
Blümchen am Hag
Blüht ohne Klag'. —

Vöglein vom Ast
Gönnt sich nicht Ruh —
Singt ohne Raß
Immer zu — immer zu.
Keinem zur Freude
Keinem zu Leide —
Vöglein vom Ast
Singt ohne Raß! —

Herz! du allein
Unmuthig bist —
Wenn man ja dein
Einmal vergift! —
Sieh' wie bescheiden
Glücklich die Beiden — —
Herz! du allein
Kannst es nicht sein?! —



Jacob Rubens.

N o v e l l e

von

Clara von Massow

(Martha von der Höhe).

Er gab nicht nur die leichte Regel, sondern auch das schwere Muster.

Jean Paul.

In den heiligeren Stunden des Lebens wird das Bild der vor allen andern geliebten Seele nicht im Conversations- oder Wohnzimmer, sondern in der dunklen, stillen Betcapelle, dem Herzen, aufgehängt.

Jean Paul.

Durch die Kastanienalleen Mailands rollte ein leichter Reisewagen so schnell dahin, als kenne die Sehnsucht der Reisenden in demselben nach ihrem Ziel keine Schranken, oder als ständen diese Reisenden noch im Frühlinge des Lebens, und machten eben ihre erste Reise, die der Jugend so oft ein träumendes Herz und Flügel über die Eisspalten

des Lebens verleiht, besonders wenn wie hier die Natur nichts als Glanz, Duft und Blüthen über ihren Weg ausschüttet; oder endlich, als beflügele die Furcht vor der letzten Reise ihre Fahrt und diese solle sie jener entziehen.

Welche von diesen Deutungen die wahre sei? wir werden es später erfahren; suchen wir zunächst die persönliche Bekanntschaft unserer Reisenden, oder besser, unseres Reisenden, denn es ist außer dem Rosselenker nur ein Mann, den wir so eilig das schöne mailändische Gebiet durchstreifen sehen.

Dieser Mann, welcher auf der Stufenleiter des Lebens die Mitte bereits überschritten, nimmt bei dem ersten Anblick unser Interesse sogleich in Anspruch: es liegt in seiner Erscheinung etwas Edles, Stolz, welches die Dienstbarkeit des Glücks erzwingen zu wollen und zugleich über die Unzulänglichkeit seiner Macht über das Glück zu trauern scheint.

Man sieht, daß dieser Mann jeder Herausforderung des Lebens kühn die Stirn geboten und daß er nichts so beklagt, als daß er dennoch nicht Meister im Kampf mit derselben bleiben können.

Aber es ist kein selbstsüchtiger Schmerz, keiner, der nur das Herz wund drückt, sondern einer, der durch alle Lebensfasern dringt, ein großer Schmerz über ein allgemeines Unglück, der auf der Stirn dieses Mannes thront; nicht wie eine Märtyrerkrone, eher wie ein Kranz, den er von dem Altar seines blutenden Vaterlandes aufgenommen, um ihn erst wieder an den Stufen des Altars seines freien und glücklichen Vaterlandes niederzulegen und — sollte ihm dies nie vergönnt sein, — ihn mit Trauer, aber Stolz bis zum Grabe zu tragen.

Die dunklen, vielsagenden Augen, der schwermüthige, ernste entschlossene Zug um den Mund dieses Mannes, die

Bedeutung in seiner Haltung und Gestalt bestätigen alles, was wir auf seiner Stirne gelesen. Mit Theilnahme rufen wir ihm zu: »Wer bist du, stolzer Unglücklicher? und welches ist dein Schmerz?« — Und mit einer Weichheit, die bei diesem kräftigen Charakter etwas unbeschreiblich Rührendes hat, erwiedert er die inhaltschweren Worte: »Ich bin der Sohn eines unglücklichen Landes, dessen Namen ich nicht nennen darf!« —

Da dürfen wir freilich nicht weiter fragen — denn wir befinden uns zur Zeit dieser Erzählung in einer verhängnißvollen Zeit, wo Throne wankten, und Blut und Thränen der Völker strömten.

Welche ernste Sorgen indeß auch den Thron der Gedanken unseres Reisenden behaupten mochten, die Stufen desselben waren umlagert von den holden Genien der Freude und angenehmer Erwartungen; diese Genien erstiegen eine Stufe nach der andern und erreichten den Höhepunkt, als endlich der Riesenspiegel des Lago maggiore sich vor dem Auge des Reisenden ausbreitete.

Am Ufer dieses herrlichen See's lag, beschattet von dunklen Kastanienwäldern in reizenden Umgebungen von Weinbergen und Citronenhainen eine Villa, mit all der freundlichen und großartigen Zierlichkeit der italienischen Landhäuser ausgestattet; in der Villa weilten die Gegenstände der Sehnsucht unseres Reisenden, und diese fand hier ihr Ziel.

Da aber ein erstes Wiedersehen sich nahe stehender und länger getrennt gewesener Personen ein heiliges Anrecht auf Schonung hat, und keine unberufenen Zeugen duldet, so wollen auch wir zartfühlend dem Familienkreise unseres Flüchtlings fern bleiben, während er selbst in denselben eintritt; und erst später die Bekanntschaft der derzeitigen Bewohner der Villa suchen.

Die Tageskönigin ist währenddeß von ihrem Thron gestiegen, doch hat sie die Alleinherrschaft noch nicht dem milden Regenten, dem vielgefeierten Monde übertragen; wir befinden uns also eben in der Tageszeit, welche junge, schwärmerische Gemüther und ein träumerisches Gefühl so sehr lieben, in der Dämmerstunde.

In ihrem Schutze sehen wir einen jungen Mann langsam am Ufer des See's hinschreiten; sein ernstes, sinnendes Auge ruht bald auf den blühenden Inseln in diesem zauberischen See, bald auf den riesigen Alpen mit ihren weißen, glänzenden Scheiteln und tiefblauen Gürteln aus Wäldern; dann wieder auf dem lieblichen Spiel der Cascaden, die von den Felsen und Bergen im zierlichen Getändel mit den Winden, ihr flüssiges Silber über Hügel und Nebengelände ausgießen, und als Tribut dem Wasserspiegel des See's zuführen.

Aber diese zugleich milde und großartige Schönheit der Natur scheint doch nicht ausschließlich die Gedanken und Gefühle des jungen Wanderers in Anspruch zu nehmen; er steht zuweilen still, so tief in sich selbst und sein inneres Leben versenkt, daß alles Aeußerliche unbeachtet an ihm vorübergeht; und es liegt bei diesen Rückblicken ein Etwas in seinen großen, bedeutungsvollen Augen, das uns Thränen entlocken könnte: es ist der Schmerz ohne Klage; ein männlich getragener Schmerz, der für das Mitleid zu hoch steht, und doch die Theilnahme allgewaltig aufruft, weil man fühlt, daß er dem Herzen des Trägers Todeswunden schlägt.

Der Mann, dem wir hier begegnen, ist von außerordentlicher, etwas eigenthümlicher Schönheit; die äußere Bildung seiner Gestalt und seiner Züge ist durchaus edel, erstere von mittlerer Größe, freier und feiner Haltung; letztere höchst regelmäßig, mit dem anziehenden Ausdruck

des Ungewöhnlichen und einem leichten Grade des Orientalismus, welchem auch das südliche Colorit entspricht.

Das weiche, hellbraune Haar, das sich leicht gewölbt um die hohe Stirne legt, die hellblauen, zugleich feurigen und sanften Augen sind nicht ganz in Uebereinstimmung mit dem eigenthümlichen Typus dieses Antlitzes; indeß heben sie denselben noch mehr hervor, während sie ihm zugleich etwas sehr Mildes und Gewinnendes verleihen.

Am Fuß eines Weinberges, unfern der oben bezeichneten Villa, bleibt der Wanderer stehen; die Arme gekreuzt, das Auge unverwandt auf die Villa gerichtet, deren erleuchtete Fenster in der Ferne glänzenden, im grünen Laubwerk spielenden Glühwürmchen glichen, weilte er lange; da weckte ihn eine fremde Stimme aus seinen Träumen, die halb dem Gebiet einer wehmüthigen Freude, halb dem eines begründeten Kummeres anzugehören schienen.

Die Stimme war die eines Mannes, der, eilenden Schrittes die Straße daherkommend, auf welcher wir einige Stunden früher unserm Reisenden begegneten, jetzt neben dem träumenden Jünglinge stille stand und ihn mit der Frage anredete, ob er vielleicht einen Reisewagen habe vorbeifahren sehen, in welchem ein Mann gesessen, der so und so ausgesehen, — und er beschrieb genau das Aeußere unseres Bekannten.

Der Jüngling richtete einen schnellen, forschenden Blick auf das Antlitz des Fragers, durch dies in das Herz desselben, und da ihm die Tiefe dieses Herzens trübe erschien und nicht sogleich einen freien Durchblick gestattete, so beschloß er vorsichtig zu sein, und erwiderte demgemäß, ohne sich auf gründlichere Auskunft, die er allerdings hätte geben können, einzulassen: »er weile erst seit Minuten an dieser Stelle, und während derselben sei kein Wagen vorbeigekommen.«

Ohne sich durch die kurze Art und Weise des Befragten irre machen zu lassen, fuhr der fremde Mann in seinem Examen fort: »So können Sie mir vielleicht sagen, ob sich während der letzten Monate hier in der Umgegend eine vornehme ausländische Familie niedergelassen? — Ich bin von den Freunden derselben aus der fernen Heimat mit wichtigen Nachrichten an sie gesendet; bis in das mailändische Gebiet folgte ich ihrer Spur; hier aber verliert sich diese plötzlich und da Sie wahrscheinlich in dieser Gegend bekannt sind, so dürften Sie mich leicht wieder auf dieselbe leiten können.«

Der junge Mann, den wir Rubens nennen müssen, fühlte sich unwillkürlich zum Mißtrauen angeregt; es lag so viel Heimtückisches, Verhalteneß, Böses in den Zügen des Fragenden! — doch bemühte sich Rubens seine Empfindungen zu verbergen und erwiderte scheinbar ruhig: »Ich bedauere in der That, Ihnen nicht dienen und mich dadurch gleichzeitig an einem guten Werk betheiligen zu können, denn gewiß sind Ihre Nachrichten der Art, daß denen, die sie angehen, viel daran liegen muß, dieselben zu erfahren; doch leider fürchte ich, die Spur, auf der Sie Ihre Freunde bisher suchten, dürfte Sie irre geleitet haben: ich bin Arzt und als solcher hier fast in jedem Hause ringsum bekannt, aber eine Familie, wie Sie dieselbe hier vermuthen, wüßte ich in dem bedeutenden Kreise meiner Bekanntschaft nicht aufzufinden.«

»Nun,« fuhr der unermüdliche Trager fort, »es könnten Gründe vorhanden sein, die für den Augenblick die betreffende Familie veranlaßt haben dürften, Namen und Vaterland zu verläugnen; erlauben Sie mir also eine Personalbeschreibung: das Haupt der Familie schilderte ich Ihnen bereits; es ist eben der Reisende, der nach meinen eingezogenen Nachrichten höchst wahrscheinlich vor Kurzem diese

Straße gefahren sein muß; doch da Sie ihn nicht sahen, so ist eine fernere Beschreibung seiner Persönlichkeit zwecklos und ich will also zu den andern Familiengliedern übergehen. Die Gemalin dieses Mannes ist eine noch schöne Dame, in mittleren Jahren, eine hohe edle Gestalt, ein feines Gesicht mit etwas schwermüthigen Augen voll Geist und Güte. In der ältesten Tochter, Comtesse Jella, findet man der Mutter verjüngtes Ebenbild; sie ist die echte Tochter ihres Vaterlandes und trauert tief, aber weiblich und verständig um das Unglück desselben. — Comtesse Jella ist das Juwel dieser Familie, ein weiblich starker Geist, ein weiblich weiches Herz!«

So schloß der Berichterstatter und merkte vor der Begeisterung, in die er sich selbst hineingeredet, die Röthe innerer Bewegung nicht, die über die Züge des jungen Arztes wie ein Streiflicht hinglitt, und eben so wenig das milde Feuer, das in seinen Augen aufleuchtete.

Der Fremde fuhr fort: »Die zweite Tochter, Comtesse Waleška, ist noch ein liebliches Kind; blond, von braunen Augen, zierlich wie eine kleine Elfe, aber von keiner besondern Bedeutung.«

»Endlich haben wir es noch mit einem Brudersohn des Familienhauptes, dem jungen Grafen Stanislaus L. zu thun, der, wie ich aus sicherer Quelle weiß, sich der Familie angeschlossen und mit ihr die Reise hieher gemacht. — Er ist ein junger, exaltirter Fant,« fuhr der Mann mit Erbitterung fort, »dem jedoch die Liebe für seine Cousine Jella noch höher steht, als seine schwärmerischen Ideen von Freiheit und Vaterlandsrettung; und so rettete denn bei ihm sein Herz sein Haupt, indem ersteres ihn zur Flucht aus dem Lande veranlaßte, wo letzteres eben durch eigenes Verschulden nicht mehr all zu sicher gewesen sein dürfte. — Uebrigens ist Graf Stanislaus ein Mann

von außerordentlicher Schönheit: eine hohe, gebietende Gestalt, ausgezeichnet noble Haltung, ein braungelocktes Haupt mit einem Antlitz und mit Augen, wie man Beides nur selten so schön, so feurig und zugleich so milde findet. — Doch, mein Herr, damit Sie gar nicht irren können, muß ich noch hinzufügen: Graf Stanislaus gleicht auffallend Ihnen selbst, obgleich Sie etwas kleiner und Ihre Züge von sanfterem Ausdruck sind. — Ich muß so ausführlich in meiner Beschreibung sein, um es Ihnen möglich zu machen, darnach zu erkennen, ob die so beschriebene Familie sich vielleicht unter irgend einer verstellenden Maske im Kreise Ihrer Bekanntschaft vorfinden dürfte.«

Doch der Arzt, in jedem andern Fall der treueste Priester der heiligen Wahrheit, neigte in diesem verneinend das Haupt, indem er die Pantomime mit den Worten unterstützte: »Ich kann nach dem eben Gehörten nur mein voriges Bedauern wiederholen! Die gräflich L.'sche Familie ist mir fremd und muß dennoch, unerachtet Ihrer Gegenstände, sich irgendwo anders hingewendet haben, als in diese Gegend. — Liegt es indeß in Ihrem, oder vielmehr im Interesse der gesuchten Familie, so dürfte ein Aufruf in öffentlichen Blättern zweckmäßig sein.«

»Den die Flüchtlinge wohl nicht berücksichtigen werden!« lachte der Mann unter dem unwillkürlichen Einfluß innerer Erbitterung, die ihn alle Vorsicht vergessen ließ.

Da sank die Freundschaftsmaske! was Rubens vom ersten Augenblick dunkel geahnt, wußte es jetzt gewiß: er hatte einen Feind und Verfolger der Familie vor sich! Warnung und Rettung wurde also Rubens Aufgabe, und er beschloß sie zu lösen.

Demnächst verabschiedete er sich von dem Unbekannten

und entfernte sich in einer Richtung, welche der, in der die Villa lag, entgegengesetzt war. Zu seiner Beruhigung belehrten ihn einige halbe Rückblicke, daß auch der Fremde den Platz verlassen, wo er mit Rubens die Unterredung gehabt, und sich gleichfalls in einer von der Villa entgegengesetzten Richtung entfernte.

Er mußte also keine Ahnung davon haben, wie nahe er den Gesuchten gewesen! und Rubens athmete erleichtert auf; aber noch lange konnte er den Gedanken an diesen Mann nicht los werden: es lag etwas Unvergessliches in seinen Zügen. — Etwas später sehen wir Rubens im Schutz einer Nacht, die so dunkel war, wie sie in Italien überhaupt sein kann, den eben gemachten Weg wieder zurückgehen, und ihn bis zu der bezeichneten Villa verlängern.

Er hatte nicht nöthig, den gewünschten Eintritt in dieselbe lange vergebens zu erwarten; ein Blick durch die grünen Jalousien zeigte ihm die Familie, deren Mitglieder uns von dem Fremden geschildert sind, noch im Wohnsaal versammelt; er klopfte leise an die Thür und stand wenig Augenblicke später in einem Kreise liebenswerther Menschen, denen er als Hausarzt bekannt und vertraut war.

Doch muß ich bemerken, daß Rubens das Haupt dieser Familie erst an diesem Abend kennen lernte.

Die Erwähnung der nähern Umstände dieser Bekanntschaft behalte ich mir vor. — Vorläufig aber überlassen wir Rubens und die gräßlich L.'sche Familie dem gegenseitigen Austausch ihrer Befürchtungen für die persönliche Sicherheit der Letzteren, — und suchen sie erst später wieder auf.

Um jedoch in der Zwischenzeit nicht müßig zu sein, wollen wir uns im Geist um etwa zehn Jahre zurück- und dann nach Frankfurt am Main, in ein kleines Haus der Judengasse hineindenken.

Wir treten hier an einem melancholischen Herbstabend in ein Zimmer, dessen Bewohner, wie es scheint, weniger aus Nothwendigkeit, wie vielmehr aus Geschmack, oder aus Grundsatz, einer gewissen Einfachheit huldigen.

Einfach ist die ganze Einrichtung des Zimmers, auch alt; doch wohlerhalten und sauber im höchsten Grade; und letztere Eigenschaft spricht um so wohlthuender an, da man sie auf den ersten Blick auf die Inhaber dieser Wohnung nicht unbedingt voraussetzen zu dürfen meint; obgleich man mit dieser Annahme, wenn auch nicht immer, so doch oft ein Unrecht begeht.

Wir befinden uns nämlich in der Behausung eines Israeliten, wie uns der Anblick des alten Mannes belehrt, der, das Haupt mit dem langen, weißen Bart schwermüthig in beide Hände gestützt, im Lehnstuhl sitzt und in dem vor ihm auf dem Tisch aufgeschlagenen alten Testament liest.

Die Gedanken des Greises scheinen jedoch nicht ausschließlich mit dem heiligen Buch beschäftigt, denn er sieht zum öfteren darüber fort und durch die kleinen Scheiben des Fensters erwartungsvoll auf die Straße hinaus.

In der Ecke am zweiten Fenster sitzt eine alte Frau mit tiefer, weißer Haube, deren demuthsvolle Haltung und stilles, bescheidenes Wesen auf eine etwas untergeordnete Stellung, nicht sowohl im Hause, wie in der Welt überhaupt, hinweisen; während die aufmerksamen und treuerzigen Blicke, mit denen sie zuweilen von ihrer Arbeit zu dem alten Mann hinübersieht, auf die bewährte Anhänglichkeit einer alten Dienerin deuten.

Diese beiden Personen sind zur Zeit die einzigen Inhaber dieses Zimmers; doch lassen einige Gegenstände in demselben auf noch mehrere, nur eben abwesende Bewohner schließen.

Wir erblicken z. B. auf einer hängenden Bibliothek die Classiker aller Zeiten; und gleichsam wie um Harmonie in diese verschiedenen Geisteswerke zu bringen, unter ihnen eine Flöte, deren inneres Leben wohl schwerlich dem Dienst des alten Israeliten geweiht sein mag.

Neben der Bibliothek hängt ein weibliches, jugendliches Porträt, dessen wunderholde Züge uns jedoch durch einen Trauerflor anlächeln, mit welchem es verschleiert ist.

Die Classiker und die Flöte machen uns etwas gespannt auf das Erscheinen ihres Herrn, oder besser, ihres treuen Jüngers. Ungeduldiger jedoch noch als wir scheint der alte Mann im Lehnstuhl irgend Jemand zu erwarten; und seine durch das Fenster schweifenden Blicke trüben sich immer mehr, je dunkler der Abend heraufzieht.

»Er bleibt wieder so lange aus!« — spricht er endlich, halb für sich, halb zu der alten Frau gewendet.

»Lieber Herr!« erwiderte diese begütigend, »Lassen Sie Herrn Jakob gewähren; er schwärmt so gern einsam im Freien umher — das sind seine besten Stunden!«

Sie seufzte nach diesen Worten leise; aber so leise dieser Klagelaut auch war, er fand ein Echo in der Brust des alten Mannes.

»Sarah!« hob er nach einer Pause an, »es ist nicht gut, wenn ein junges Gemüth die Einsamkeit sucht, und wenn das noch lange so fortgeht, so wird der Jakob ein Träumer! — Er muß fort von hier! fort aus der verachteten Judengasse; — an einen Ort, wo er sich ohne Scheu unter fröhliche Altersgenossen mischen darf, ohne in jedem Blick den herzlosen Vorwurf lesen zu müssen: »Packer dich Jude!«

»Lieber Herr!« wandte die Alte etwas schüchtern ein, — »steht es denn nicht bei Ihnen, diesen allerdings herz-

losen Vorwurf zu entkräften? — und dürfte es nicht leicht ein Unrecht sein, wenn Sie dies unterlassen?»

Eine Röthe innern Unmuths überzog das Gesicht des Israeliten und mit erregter Stimme sagte er: »Behüte dich der große Gott, S a r a h! daß du nicht noch einmal auf diesen Vorschlag zurückkommst! — Ich, dem die Christen während meines ganzen Lebens nichts zu Liebe, aber viel zu Leide gethan haben, ich, der ich meinen herbsten Kummer den Christen zu danken habe, ich sollte meinen Enkel, das einzige Kind meines einzigen Kindes, von dem Glauben meiner Väter ab- und sich einem Glauben zuwenden sehen, dessen Bekenner den meinigen bitter verhöhnen und auch dem Edelsten unter uns mit Verachtung laut oder heimlich zurufen: »Hund von einem Juden!«

»Ein großer Schmerz läßt Sie die Christen wohl mehr hassen, als Sie es verdienen und macht Sie ungerecht, indem er Sie verhindert, Ausnahmen zu gestatten! — und endlich, bedenken Sie, mein theurer Herr! — Herr J a k o b wurde als Christ geboren!«

»O! woran mahnst du mich — S a r a h! — aber nein, sage ich dir, nein! er wurde nicht als Christ geboren? er wurde geboren in der armen, verachteten Judengasse, im Hause seines jüdischen Großvaters, von einer jüdischen Mutter!« — Die Stimme des Alten wurde sehr weich, indem er fortfuhr: »O S a r a h! was hätte ich einst darum gegeben, wenn man christlicher Seits die Ehe von J a k o b s Mutter mit einem Christen für rechtsgiltig anerkennen wollen! — Mein ganzes, sauer erworbenes Vermögen, ich hätte es mit tausend Freuden geopfert, wenn ich dadurch meiner Tochter den Frieden, das häusliche Glück erkaufen können! — und ich war ein gekränkter Vater! tief gekränkt durch die Flucht meiner R a h e l mit einem Christen. Was ich fast für unmöglich gehalten hatte, das lernte

ich in dieser schweren, trüben Zeit erkennen: die alles besiegende Allmacht der Vaterliebe! — ich, ein strenger und rechtgläubiger Anhänger unserer heiligen Religion, der ich nimmer meine Einwilligung zu einer Verbindung meiner Tochter mit einem Christen geben zu können vermeinte, ich, ich konnte dennoch diese, hinter meinem Rücken geschlossene Verbindung nicht nur verzeihen, ich segnete sie sogar, bezwungen von den Bitten und Thränen meines Kindes; ja, ich demüthigte mich so weit, die stolzen Verwandten von *Rahel's* Gatten zu bitten, — zu bitten, sage ich dir, um freundliche Aufnahme meiner Tochter in ihren Familienbund. — Und sie, die Herzlosen! sie verspotteten mich und mein Kind und die reichen Schätze, die ich ihnen endlich mit innerer Verachtung, aber in der Aussicht auf sichern Erfolg verlockend hinwarf; — sie stießen die verachtete Jüdin, die doch tausendmal mehr als ihre Verfolger die Achtung einer Welt verdiente, mit Hohnlachen von sich, und gaben sie, als ihr Gatte, vom Kummer über diese täglichen Familienzerwürfnisse tödtlich getroffen, ins Grab sank, der Verzweiflung preis.

»Da kehrte *Rahel* mit gebrochenem Herzen aus dem fernen Lande, aus dem Palast ihres Gatten in die Heimat, in das kleine Haus der Judengasse zurück; suchte Trost am Vaterherzen, gab ihrem Kinde das Leben und starb.

»Ihr letztes Gebet schloß mit den Worten: »Herr, gib meinem Sohne nicht das harte Herz der Christen!« — ihre letzte Bitte an mich war die: »Vater, erziehe meinen Sohn in deinem Glauben! Die Christen würden ihn nimmer als einen der Ihrigen erkennen, sie würden ihn verachten, wie sie mich verachteten und in dieser Verachtung zu Tode quälten!«

»Ich gelobte es ihr und sie starb beruhigt. — Sieh', *Sarah*, dies Alles weißt du, und dennoch kommst du

immer wieder auf deine alten Bedenken zurück. — Begreifst du denn nicht, daß ein Jude auch seinen Stolz hat? — ich will und werde meinen Enkel denen nicht aufdrängen, die meine Tochter grausam verstießen!»

»Aber mein theurer Herr! wenn nun Herrn Jakob je die Ahnung oder die Erfahrung kommen sollte: daß seine Mutter eine getaufte Jüdin, sein Vater ein geborner Christ war; er mithin durch seine Geburt einem Glauben angehört, dem er doch möglicherweise früher oder später Vorzüge vor dem unsrigen zuerkennen dürfte; würde er es Ihnen da danken, daß Sie ihn diesem Glauben widerrechtlich entfremdeten? — würde er sich nicht vielleicht als Jude unglücklich fühlen, während er als Christ glücklich hätte werden können? — O, Sie wünschen doch gewiß nichts sehnlicher als das Glück Ihres Enkels! darum, lieber Herr! bezwingen Sie sich selbst! Denken Sie nur an ihn und seine Zukunft! Er hat das Alter erreicht, wo er fähig ist, für sich selbst zu entscheiden: entdecken Sie ihm endlich das Geheimniß seiner Geburt. Ihre und meine ausweichenden unbestimmten Antworten auf seine Fragen in dieser Beziehung haben ihm ohnehin schon nicht mehr genügt, seit seine Gedanken über die Gegenwart hinausreichen; — er grübelt und sinnt oft still in sich hinein und sehnt sich offenbar nach einem bestimmten Aufschluß über die Schicksale seiner Eltern.«

»Darum, Sarah, ist ihm Zerstreuung und Aufheiterung Noth; denn da ich fest entschlossen bin, ihm diesen Aufschluß nie zu geben, weil ich zu tief fühle, es wäre nicht zu seinem Glück, so würde er, dem die Natur ohnehin keinen frohen Sinn verliehen, sich in nutzlosen Grübeleien seine Jugendzeit verkümmern; und ich wünsche nichts so sehnlich, als ihn glücklich zu sehen. — Daß ich für Erreichung dieses Wunsches kein Opfer scheue, beweise dir mein Entschluß, mich von ihm zu trennen; und hiermit von

meiner einzigen Lebensfreude. — Fordere nicht mehr von mir, S a r a h, ich könnte es nicht gewähren. Durch jemand Andern aber als durch mich oder dich kann J a k o b nie erfahren, daß sein Vater ein Christ und seine Mutter getauft war; denn was in der verachteten Judengasse vorgeht, darum kümmert sich Niemand in Frankfurt viel. — Hieß meine schöne R a h e l auch einst »die Blume von Frankfurt,« so unterließen Spötter doch nie hinzuzufügen: »aus der Judengasse« und nachdem man eine kurze Zeit über ihre Entführung gelacht und gespottet, vergaß man sie. Niemand hat eine Ahnung ihrer späteren Rückkehr in mein Haus, denn sie lebte nach derselben wie eine Einsiedlerin! J a k o b aber gilt bei den Wenigen, die ihn kennen, für einen Findling, dessen ich mich aus Barmherzigkeit angenommen. Wir dürfen also ruhig sein, daß er durch fremden Mund nie die Wahrheit erfahre.«

»Aber, lieber Herr! ist es nicht Sünde, in das junge Herz eines gebornen Christen den Samen, wenn nicht eben des Hasses, so doch einer gewissen Abneigung gegen seine Glaubensgenossen zu streuen?«

»Thue ich das, S a r a h? nein, nein! das haben die Christen selbst gethan und thun es noch täglich! — Sah'st du nie, als er noch ein Knabe war, Thränen des Jornes J a k o b s Augen verdunkeln, wenn er, empört über eine neue Kränkung, die seine Mitschüler oder Spielgenossen, oder, was noch übler, selbst erwachsene Leute sich gegen ihn erlaubt, indem sie ihm in boshaften Anspielungen seinen Glauben zum Vorwurf gemacht, nach Hause kam, sich stürmisch in meine Arme warf, und mit bebender Stimme sprach: »Vater, warum lästern sie unsern Glauben, da wir doch des ihrigen in Ehrfurcht schonen? — sagt nicht Gott: alle Menschen seien Brüder? — o, wie kann man

denn so nachsichtslos gegen seine Brüder sein, wie die Christen gegen uns?»

Später, als er zum Jüngling heranwuchs, weinte er zwar nie über erlittene Kränkungen, er sprach sich auch selten mehr darüber aus; aber er empfand sie um so tiefer und seine Abneigung gegen die Christen im Allgemeinen steigerte sich noch, als diese auch die edelsten Handlungen, welche Jakob ihren Glaubensgenossen erwies, mit Spott und Hohn vergalt. — Gedenkst du noch jenes Abends, Sarah, als Jakob, am Ufer des Mains lustwandelnd, ein spielendes Christenkind in den Strom fallen sah, ihm unbedenklich nachsprang, und es mit eigener Lebensgefahr vom Tode rettete?»

»O wohl, Herr, mir ist als wäre es erst gestern geschehen.«

»Nun so wirst du dich auch entsinnen, mit welchen bitteren Empfindungen es dich und mich und Jakob erfüllte, als die christlichen Träger, welche Jakob, der von der unglaublichen Anstrengung des Kampfes mit dem wilden Element, zum Tode matt, und von der Kälte des Wassers erstarrt, nicht gehen konnte, auf Befehl des Vaters des geretteten Kindes in mein Haus brachten, ihn mit den Worten niederlegten: »Alter, da bringen wir Euch einen getauften Juden!«

»Ach wohl, das war recht lieblos, lieber Herr, aber die Beleidiger gehörten der rohesten Volksklasse an, da zerfällt die Beleidigung fast in sich selbst.«

»Aber, Sarah, womit willst du es entschuldigen, daß ein vornehmer, dem ersten Stande angehöriger Christ Jakob, als dieser zur Rettung des Kindes in den Fluß sprang, lachend nachrief: »Jude, wagst du es, das Wasser hat keine Balken!« — und dann selbst ruhig und gefühllos am Ufer stehen blieb!«

»Freilich, Herr Rubens! das ist mit nichts zu entschuldigen! aber beruhigen muß es uns, daß der vornehme Mann mit diesem Hohn sich selbst viel mehr beschimpfte, als den armen Juden, gegen den der Hohn gerichtet war.«

»Wenn auch, Sarah, aber aus vielen kleinen Etacheln wird endlich eine Dornenkrone, die unser Haupt wund drückt und unser Herz bluten macht, bis es endlich in unsäglichem Schmerz sich bitter gegen die empört, welche uns die Dornenkrone flochten.«

»Soll denn aber die große Gemeinschaft der Christen die Sünden oder Schwächen Einzelner entgelten? Soll der Unschuldige mit dem Schuldigen unsern Haß hinnehmen?«

»O Sarah! wessen Schuld lassen die Christen denn uns entgelten? Was haben die Genossen unseres Glaubens ihnen gethan, daß sie die ganze Gemeinschaft desselben zum Zielpunkt ihres Uebermuthes machen?«

»Das wird immer eine Ungerechtigkeit bleiben, Herr Rubens, die wir duldbend hinnehmen müssen, da wir zu ohnmächtig sind, ihr zu widerstehen. — Doch dürfen wir darum, weil Andere ungerecht gegen uns sind, es wohl nicht wiederum auch gegen sie sein. — Nach Gottes Gebot sollen alle Menschen einander lieben wie Brüder, wie Kinder eines Vaters!«

Da öffnete sich die Thür, ein Jüngling trat ein, und sein kleines schwarzes Baret mit einer anmuthigen Bewegung leicht schwenkend, begrüßte er die beiden alten Leute mit freundlichen Worten und entschuldigte sein verspätetes Ausbleiben mit der ungewöhnlichen, wenn auch etwas melancholischen Schönheit des Abends, die ihn so lange im Freien gefesselt.

»Ich habe Feld und Wald durchstreift; nebenbei auch etwas botanisirt und viele schöne Kräuter und Blumen ge-

fundend!« schloß er, und breitete seine grünen duftenden Schätze auf den Tisch vor dem alten Israeliten aus.

Dieser betrachtete den Jüngling mit liebevollen Blicken; dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf die von diesem gesammelten Pflanzen und sagte endlich: »Wiederum fast lauter Heilkräuter! Jakob, du bist ein geborner Jünger Aeskulaps! mir ist, als wäre es dir von Gott bestimmt, dein Leben der segensreichen Arzneiwissenschaft und ihrer Ausübung zu weihen.«

»O Vater!« rief Jakob lebhaft und eine milde Begeisterung verklärte sein schönes Gesicht; »da könnte ich mich der Menschheit nützlich machen, könnte vielleicht selbst die mit mir versöhnen, die mich jetzt um meiner Religion willen so oft verspotten und verachten.«

»Ja, mein lieber Sohn, ich hoffe zum großen Gott, du wirst einst triumphiren über alle deine Spötter! aber bis du dies Ziel erreichst, würde dein zu weich geschaffenes Herz noch viel zu leiden haben unter dem Einfluß fremder Lieblosigkeit; darum mußt du fort aus der verachteten Judengasse, fort aus Frankfurt, wo man unduldsamer als irgendwo gegen die Genossen unseres Glaubens ist. — Jakob, ich habe einen Plan für dich entworfen: ich habe Handelsfreunde in Corfu; sie rühmen mir schriftlich die Vorzüge der dort neu gegründeten Universität; — dorthin sollst du! dort, wo auch der Jude Menschenrechte hat, wo man freisinnig denkt und handelt, wirst du an deiner Stelle sein!«

»O, hinaus in die Welt! hin, wo man den Werth des Menschen nicht nach äußeren Formen mißt! — Vater, ich danke Ihnen!« rief der Jüngling lebhaft. Plötzlich aber breitete sich der Abglanz innerer Trauer über seine Züge, indem er sagte; »Und Sie, Vater?«

»Ich? Lieber Sohn! ich bleibe in dem kleinen Hause der Judengasse! hier, wo ich geboren wurde, ein glücklicher

Vater und Gatte war, wo ich viel gelitten, aber auch viel Veranlassung gehabt, dem großen Gott ein freudiges Dankopfer zu bringen; wo ich dich erzog und deine Liebe meine alten Tage verschönt hat, hier, mein lieber Sohn, will ich auch sterben!«

»Aber, Vater, wenn auch keine Seele in Frankfurt mich vermißt, — Sie werden mich vermissen! — und Sarah wird es auch!« fügte er hinzu, als er die Thränen in dem Auge der alten Frau gewährte; und drückte mit kindlicher Herzlichkeit ihre dürre Hand.

»O wenn auch, Herr Jakob! es ist doch zu Ihrem Besten, wenn Sie gehen!« sagte Sarah.

Der alte Elly aber sprach gefaßt: »Das ist eine egoistische Liebe, die nur an sich und das denkt, was ihr angenehm ist; und dann, Jakob! o, der alte Elly Rubens hat neben seiner Liebe für dich auch seinen Stolz und er kann nicht eher in Frieden von hinnen scheiden, ehe er seinen Enkel eben so groß und angesehen in der Welt weiß, wie er selbst klein und verachtet in ihr dasteht. Vor Gott bleibt sich das zwar alles gleich, aber vor den Menschen möchte ich dich erhoben und triumphirend sehen! Sohn, werde ein berühmter Arzt! vergilt mit Segen den Fluch der ungerechten Welt, mit dem sie unsere Glaubensgenossen verfolgt; werde ein großer und edler Jude! zeige der Welt: nicht der Glaube, nur das Herz macht den Mann! ob Christ, ob Jude, der Mensch steht über Beiden! — und mein reichster Segen soll dich lohnen!«

Da erhob Jakob mit frommer Zuversicht Augen und Herz zum Himmel und gelobte tief bewegt: »Vater, so viel an mir ist, will ich Ihren Segen verdienen.«

Und er hielt dies Gelöbniß des Herzens.

Ehe ein Jahr verging, war Jakob Rubens einer der geliebtesten und geachtetsten Schüler der Universität von

Corfu; sowohl in seinem Verhältniß zu den Lehrern der Universität, wie auch in dem zu seinen Mitstudierenden und zu Allen, mit denen er in nähere oder fernere Beziehung kam.

Der Empfehlungsbrief, den ihm die Natur in seinem schönen und gewinnenden Aeußern mitgegeben, gewann noch höhere Geltung durch die Liebenswürdigkeit seines Benehmens, welche zu seiner Natur gehörte und nur nothwendiger Abglanz seines engelgleichen Gemüths war; und diese liebenswürdige innere und dadurch auch äußere Darstellung wurde noch gehoben durch die Verklärung ungewöhnlicher, sich unbewußt geltend machender Geistesgaben und angenehmer Talente.

Jakob's religiöser Glaube, den er keineswegs verläugnete, da er ihn für heiliges Erbtheil seiner Väter hielt, welches zu veräußern er sich ohne unabweisliche innere Nothwendigkeit nicht für berechtigt hielt, wurde ihm hier weder laut, noch schweigend zum Vorwurf gemacht; und er fühlte sich neu belebt unter dem Einfluß einer milden und achtungsvollen Toleranz, die in den Bekennern jeden Glaubens den freien Menschen ehrte.

So würde sich Rubens in diesem neuen Lebensverhältniß glücklich gefühlt haben, ohne einem stillen innern Kummer, der schon in dem Herzen des Kindes Wurzel schlug, und sich seitdem nicht wieder ausrotten ließ: Jakob war in einer schmerzlichen Ungewißheit über seine eigentliche Abstammung aufgewachsen, und diese Ungewißheit quälte ihn unsäglich.

Der alte Elv Rubens hatte ihm zwar gesagt: er sei der Sohn seiner einzigen Tochter; aber er hatte ihm nie mit Bestimmtheit Auskunft geben können oder mögen: wer Jakob's Vater gewesen; — er sagte ihm immer nur: sein Vater sei sehr früh, nach einer kaum zweijährigen Ehe

mit seiner Mutter, einige Monate vor Jakob's Geburt gestorben. Doch wich er mit unverkennbarem innern Widerstreben jeder näheren Erklärung über die Familienverhältnisse desselben, sowie über den Wohnort seiner Eltern aus.

Jakob würde sich dies etwas geheimnißvolle Umgehen seiner so natürlichen Fragen in Bezug auf seine Eltern weniger zu Herzen genommen und vielleicht weniger darüber gegrübelt haben, wäre er nicht von andern Kindern, mitunter sogar von rohen Erwachsenen, mit dem Spottnamen: »Jüdischer Findling!« geneckt worden. — So aber regten dergleichen Spöttereien seine Zweifel immer wieder aufs Neue an und er sprach sich oft unter schmerzlichen Thränen gegen seinen Großvater und Sarah aus.

Letztere seufzte dann schwer und schwieg. — Der alte Ruben's aber sagte tröstend: »Sei ruhig, Jakob, und laß die bösen Leute nur reden! sie haben Unrecht, doch wir können's nicht ändern! Ein Findling aber bist du nicht, sondern der Sohn meiner Rahel, meines einzigen Kindes! Geh' hin, tröste dich an dem Anblick deiner lieben Mutter!«

Dann zog Jakob's Händchen den Trauerschleier von dem lieblichen Frauenbilde, das an der Wand hing, und drückte einen kindlichen Kuß auf den holden Mund.

»Und mein Vater?« — fragte er dann plötzlich und näherte sich, wie schon so oft, bittend dem alten Elv.

Dieser küßte das Kind und sagte traurig und doch zugleich mit einer gewissen Strenge: »Frage mich nicht, ich sagte dir ja schon oft, deine Mutter war nicht glücklich in dieser Ehe! Das Herz blutet mir, wenn ich daran denke! Ich scheue es, darüber zu sprechen, — habe dir auch, damit ich nicht immer aufs Neue an das Unglück deiner Mutter erinnert werde, meinen Namen und nicht den deines Vaters gegeben; darum ehre schweigend das Andenken deines Vaters, aber frage mich nie mehr über ihn.«

Und Jakob fragte nie mehr aus Schonung für den Schmerz seines ehrwürdigen Großvaters; aber sein Herz litt fort und fort unter dem Einfluß dieser hangen Zweifel, und er fühlte, daß ihn dieser Schmerz durchs Leben begleiten würde.

Nach Beendigung seiner Studien und nachdem er fünf Jahre von dort abwesend gewesen war, kehrte Rubens nach Frankfurt zurück; nicht um sich dort häuslich niederzulassen, sondern um seinen Großvater und Sarah wieder zu sehen.

Der Ruf einer außerordentlichen Geschicklichkeit in der von ihm erwählten Kunst war ihm vorausgegangen; die besten Zeugnisse begleiteten ihn und der alte Elz, so wie Sarah empfingen den Wiederkehrenden mit eben so begründetem Stolz als inniger Liebe.

Aber auch Viele, welche den etwas schüchternen Jüngling vor seinem Scheiden gekannt und kaum beachtet, ja selbst ihn mitunter schonungslos verspottet hatten, sahen ihn jetzt mit Verwunderung wieder und konnten ihm eine unwillkürliche Theilnahme, ein unabweisbares Gefühl der Achtung nicht versagen.

Der schüchterne Jüngling hatte sich zu einem schönen, bei aller Bescheidenheit imponirenden Mann herangebildet, der mit einer so ruhigen Würde und zugleich so vollkommen als Repräsentant des höchsten Seelenadels auftrat und handelte, wie man beides bei einem Manne jüdischen Glaubens zu jener Zeit in Frankfurt nur widerstrebend anerkannte und dennoch anerkennen mußte.

Rubens weilte fast ein Jahr im Hause seines Großvaters. Dessen günstige, pekuniäre Lage überhob seinen Enkel der oft mit Demüthigungen verbundenen Sorge, seine Subsistenzmittel dadurch zu suchen; daß er seine Kunst im Dienst der Reichen ausbeutete; aber sein Herz und die reine

Liebe für die Wissenschaft zeichneten ihm den Weg vor, den er gehen mußte: er wurde der Arzt und Freund der Armen Frankfurts, ohne Unterschied des Standes oder Glaubens, und dadurch vielfach ein Segen der leidenden Menschheit.

Der Name »Jakob Rubens« gewann bald einen guten Klang in der freien Reichsstadt und weit und breit in der Umgegend derselben, und der alte Elv lebte neu auf in dem Ruhme seines Enkels.

»Und er ist ein Jude!« fügte er den Ausbrüchen seiner Freude in stolzem Triumph hinzu, indem er sich zu Sarah wendete.

»Lieber Herr,« pflegte diese dann sanft zu erwidern, »Herr Jakob wäre ein eben so edler Christ geworden, wie er ein edler Jude ist! Der Glaube thuts nicht; das Edle liegt in ihm selbst.«

Dem alten Elv aber genügte es nicht, den Ruhm seines Enkels in seiner Vaterstadt anerkannt zu wissen; er hätte ihn über eine Welt verbreiten mögen! Darum sprach er zu Jakob: »Lieber Sohn! du mußt reisen, mußt dich weiter in der Welt versuchen, mußt deinen Ruhm und deine Kenntnisse weiter verbreiten. Frankfurt hat es nicht um dich verdient, daß du ihm Beides ausschließlich weihst! du hast den Frankfurtern nun gezeigt, was aus dem schüchternen, viel verspotteten Judenknaben geworden ist; zeige ihnen nun auch, daß die Welt außerhalb Frankfurts dich zu würdigen weiß.«

Und Rubens ging nicht ungern von Frankfurt.

Ein Ort, wo wir viel Unglück erduldeten, kann uns darum immer noch theuer bleiben; verknüpft sich aber ein gewisses Gefühl erlittener Demüthigungen, des Spottes, einer, wenn auch noch so unbegründeten, uns erwiesenen Verachtung mit unsern Erinnerungen an einen Ort, so können

wir denselben nie wieder so lieb gewinnen, um uns in ihm vollkommen wohl und zufrieden zu fühlen.

So ging es auch Ru b e n s. Er haßte Frankfurt nicht, dieses Gefühl war er überhaupt unfähig; aber er konnte sich nie in einem solchen Grade wohl und heimisch in der Stadt seiner Geburt fühlen, um zu wünschen, sich in derselben fürs Leben anzusiedeln.

Er sprach hierüber offen mit seinem Großvater.

»Nun wohl, lieber Sohn, wie gesagt, so reise! und findest du ein Fleckchen Erde, wo du Hütten bauen möchtest, so baue sie.«

So zog J a k o b Ru b e n s denn zum zweiten Mal, begleitet von dem reichsten Segen seines Großvaters, in die Welt hinaus.

S a r a h geleitete ihn vor die Thore der Stadt. — »Herr J a k o b!« hub sie im Augenblick des Scheidens etwas zögernd an, »ich fürchte fast in dem, was ich jetzt zu thun entschlossen bin, gegen den Willen meines Herrn, Ihres Großvaters, zu handeln; — aber ich habe es Ihrer Mutter in ihrer Sterbestunde gelobt, zu thun, was ich jetzt thun werde; und so möge mir Gott verzeihen, wenn ich auf der einen Seite Unrecht thue, um auf der andern Recht zu thun. — Lieber Herr, ich bin alt; ich weiß nicht, ob ich die Freude erleben werde, Sie noch einmal wieder zu sehen; darum darf ich nicht länger zögern, Ihnen das Vermächtniß Ihrer Mutter zu übergeben.«

Sie reichte Ru b e n s mit diesen Worten ein bis dahin sorgfältig verborgen gehaltenes, in Brillanten gefaßtes Medaillon.

Auf der einen Seite desselben erblickte er das Bild seiner Mutter, ganz dem größeren, im Hause seines Großvaters befindlichen ähnlich; nur mit dem Unterschiede: daß jenes die blühende Jungfrau im reichsten Schmuck der Jugend

und einer makellosen Schönheit darstellte; während das Medaillon eine junge, noch immer sehr schöne, liebliche Frau zeigte, von deren Antlitz jedoch die Rosen der Jugend verweht waren von dem rauhen Hauch innern Leidens, und der Glanz der schönen Augen etwas erblichen unter dem Einfluß vieler Thränen.

»O meine liebe, arme Mutter!« rief Jakob tief bewegt und drückte das Medaillon an seine Lippen und sein Herz.

Sarah stand lange schweigend neben ihm; endlich sagte sie: »Dies liebe Bild ist Ihr heiligstes Eigenthum, Herr Jakob! Ihre Mutter ließ es nach dem Tode ihres Gatten, wenige Monate vor Ihrer Geburt, im Vorgefühl ihres nahen Todes für ihr noch ungebornes Kind malen, und übergab es mir sterbend für Sie, damit, wie sie sagte, ihr Kind die nie gekannten Eltern wenigstens im Bilde kennen lerne.«

»Eltern, sagst du, gute Sarah?« rief Jakob erregt und wandte gleichzeitig das Medaillon auf die andere Seite. Sein Blick hing eine Minute starr an dem Bilde, welches ihm hier entgegen trat; dann drückte er es stürmisch an sein Herz, betrachtete es aufs Neue; plötzlich füllten Thränen seine Augen, aber ohne sie von dem Bilde abzuwenden, sprach er gedankenvoll: »Das also ist mein Vater?«

»Ja, lieber Herr, und Sie sind fast sein verjüngtes Ebenbild.

»Auch nur fast, Sarah, in mir kann Niemand den Israeliten erkennen, während man ihn in meinem Vater kaum erkennen kann; ich habe eigentlich wohl nur die blauen Augen, und das hellbraune Haar von ihm.«

»Freilich, Herr Jakob, Sie gleichen Ihren beiden

Eltern am Körper und an der Seele! — Ihr Vater war auch ein guter Mann!«

»D, das fühlt man aus dem Seelenausdruck seiner Züge! und dennoch liebt mein Großvater ihn so wenig, daß er nicht einmal zu mir von ihm sprechen mag.«

»Guter Gott! Herr Ely kann Ihrem Vater das Unglück Ihrer Mutter nicht vergeben; und doch trug er nicht die Schuld desselben. Er hat sie bis zum Tode treu geliebt! daß beide nicht glücklich waren, lag in den Verhältnissen. — Und dann, ach, ich sage wohl eigentlich mehr, als ich sagen sollte; — dann heirathete Ihre Mutter Ihren Vater gegen Herrn Ely's Wunsch und Willen! Das kann der alte Herr Ihrem Vater auch nicht vergeben, obgleich er es der Tochter vergab. — Es war freilich nicht recht und nicht gut! aber, du lieber Gott! die jungen Leuten liebten sich so sehr und glaubten sterben zu müssen ohne einander.«

»Aber warum wünschte denn mein Großvater die Verbindung meiner Eltern nicht? ach, gute Sarah! gib mir endlich, endlich Aufschluß über das geheimnißvolle Dunkel, welches auf der Geschichte meiner Eltern ruht; ich habe schon so viel darunter gelitten und darf ja den Großvater nicht fragen.«

»Mein guter Herr! wie nah geht mir Ihr Kummer! aber ich kann und darf Ihnen nichts weiter sagen. — Das sind Familienverhältnisse, in die man mich theils nicht eingeweiht hat, und worüber ich anderentheils unverbrüchliches Schweigen gelobt habe. — Aber den Trost, welcher in dem Vermächtniß Ihrer Mutter für Sie liegen muß, Ihnen zu geben, konnte ich mir nicht versagen, obgleich Herr Ely zürnen würde, erführe er es je. — Sie kennen nun Ihre Eltern; lieben Sie sie, lieben Sie sie recht innig, denn sie verdienen es, und Ihrem Herzen gibt diese heilige Liebe Halt.«

»Ich danke dir, meine gute Sarah, für deinen Trost, da du mir die heiß ersehnte Beruhigung und Befreiung von allen Zweifeln nicht geben darfst! — Ich danke dir auch insbesondere für die treue Liebe, welche du meinen Eltern und vorzüglich meiner Mutter bewahrtest.«

»Ach, ich habe sie geliebt, wie mein eigen Kind und war immer bestrebt, ihr die früh verlorene Mutter zu ersetzen, so viel an mir war.«

»Lohne es dir der liebe Gott! und wolle es ihm gnädig gefallen, daß wir uns in diesem Augenblick nicht zum letzten Mal gesehen haben. — Und nun, lebe wohl, liebe, vortreffliche Sarah!«

Er zog, das Medaillon mit den Bildern seiner Eltern auf der Brust verborgen, träumerisch und gedankenvoll ins Weite. Sarah sah ihm nach, so weit ihr Auge reichte; dann erhob sie die Hände flehend zum Himmel, betete inbrünstig: »Beschütze ihn, großer und guter Gott!« und kehrte langsam in die Judengasse heim.

Jakob Rubens lernte viele Länder und Völker kennen; wohl sprach ihn eines vor den andern an, aber keines fesselte ihn in einem Grade, daß die Trennung davon ihm Schmerz verursacht hätte; so zog er denn weiter und weiter, bis endlich das mailändische Gebiet mit seiner himmlischen Natur und seinem tiefen Frieden ihn zu längerem Verweilen aufforderte.

Er miethete eine Villa am Lago maggiore und verlebte hier seine Tage theils in seliger Abgeschiedenheit, theils mit edler Aufopferung im Dienst der leidenden Menschheit; denn er war weder Träumer noch Egoist genug, um sich in völliger Abgeschiedenheit, und umschlöße diese ein Eden, wohl zu fühlen, wenn er sich nicht gleichzeitig einen nützlichen Wirkungskreis bilden konnte. Doch auch hier suchte er nicht die Häuser der Reichen, um ihnen seine Hilfe anzutragen;

wie früher in Frankfurt, so war er jetzt in Mailand der Freund und Helfer der leidenden Armuth; und so wie dort, verbreitete sich hier sein wohlbegründeter Ruhm und das Lob seines Edelmuths.

Er wurde viel gesucht und viel geliebt; diese allgemeine Anerkennung war ihm wohlthuend; ob er glücklich war? — ach, der Begriff von Glück ist so unbestimmt! und Niemand kann in der Seele eines Andern darüber absprechen! — Aber ruhig, still und heiter schien Rubens wenigstens zu sein; seine äußere stets gleichmäßige Darstellung entsprach zum mindesten dieser Annahme und nur wer ihn in den himmlischen Abendstunden am Lago maggiore, die man vielleicht an keinem Ort der Welt schöner finden kann, in tiefer Einsamkeit am Ufer des See's wandeln sah, und die weichen Sehnsuchtsklänge hörte, die er seiner Flöte entlockte und die wohl geeignet waren, das Herz bis zu Thränen zu rühren, die Seele zum Himmel zu erheben, der hätte freilich fragen mögen: »Was fehlt dir, du Armer?«

In einer solchen Stunde belauschte ihn einst, ihm unbewußt, eine weiche Mädchenseele. Die Frage: »Was fehlt dir, du Armer?« trat aus dem Herzen auf die Lippen der holden Lauscherin; aber die zarte Scheu der Jungfrau hielt das laute Wort zurück, während ihre Augen, ihr ganzes Seelenleben, die verhängnißvolle Frage lautlos aussprachen.

Sie konnte nicht fort, wie gebannt weilte ihr Fuß auf der Stelle, von wo sie ihn zuerst erblickt, oder besser gehört; sie sah ihn langsam näher kommen, aber noch sah er sie nicht; ein kleines Gebüsch von Cypressen deckte sie; — jetzt noch ein Schritt, er stand ihr gegenüber! — Die Flöte an seinem Mund glitt langsam nieder, Auge in Auge weilten sie wohl eine Minute; er faßte sich zuerst, grüßte sie voll tiefer Ehrerbietung und ging wie ein Träumender seiner Villa zu.

Die Jungfrau lehnte das Haupt an die Cypressen, — ein trauriger Stützpunkt! — ein unartificulirter Laut, fast einem Schmerzenslaut ähnlich, glitt über ihre Lippen; sie strich mit der Hand über die Stirn und die in unbewußten Thränen schwimmenden Augen. »Gott, wie ist mir, ich kenne mich selbst nicht wieder!« — klagte sie und blieb wie ein Marmorbild in dieser Stellung, bis eine schöne, vornehme Frau, ihre Mutter, und ein noch schönerer junger Mann, ihr Verlobter, denen sie auf dem Spaziergange vorausgeeilet war, zur Stelle kamen, sie verwundert betrachteten und auch nicht ruhig wurden, als sie mit einem etwas seltsamen Lächeln sagte: »Ich glaube, ich habe wachend einen wunderbaren Traum gehabt! — Oder Mutter, Stanislaus, glaubt Ihr an Doppelgängerei? — ich habe Jemand gesehen, der du warst, Stanislaus, und doch auch wieder nicht du.«

Beide verneinten ihre Frage, suchten sie zu beruhigen, indem sie sagten, daß hinsichtlich der Ähnlichkeit zwischen oft einander ganz fremden Menschen zuweilen ein wunderbares Spiel des Zufalls walte und führten sie in die Villa zurück, welche man zur Zeit hier bewohnte und die nur in geringer Entfernung von der lag, in welcher zur selben Stunde Jakob Rubens sich momentan einem seligen Traume hingab, um im nächsten Augenblick sich selbst mitleidslos aus diesem Traum zu wecken, indem er mit traurigem Ton vor sich hinsprach: »Ein Jude darf so nicht träumen.«

Am folgenden Tage wurde die jüngere Schwester der Dame, welche wir am vergangenen Abende Rubens eine so schnell erwachte Theilnahme zuwenden sahen, krank. Ihre Mutter, die Gräfin L., sendete Diener nach dem nächsten Arzt; diese führten Rubens in das Haus.

Bei seinem Eintritt malte sich in den Zügen sowohl der

Gräfin, als ihres Neffen und künftigen Schwiegersohnes, des jungen Grafen L., ein Ausdruck unwillkürlichen Schreckens; Beide staunten ob der wunderbaren Aehnlichkeit des Arztes mit dem jungen Grafen.

»Jella, ist das dein Traumgesicht?« fragte die Gräfin.

Comtesse Jella verneigte sich bejahend und leicht erröthend; man sprach noch Einiges über diese so außerordentliche, rein zufällige Aehnlichkeit; dann führte die Mutter den Arzt zu der Kranken, und Jella blieb etwas befangen dem Verlobten gegenüber zurück.

Als die Mutter und Rubens ins Wohnzimmer zurückkehrten, hielt die erstere es für angemessen, den neuen Hausarzt, dessen feine Bildung und eben so theilnehmendes, als verständiges Benehmen gegen die Kranke ihr sehr wohl gefielen, mit ihrer Familie näher bekannt zu machen, sie stellte ihm also in dem Grafen Stanislaus den Verlobten ihrer Tochter vor.

Rubens verneigte sich vor Beiden; aber der sonst so gewandte Redefluß des fein gebildeten Mannes schien plötzlich versiegt; — er verabschiedete sich bald und indem er langsam, tiefsinnend, traurig den Weg zu seiner Villa zurückmachte, murmelte er wiederholt dumpf vor sich hin: »Ein Jude darf so nicht träumen.«

Indeß führte sein Beruf als Arzt Rubens während der nächsten Zeit täglich in das Haus der Gräfin L. — Er sah Jella täglich — und als nach vier Wochen Comtesse Waleśka, Rubens Patientin, so weit genesen war, um ärztlichen Rathes nicht ferner zu bedürfen, da fühlte Rubens wohl, wie nothwendig es für den Frieden seines Herzens sei, dies Haus zu meiden.

Aber auch ohne alle Rücksicht für das Glück oder Leid seiner Seele — hielt er es für heilige Pflicht, sich zurück

zu ziehen. — Ach, es gab nicht leicht einen anspruchloseren Mann, als eben ihn! — aber dennoch erbehte seine Seele immer wieder, wie sehr er auch dagegen ankämpfte, unter den Schauern einer eben so süßen, wie schmerzlichen Ahnung, die für ihn gleichzeitig die Quelle des seligsten Glücks und des herbsten Grammes wurde.

Seine erste Begegnung mit Jella, dieser wunderbar schnelle Zug ihrer Seele zu der seinen, — o Gott! die Erinnerung daran würde ihn bis zum Grabe nicht verlassen! Bei ihrem späteren, öfteren Wiedersehen waren zwar ihre und seine Gefühle einer strengen Beherrschung des Willens unterthan; — aber wenn auch dem Auge der Welt keine Regung derselben sichtbar war, dem Auge des Herzens blieben sie nur verschleiert, nicht unsichtbar.

Aber Jella war eine verlobte Braut! — und wäre das auch nicht gewesen — so war sie doch Christin — und Rubens — war Jude.

»Guter Gott! welche Demüthigung für sie, einen Juden zu lieben!« — dachte er mit unsäglich bitterm Gefühl. »Sie darf nimmer, nimmer ahnen, daß ich in ihrem Herzen laß!« — dachte er weiter, nahm eines Tages einen etwas feierlichen Abschied von der Familie und kam nicht wieder.

»Sie nicht mehr sehen!« — ach, er glaubte mit diesem Entschluß ein schweres Sühnopfer an Gottes Thron für den Fehler seiner Liebe niederzulegen; denn ein Fehl blieb es freilich, die Braut eines Anderen zu lieben; — aber er konnte doch nicht mehr thun, als redlich dagegen ankämpfen und das that er mit allen Seelenkräften. — Er that es um Jella's, aber auch um ihres Verlobten willen, denn, wie widersprechend dies immerhin unter den obwaltenden Verhältnissen erscheinen mag, er fühlte sich

auch zu dem Grafen Stanislaus mit einem lebhaften und innigen Interesse hingezogen.

Es waltete nicht nur in dem Aeußern der beiden jungen Männer eine auffallende Aehnlichkeit ob, auch in ihrem Charakter, ihren Ansichten, Gefühlen, lag eine Harmonie, über welche Beide oft selbst erstaunten. Beide waren durchaus edel in jeder Regung ihrer Seelen; nur war Stanislaus, obgleich um mehrere Jahre älter, der bei weitem Eraltirtere in jedem Gefühl; er verläugnete den Sohn seines Vaterlandes nie; — während der ruhigere, innigere Rubens mehr sein deutsches Geburtsland repräsentirte.

Ihr religiöser Glaube war nie Sache der Besprechung zwischen ihnen geworden. Die L.'sche Familie nahm stillschweigend an, daß Rubens ihrem Glauben, dem christlichen, zugehöre, wenn sie überhaupt je darüber nachgedacht hatte; und Rubens konnte es nicht über sich gewinnen, ohne jede äußere Veranlassung sich Jella gegenüber als Befenner der jüdischen Religion darzustellen. — Er sprach überhaupt nie über religiöse Gegenstände; — ach, dies war eine wunde, leicht zu verletzende Stelle in seiner Seele. — Er hatte sich so oft um seiner Religion willen verspotten hören; und doch war sie die Religion seiner Väter, er war in ihr geboren und erzogen. — Er fühlte tief, wie tödtlich es seinen alten Großvater schmerzen würde, wenn sein Enkel je den Glauben seiner Väter verläugnen könnte, und er war fest entschlossen, dies nie zu thun. — Auch hatte der alte Elv ihm ja oft gesagt und er selbst hatte es tausendfach erfahren: der Glaube allein thut's nicht! über dem Juden und über dem Christen steht der Mensch.

Aber eben als Jude durfte er Jella nicht lieben, und Jella durfte nie die nach den Begriffen und Vorurtheilen der Welt demüthigende Erfahrung machen, einen Juden geliebt zu haben.

Darum wollte Rubens sich verbannen aus seinem Paradiese, wollte fort aus Italien, zurück zu seinen schönen jonischen Inseln, nach Corfu nämlich, dem geliebten Corfu, wo er den Glauben an seinen Menschenwerth neu in sich belebt gefühlt, wo er ein ungetrübtes äußeres und Geistesleben genossen.

Schon war er seit zwei Tagen nicht mehr im Hause der Gräfin L. erschienen. Am dritten waren alle Bande, die ihn in seiner Stellung als Arzt in der Umgegend gefesselt hatten, gelöst; er selbst zur Abreise bereit; da trat Graf Stanislaus bei ihm ein.

Er erschrak, als er Rubens Entschluß hinsichtlich seiner Abreise erfuhr; denn weder er, noch seine künftige Schwiegermutter hatten eine Ahnung davon, was ihn forttrieb aus ihrem Kreise, aus seinem eigenen Wirkungskreise, in welchem er sich bisher zufrieden gefühlt.

Rubens und Tella waren gegen einander sowohl, wie auch in jeder geselligen Beziehung so vollkommen Meister ihrer Gefühle geblieben; ihre gegenseitige äußere Stellung hatte nie auch nur um eine Linie die Schranken gewöhnlicher, wohlwollender Höflichkeit überschritten, daß freilich eine Ahnung, die ihnen so schmerzlich sein müssen, Tella's Verlobtem sowohl, wie ihrer Mutter nicht kommen können.

Um so dringender waren nun aber die Bitten Beider: Rubens möge sich nicht von ihnen trennen, er sei ihr einziger Freund in dem fremden Lande; sein Umgang ihnen lieb, fast unentbehrlich geworden; er möge ihnen also wenigstens so lange freundlich rathend zur Seite stehen, bis das Haupt der Familie, der alte Graf L., den man mit Sehnsucht erwartete, angelangt sein würde; wo es sich dann entscheiden werde, ob die Familie noch länger in Italien bleiben könne, oder ihren Flüchtlingsstab weiter setzen müsse.

— Und Rubens versprach zwar nicht zu bleiben — aber er vertagte seine Abreise auf unbestimmte Zeit.

Wohl klagte er sich im Innern ob dieser schwachen Nachgiebigkeit an; — aber was ihn zum Bleiben bewog, das waren weniger die Bitten der Gräfin L. und des Grafen Stanislaus, als vielmehr eine schnell zerdrückte Thräne in Tella's Augen, die freilich nur Rubens bemerkte; — und doch, das fühlte er tief, hätte eben diese Thräne ihn um Tella's willen in seinem Entschluß der Abreise befestigen sollen.

Indeß gingen einige Tage ohne besondere Bedeutung hin; da erschien der Abend, an welchem wir beim Beginn dieser Erzählung uns zuerst am Ufer des Lago maggiore fanden, wo wir ferner die Bekanntschaft des älteren Grafen L. im flüchtigen Vorüberfahren machten und auch Rubens zuerst kennen lernten, indem wir seine Unterredung mit einem Fremden belauschten, der von ihm Auskunft über die gräflich L.'sche Familie beehrte und nicht erhielt.

Wir begleiteten Rubens dann bis zur Villa der ihm und uns befreundeten Familie, und verließen ihn beim Eintritt in den Wohnsaal derselben.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir einen etwas langen, aber nothwendigen Rückblick in die Vergangenheit unseres Helden gerichtet, zur Gegenwart zurück und folgen Rubens auf dem Fuß in den L.'schen Familienverein.

Die ihm bereits bekannten Mitglieder derselben begrüßten ihn mit dem gewohnten achtungsvollen Entgegenkommen, mit welchem gebildete und einander wohlwollende Menschen sich stets gegenseitig zu behandeln pflegen; das Haupt des Hauses aber, der kürzlich angekommene Graf L., betrachtete ihn lange mit eben so unverkennbarem Ausdruck des Erstaunens, dem sich eine heftige Gemüthsbewegung hinzugesellte, daß seine Gemalin, etwas verlegen über dies

ungebührliche Anstarren eines Fremden, ihren Gemal auf diesen Verstoß aufmerksam zu machen und gleichzeitig denselben bei Rubens zu entschuldigen suchte, indem sie sagte: »Nicht wahr, lieber L., auch dich frappirt dieß sonderbare Spiel des Zufalls, welches sich in der hervorragenden Aehnlichkeit des Herrn Doctor Rubens mit deinem Neffen Stanislaus kund gibt?«

Des alten Grafen Blicke schweiften von Rubens zu Stanislaus hinüber, endlich sagte er: »Eine Aehnlichkeit zwischen beiden Herren ist allerdings unverkennbar; aber was mich bei Ihrem Anblick, Herr Doctor, wunderbar ergriff, das hat einen andern Grund. — Wollen Sie mir gestatten, Ihnen später einige Fragen vorlegen und Sie um Beantwortung derselben bitten zu dürfen?«

»Ich bin zu jeder Auskunft bereit, Herr Graf, die Ihnen geben zu können in meiner Macht steht. — Doch zur Zeit habe ich Ihnen andere, für Sie vielleicht wichtigere Mittheilungen zu machen.«

Alle sahen erwartungsvoll, die Damen etwas ängstlich zu Rubens auf und dieser gab einen treuen Bericht von dem Vorgange dieses Abends, bei welchem die Sicherheit der L.'schen Familie so nah' betheiligt schien.

In Folge dieser durch Rubens erhaltenen Nachrichten verlassen wir mit der gräflichen Familie Italien, und finden uns später mit ihr und Rubens am Bord der »Espérance« wieder zusammen.

Mit stolzer Ruhe theilt der Dampfer die Wogen des adriatischen Meeres. Er nähert sich mit einer Sicherheit und kräftigen Freudigkeit, als führe er seine Passagiere unzweifelhaft einem Port des Glücks zu, seinem Ziel, den jonischen Inseln und unter diesen zunächst dem Hafen von Corfu.

Leider aber scheinen nicht alle zeitweiligen Bewohner

dieses schwimmenden Hauses die Zuversicht auf ein glückliches Endziel zu theilen, welche freilich in den seelenlosen und doch sprechenden Bewegungen des schönen, stark und zierlich zugleich gebauten Schiffes liegt.

Unser alter Freund, Jakob Rubens, steht an einer einsamen und entlegenen Stelle des Verdecks. Mit verschränkten Armen, den Blick verloren in die Tiefe des Meeres und seiner eigenen Gedanken, weilt er lange, ohne von etwas Aeußerlichem berührt zu werden, oder es nur zu bemerken.

Für ihn hat an diesem Abend der Himmel keine Sterne; ach vielleicht liegt dies daran, daß für ihn die Sterne keine Hoffnungen mehr, nur Erinnerungen herunter werfen können; für ihn liegt heute weder Poesie, noch Musik im Wogenschlag des Meeres, weil der Wogenschlag des Menschenherzens, die Hoffnung, todt, das Vertrauen auf eigene Kraft erschüttert ist.

Er ist eben so unfähig, mit dem Ohr der Phantasie den Gesang der Sirenen, wie mit dem körperlichen Ohr den lieblichen wechselvollen Gesang zu hören, mit welchem einige junge, uns jedoch fremde Reisende die Monotonie am Bord der »Esperance,« die wohl jeder Seereise mehr oder minder eigen ist, in anmuthiger Weise unterbrechen; ach, diese geistige Taubheit hat wohl darin ihren Grund, daß die Nachtigall der Menschenbrust, das Herz, in Rubens nicht mehr singt, weder Lieder der Lust, noch Lieder des Schmerzes! sie liegt in einem langen, starren Winterschlaf, aus dem sie wohl nimmer wieder zu frohen Tönen erwacht.

Der alte Graf L. nähert sich Rubens, betrachtet ihn lange mit deutungsreichem Blick, berührt sanft mit der Hand die Schulter des jungen Mannes, und spricht mit einer Eindringlichkeit, die etwas Väterlich-Mildes hat und doch nicht frei von leisem Vorwurf ist: »Jakob, ich erkenne den frü-

heren geisteskräftigen Mann in dir nicht wieder! — Diese zu weiche und zu tiefe Hingabe an den Schmerz ist wohl verzeihlich für eine weibliche Seele, — für eine männliche ist sie es — nimm mir es nicht übel — kaum. — Der Mann ward geboren zum Kampf mit dem Schicksal und zum Siege über dasselbe; du aber trittst entsezt vor diesem Kampf zurück, du gibst den Sieg verloren, ehe du um denselben gerungen! Das ist ein Unrecht gegen dich selbst, ein Unrecht gegen die geistige Kraft und Würde des Mannes.«

»Vergeben Sie,« sagte Rubens sanft, sich aus seiner kummervollen Stellung erhebend: »jedes Gefühl fordert sein Recht und seine Zeit; Freude und Schmerz, man muß sich mit Beiden vertraut machen, um Beide gebührend aufnehmen und tragen zu können. Haben Sie noch eine kurze Rücksicht mit mir; ich bin wirklich nicht so schwach, als ich Ihnen vielleicht scheine, aber es ist ein ungewöhnlicher Kampf, zu dem das Schicksal mich aufruft; — da bedarf es freilich auch ungewöhnlicher Vorbereitungen, um ihn so zu entscheiden, wie er einzig entschieden werden muß.«

Der Graf drückte Rubens Hand, indem er erwiderte: »Ein ungewöhnlicher Kampf ist es allerdings und Gott wolle geben, daß er sich in deinem Innern in einer Art entscheiden möge, wie wir Alle es nur wünschen können.«

Aber worauf deuten diese Wechselreden des Grafen und Rubens hin? Was rückte Beide einander so nah, daß der Graf den jungen Arzt mit dem vertraulichen »du« anredete, und überall ein so lebhaftes Interesse an den Tag legte?

Vielleicht entsinnen wir uns noch der ersten Begegnung Beider, der dabei bewiesenen Gemüthserregung des Grafen und seiner Bitte an Rubens, ihm später einige Fragen beantworten zu wollen.

Rubens versprach dies.

Indeß trat die, durch Rubens Warnungen vor einer sie bedrohenden Gefahr veranlaßte Flucht der Familie aus Italien dazwischen und nahm vorläufig die Gedanken des Grafen L. mehr in Anspruch als andere, ihm ferner liegende Interessen; und erst am Bord der »Esperance« nahm er die vorerwähnte Frage wieder auf, indem er Rubens um Auskunft über seine Familienverhältnisse bat, und diese etwas zudringlich scheinende Frage damit entschuldigte, »daß er eine auffallende Aehnlichkeit zwischen Rubens und einigen Personen finde, welche er in früheren Zeiten gekannt und die ihm sehr werth gewesen, und daß diese Aehnlichkeit den Gedanken in ihm erregt, Rubens möchte jenen Personen irgendwie nahe stehen.«

Nach kurzem innern Kampf reichte er Zella's Vater das Medaillon mit den Bildern seiner Eltern und sagte: »Dies ist vielleicht der beste Aufschluß, den ich Ihnen, Herr Graf, über meine Familienverhältnisse geben kann; — jedenfalls ist es fast der einzige! Sie sehen hier die Porträts meiner lieben, leider zu früh verlorenen Eltern!«

Der Graf hielt das Medaillon in der Hand und während er bald das eine, bald das andere der Bilder betrachtete, flog eine tiefe innere Bewegung, fast wie der Schatten einer Reue um etwas, das nicht mehr gut zu machen ist, über seine Züge.

»Das also waren Ihre Eltern?« sagte er mehr im Ton der Wehmuth als der Frage.

»Und haben Sie sie gekannt?« fragte Rubens erwartungsvoll.

»Ob ich sie gekannt habe? — o mein Gott! dein Vater war ja mein Bruder, mein unglücklicher Bruder!« rief Graf L. überwältigt von dem Gefühl des Augenblicks.

Er zog Rubens an seine Brust. Dieser stand starr, todtensbleich, jedes Wortes unfähig da. — Was in diesem

Augenblick seine Seele bewegte, das war zu viel für den Ausdruck der Menschenstimme, aber die wohlthätigen Repräsentanten der Freude, wie des tiefsten Schmerzes trafen vermittelnd auf und gaben ihm Erleichterung und Kunde von seinem innern Leben.

Der Graf fuhr nach einer Pause fort: »Ja, du bist sein Sohn, ihr Sohn, ich ahnte es bei deinem ersten Anblick! — du trägst in wunderbarer Verschmelzung die Züge Beider! mögest du glücklicher sein, als sie es waren.«

Da kehrte Rubens Bewegung und Sprache wieder. »Herr Graf,« sagte er mit unbeschreiblicher Traurigkeit in Blick und Ton, »Sie irren! Ich kann der Sohn Ihres Bruders nicht sein, ich bin geboren in der Judengasse zu Frankfurt am Main, im Hause meines jüdischen Großvaters, von einer jüdischen Mutter; — bin von meinem Großvater in seinem Glauben erzogen und also ein Jude, — der jeder Beziehung zu Ihrer Familie ferne steht!«

»O, dennoch irre ich nicht!« rief Graf L., »und man kann dich unmöglich so unbekannt mit der traurigen Geschichte deiner Eltern gelassen haben, daß du nicht wissen solltest, wie dieselben sich gegen Wunsch und Willen ihrer beiderseitigen Eltern und Verwandten vermälten und ihre Ehe nach kaum zwei Jahren durch den Tod meines Bruders sich wieder löste, — wo dann deine Mutter die ferne Heimat ihres Gatten verließ und wenig Monate vor deiner Geburt in das Haus ihres Vaters zurückkehrte.«

»Aber Ihr Bruder war Christ, — und er vermälte sich mit einer Jüdin?«

»Sie ging aus Liebe zu ihm vor der Vermählung zum christlichen Glauben über,« erwiderte der Graf sanft und begütigend auf Rubens, mit einer eigenthümlichen, schmerzlichen Heftigkeit hervorgestoßenen Frage.

»So bin ich ein geborner Christ, und doch kein

«Christ!» rief Rubens mit seelenerschütterndem Ausdruck. Er drückte beide Hände auf Stirn und Augen, und sank, überwältigt von Gefühlen, die sich durch Worte nicht bezeichnen lassen, in sich zusammen.

Graf L. trug ihm ein warmes Gefühl und die aufrichtigste Theilnahme entgegen; aber Rubens war noch nicht geneigt, oder befähigt, beides gebührend aufzunehmen; — alles, was er zunächst von dem Grafen wünschte und erbat, war tiefes Schweigen gegen Jedermann über die eben gemachten Entdeckungen hinsichtlich der Familienverhältnisse Rubens, — und sodann Vermeidung einer ferneren Besprechung derselben zwischen dem Grafen und Rubens.

«Ich muß vor allem an meinen Großvater schreiben,» sagte er, «er ist der beste und frommste Mann, den ich kenne; war es ihm dennoch möglich, seinen Enkel, den er so sehr liebt, gewissermaßen zu hintergehen, so muß er hierzu gewichtige Gründe gehabt haben! — Ich werde ihn um Aufschluß darüber bitten; sobald ich diesen erhalten, werde ich mir erlauben, Sie, Herr Graf, um eine Unterredung zu bitten; bis dahin wollen Sie mir gestatten, mich Ihnen und Ihrer Familie fern halten zu dürfen.»

«So stolz, Jakob?» sagte der Graf mit leisem Vorwurf.

«Vielleicht,» erwiderte Rubens sanft, «es ist nicht sowohl Stolz, als eine natürliche Scheu, mich da zurückzuhalten, wo ich nicht bestimmt voraussetzen kann, daß man das neue Familienmitglied freundlich aufnehmen dürfte, — wenn man in demselben einen Bekenner des jüdischen Glaubens sähe; — wenigstens muß ich mich so lange fern halten, bis ich mich mit meinem Großvater und meinem Gewissen verständigt habe.»

«Und sehnst du dich nicht nach einer wärmeren Annäherung an das Herz deines Bruders?»

»Meines Bruders?«

»Ja, Jakob! Stanislaus L. ist dein Bruder, der Sohn deines Vaters aus seiner ersten Ehe.«

Durch Rubens Seele zuckte eine schmerzliche Freude. Der Graf fuhr fort:

»Nach dem frühen Tode von Stanislaus Mutter machte dein Vater Reisen, um sich von dem Schmerz um den Verlust seiner Gattin zu zerstreuen; als er einige Jahre später in die Heimat zurückkehrte, führte er in deiner Mutter seinen Eltern eine neue Schwiegertochter zu.«

»Und wie nahmen diese die getaufte Jüdin auf? — ach, meine Mutter war nicht glücklich in ihrer Ehe.«

»Sie war in der Ehe selbst sehr glücklich, denn sie war ein Engel, den mein Bruder über Alles liebte,« erwiderte der Graf und fügte mit einem Nachhall lang gehegter, schmerzlicher Reue, die er in seiner und seiner Verwandten Seele nachempfand, hinzu: »Aber sie und dein Vater wurden unglücklich durch die Verhältnisse; meine in jeder Beziehung stolzen Eltern und übrigen Verwandten konnten sich nicht entschließen, deine Mutter in einer Art in ihren Familienbund aufzunehmen, wie ihre Tugenden, ihre Bildung, ihre Lebenswürdigkeit und ihr hoher moralischer Werth dies wohl verdient hätten. Ich, der ich meinen Bruder innig liebte und um seinetwillen auch die neue Schwägerin, war dennoch theils zu sehr von Stolz und Vorurtheilen befangen, um mich meiner zürnenden Familie gegenüber für Beide erklären zu mögen, theils war ich auch wirklich zu einflußlos, um ihnen durch Vermittlung nützlich werden zu können.

»Da ich aber den Schmerz meines Bruders und seiner Gattin um diese unseligen Familienzerwürfnisse nicht mit ansehen konnte, ohne einen gleichen zu empfinden, so freute ich mich eines Auftrages meines Fürsten, in Folge dessen ich

meine Heimat verlassen und an einen fernen Hof gehen mußte.

»Als ich nach Jahresfrist zurückkehrte, fand ich meines armen Bruders Herz gebrochen; — seine trostlose Witwe mit ihrem noch ungeborenen Kinde entflohen.

»Da gesellte sich zu dem Schmerz um den verlorenen Bruder die Reue, für ihn und sein Lebensglück nicht wenigstens gethan zu haben, was in meinen Kräften stand.

»Gutmachen, Gutmachen, wurde das Ziel meiner Sehnsucht. Ich schrieb an deinen Großvater, erkundigte mich nach deiner Mutter und dem Kinde; erhielt jedoch die traurige Antwort:

»Meine Tochter ist todt, ihr ist wohl! — Das Kind meiner R a h e l ist gleichfalls todt für Ihre mir verhaßte Familie! — Wollen Sie jedoch dem alten E l y R u b e n s, dem Vater der geopfertten R a h e l, eine Wohlthat erweisen, so verschonen Sie ihn fortan mit jeder, auch der geringsten Annäherung von Seiten Ihrer Familie. — Im Uebrigen wünsche ich, der große Gott möge dereinst gegen Sie und die Ihren barmherziger und milder sein, als Sie sämmtlich es gegen mein unglückliches Kind waren! —«

»O meine armen Eltern, mein armer, vortrefflicher Großvater!« — unterbrach hier R u b e n s in überwallendem Gefühl den Grafen.

»Und nicht auch dein armer Oheim? — der um deiner Eltern willen mehr gelitten, als er sagen kann! — der sich nach der Liebe des Sohnes seines Bruders sehnt und sich aufrichtig freut, ihn durch eine wunderbare Fügung des Schicksals gefunden zu haben!« — sagte der Graf, und breitete seinem Neffen die Arme entgegen.

R u b e n s sank hinein, und so wohlthuend auch diese liebevolle Theilnahme einer verwandten Seele ihm sein mochte, die Stürme seiner Brust konnte sie nicht beruhigen, seinen Schmerz in mehrfacher Beziehung nicht lindern.

»Und Stanislaus!« sagte er endlich, »wird er den Eindringling, den Sohn der Jüdin, als Bruder anerkennen und lieben mögen?«

»O gewiß!« versicherte Graf L. »Stanislaus hat ein eben so gefühlvolles und gutes Herz, als sein Geist lebhaft, fast zu stürmisch ist.«

»Und Fella, Gott, mein Gott, wie wird sie den neuen Schwager aufnehmen?« dachte Rubens tiefbewegt; aber er sprach es nicht aus und wiederholte nur seine Bitte an den Grafen um ein vorläufig tiefes Schweigen.

Der Graf versprach es; aber da Rubens' innere Welt seit dieser Unterredung bis in die feinsten Lebensfasern erschüttert war und sich auch so dem Auge des aufmerksamen Beobachters, und ein solcher war Graf L. allerdings, darstellte, so hielt dieser es für nöthig, ein ernstes, ermutigendes Wort zu Rubens zu sprechen und in Folge dieser Erwägung sahen wir den Grafen, als wir ihm und Rubens zuerst am Bord der »Esperance« begegneten, sich mit freundlich eindringlichen Worten zu seinem Neffen wenden.

Wir sahen, wie diese nicht ganz ihre Wirkung verfehlten, Rubens versprach, sich zu ermannen und war fest entschlossen, dies Versprechen zu halten; als er aber bald darauf in seine Kajüte hinabstieg, um allein zu sein, da konnte er sich doch der immer wiederkehrenden, trostlosen Gedankenfolge nicht erwehren: »Wäre ich nicht als Jude, sondern als Christ erzogen im Kreise meiner christlichen Verwandten, — sie würde mich geliebt haben und hätte mich lieben dürfen! Doch jetzt, — aber er ist mein Bruder — und auch er liebt sie! — wohl nicht so wie ich; denn das ist unmöglich, — aber er liebt sie, wie er nur lieben kann und er findet sein Glück in dem Gedanken an ihre Liebe! — Armer Bruder, — arme Fella! — O, und

du, mein guter, reblicher Großvater, hast du recht an deinem Enkel gehandelt, indem du ihn in deinem Glauben erzogst? — oder war dies Unrecht?»

Ihm schwindelte es vor Auge und Seele, er konnte nicht weiter denken.

Während R u b e n s in erschütternden Seelenkämpfen in seiner Gajüte weilte, stand auf dem Verdeck, an derselben abgeschiedenen und einsamen Stelle, an welcher der alte Graf L. R u b e n s eben aus seinen traurigen Träumen geweckt, Comtesse J e l l a.

Tiefer Ernst ruhte auf ihren edlen, lieblichen Zügen; ihre dunklen Augen sahen ruhig, aber mit einer t r a u r i g e n Ruhe, ins Meer hinab; kein Zeichen innern Kampfes war äußerlich sichtbar.

Wer J e l l a indeß einige Monate früher gekannt, der mußte eine Veränderung in ihrer äußern Darstellung anerkennen, die zu groß war, um einer geringen Veranlassung zugeschrieben werden zu können.

Die ruhige Sicherheit ihrer Erscheinung war nicht mehr, wie einst, der Widerschein einer inneren, freudigen Befriedigung, vielmehr jetzt der einer traurigen Abgeschlossenheit mit dem Schicksal, einer Entsagung aller Freuden des Lebens! — Sie hatte resignirt auf das Glück des Herzens und war erst zwanzig Jahre alt! Darin liegt die Lösung des Räthfels dieser augenfälligen Veränderung; daher erklärt sich diese erschütternde Ruhe, die sie wie Grabeshauch umwehte.

Aber sie hatte diese Ruhe nicht ohne Kampf gewonnen. Früh mit ihrem Vetter S t a n i s l a u s, dem sie ein reines, aufrichtiges Wohlwollen weihte, verlobt, hatte der Gedanke, ihm einst als Gattin anzugehören, sie zwar nie mit einer hervorragenden Freudigkeit erfüllt, doch hoffte sie für sich und ihn auf eine glückliche Zukunft.

Da trat Rubens in ihren Lebensweg; ein Strahl seiner Seele fiel in die ihre, so hell und leuchtend, daß sie darüber aus dem bisherigen Schlummer ihres Herzens erwachte, und obgleich hierin ein Himmelsglück für sie lag, so erschrak sie doch bei diesem plötzlichen Erwachen und dem damit verbundenen innern Licht. — Sie klagte sich selbst bitter an, ersuchte den langen Schlummer des Herzens zurück, that alles, um ihrem regen Pflichtgefühl und den begründeten Ansprüchen ihres Verlobten genug zu thun! — umsonst! — die innere Flamme leuchtete nur heller auf, sie ließ sich nicht dämpfen, und trostlos, keinen Ausweg, keine milde Lösung findend, wurde ihr Herz selig=qualvollen Empfindungen zum Raube.

Doch was sie litt und wie sie kämpfte, das blieb, so hoffte und wähnte sie, jeglichem sterblichen Auge verborgen, — und obwohl es für sie Himmelseligkeit gewesen wäre, die sie mit langem irdischen Leid nicht für zu theuer erkaufte gehalten hätte, einmal, nur einmal, Seele um Seele mit dem Gegenstande ihrer Liebe in Worten tauschen zu dürfen, so hielten doch edles weibliches Bartgefühl und heilige Pflichttreue das Sehnen tief im Herzen zurück, sie mochte es sich selbst nicht zugestehen, sie gestand es Gott nur zögernd, wie hätte sie es Menschen ahnen lassen können?

Ob dennoch Rubens nicht tiefer in ihrer Seele las, als sie selbst, das bleibe dahin gestellt! — Nur so viel steht fest, daß Tella sich endlich so weit durchgerungen, um mit gebrochenem Herzen, aber erhobener Seele dahin mit sich einig geworden zu sein, daß sie ihre Pflichten gegen Gott, ihren Verlobten, ihre Eltern und ihre Stellung in der Welt nur einzig durch Resignation des Herzens erfüllen könne; — und da sie fest entschlossen war, alle diese heiligen Pflichten zu erfüllen, so resignirte denn ihr Herz.

Obgleich hiermit zugleich jedes Blümchen der Freude

für sie starb und ihre ganze Zukunft in Trauerschleier gehüllt wurde, so war sie doch entschlossen, den Trauerschleier, welchen das Schicksal ihr bot, indem es ihr die blühende Krone des Lebens, ein stilles Liebesglück nahm, mit Würde zu tragen.

Wenn sie dennoch zuweilen die stumme Frage an das Schicksal richtete: »Mußte es denn sein?« — ach, wer könnte darum mit dem jungen, früh gebrochenen Herzen rechten? — Der liebe Gott verzieh ihr gewiß, leichter als sie sich selbst verzeihen konnte, denn sie war eben so strenge gegen sich, wie milde und nachsichtsvoll gegen Andere.

So wurden Gefühlsaufregungen allmählig etwas Seltenes bei ihr und jene tiefe Ruhe, deren ich oben erwähnte, ihr eigenthümlich. — An dem Abende indeß, an welchem wir sie einsam auf dem Verdeck der »Esperance« stehen sehen, wollte das schwache Herz noch einmal in seine Rechte treten, Rubens' Seelenkämpfe, die sich durchaus nicht vor dem Auge der Liebe verkennen ließen, und denen sie, da ihr ja das traurige Geheimniß seiner Geburt und Erziehung und alle daran sich knüpfenden Gemüthsleiden bisher verborgen waren, keine andere Ursache geben konnte, als seinen Kummer um eine hoffnungslose Liebe, riefen auch den ihrigen aufs Neue aus der Tiefe des Herzens hervor. Klagend richtete sie Seele und Auge zum Himmel und in Beiden lag noch einmal die Frage: »O mein Gott! mußte es denn sein?«

Und drüben an Albaniens Küste sank die Sonne »ein roth geweintes Auge« ins Meer. »So muß auch das Größte und Schönste, das Licht einer Welt untergehen! wie viel mehr nicht der schöne Stern, der das Herz erleuchtet und erwärmt,« dachte sie wehmüthig. »Aber die Sonne steht wieder auf, vielleicht zu noch höherem Glanz und höherer

Schöne, als sie heute schied — mein Lebensstern kehrt nie, nie wieder — darf nicht wieder kehren!«

Graf Stanislaus trat zu ihr. »Jella,« sagte er voll liebender Theilnahme, »wieder so ernst, so tief traurig? — ach, laß doch den Kummer um unser armes Vaterland, um die Gefahr, welche deinen Vater und mich möglicher Weise bedroht, deine Seele nicht so ganz beherrschen! Sieh', das schöne Corfu liegt vor uns, schon weht uns die Luft dieses kleinen Paradieses balsamisch entgegen und gewiß, wir werden hier, Dank sei es Rubens gutem Rath, ein geschütztes Asyl finden. — Unser Vaterland aber, ach, meine theure Jella, es ist unser hartes, aber unabweisliches Schicksal, nichts für dasselbe thun zu können! — deine heißesten Thränen können doch die Wunden nicht heilen, die ihm ein trauriges Verhängniß schlug. — Wir müssen das geliebte Land in Gottes Schutz empfehlen — vielleicht ist seine Zukunft heller als seine Gegenwart! — Möchte diese Hoffnung dich doch aufrichten.«

Jella erröthete bei dieser sanften Zusprache des arglosen Verlobten, dem die Hauptursache ihres derzeitigen Kummers so fern lag. »Halte mich nicht größer als ich bin!« Die Worte schwebten ihr auf der Lippe. Da bedachte sie, daß diese Worte nothwendig eine Erörterung nach sich ziehen mußten, die Stanislaus rauh aus allen seinen Himmeln stürzen und ihm sein Heiligthum, den Glauben an ihre Liebe, rauben würde. — Dennoch, schuldete sie sich und ihm nicht ein offenes Bekenntniß ihrer unfreiwilligen Schuld? war vollkommene Offenheit nicht bisher die Gottheit, der sie freudig huldigte? war sie nicht vor allem Pflicht gegen ihren Verlobten? — und wiederum, war es nicht auch ihre Pflicht, ihm einen Schmerz zu ersparen, vor welchem das ganze stolze und schöne Gebäude seines geträumten Glücks wie durch Zauberschlag in eine Ruine verwandelt,

in Schutt und Trümmer zusammensinken würde? — Nein, nein, sie wollte diesen Schmerz allein tragen! — vielleicht gelang es ihr, ihn einst zu besiegen und so gefahrlos und ohne sich einer Schuld zeihen zu müssen, über dem Haupt und Herzen ihres Verlobten fortzuführen.

So die hangen Zweifel und Fragen ihres Gefühls und ihres Gewissens beschwichtigend, sagte sie, so ruhig sie vermochte: »Vergib, Stanislaus, wenn meine traurige Stimmung dir Sorge machte! ich hätte gewünscht, daß du sie nicht bemerktest; ach wir stehen oft unter dem Einfluß unwillkürlicher Gefühle und lassen diese Gewalt über uns gewinnen, mehr als wir sollten! — aber das muß und wird wieder vorübergehen; noch einmal, vergib und habe noch eine kurze Nachsicht mit mir.«

»Lieber Engel, von vergeben kann von meiner Seite keine Rede sein! sind es doch die edelsten Gefühle, die dich sowohl als Tochter, als Braut, wie als Patriotin ehren, unter deren Einfluß du leidest! Darum thut es mir wohl weh', dich leiden zu sehen, aber wie hätte ich ein Recht zu zürnen?«

Diese Worte, die Stanislaus mit aller Weichheit der höchsten Liebe sprach, waren ein Stich in Jella's Herz. »O Gott!« rief sie, tief davon ergriffen, — »ich verdiene so viele Liebe nicht!«

»Du verdienst sie nicht?« fragte der Graf und sah seine Braut etwas befremdet an; doch der Blick in ihr zwar bleiches und trauriges Gesicht, auf dem jedoch der Engel der Unschuld seinen Thron gebaut; der Blick in ihr, von seltenen Thränen umwölkt, aber reines, heilig-ernstes Auge beruhigte ihn wieder. »Wie kommst du zu dieser unbegründeten Selbstanflage, meine himmlische Jella?« sagte er innig und drückte die Hand seiner Braut an Herz und Lippen, indem er hinzufügte: »Erlaube mir, liebe Jella, daß ich

dich jetzt zu deiner Mutter und Waleśka in die Kajüte führen darf, es wird spät und die Nachtluft, so milde sie ist, möchte dir doch schädlich sein.«

»O, sie umweht mich erfrischend und wohlthuend und trägt einen balsamischen Hauch von dem Blüthengarten Corfu zu uns herüber; — laß mich noch ein wenig hier oben bleiben, unter dem Sternendom beruhigt sich jeder innere Aufruhr am leichtesten.«

»Du möchtest allein sein, liebe Zella,« sagte Stanislaus sanft, aber um sie bekümmert und zog sich zurück, um in seine Kajüte hinabzugehen. Da traf er mit Rubens zusammen, der eben aus der seinigen, deren beschränkter Raum ihm zu enge ward, heraufkam, um sich auf dem Verdeck ein abgeschiedenes Plätzchen zu suchen, wo er die Nacht in wachen Träumen, denn an Schlaf war in seiner erregten Seelenstimmung nicht zu denken, zubringen könne.

Er wollte mit stummen Gruß an Stanislaus vorbeigehen und sich zu jener Stelle des Verdeckes wenden, wo wir ihn schon früher an diesem Abende sahen, und wo eben jetzt Zella weilte, was Rubens natürlich nicht wußte.

»Nicht dorthin, lieber Doctor!« redete Graf Stanislaus ihn bittend an; »meine Braut hat, vergeben Sie, für den Augenblick Ihr Lieblingsplätzchen usurpirt und wünscht dort mit ihren Gedanken und ihrem Gott allein zu sein. Selbst meine Gegenwart schien ihr störend, darum zog ich mich zurück.«

Ein plötzliches, bei dem ernstesten, ruhigen Mann so ungewöhnliches und darum so auffallendes Erröthen überflog bei diesen Worten des Grafen Rubens bleiches Gesicht; ihm, dem ein schöner und gewandter Redefluß stets zu Gebote stand, versagte in diesem Augenblick, dem arglosen Verlobten Zella's gegenüber, auch das kleinste

Wort; stumm, wie er gekommen, wollte er wieder in seine Kajüte zurückgehen. Aber dies plötzliche Erröthen und Verstummen Rubens', im Verein mit Jella's eben erwiesener Seelenerschütterung und ihrer Selbstanklage, zündeten ein schauerlich helles Licht in Stanislaus' Seele an. — Seine natürliche leidenschaftliche Gemüthsart, der einzig die Liebe für Jella einige Milde gab, brach jetzt, eben in dieser Liebe tief verletzt, gewaltsam hervor! Doch wirkte sein Zorn und Schmerz anfangs nur innerlich und darum um so zerstörender; er war fürchterlich schön unter dem Einfluß dieser Gefühle! — Endlich trat eine große, wohlthätige Thräne, hier gewiß ein seltener Gast, in Stanislaus' Augen, die starr auf Rubens ruhten! »Bin ich verrathen? — beantworten Sie mir nur die Eine Frage!« sprach er mit fast erstickter Stimme.

Ein unsägliches Mitleid mit seines Bruders tödtlichem Schmerz, mit Jella, mit sich selbst, bemeisterte Rubens; sollte er durch eine wohlthätige Lüge wenigstens versuchen, Stanislaus sein bisheriges Scheinglück wieder zu geben? stand dies überhaupt noch in seiner Macht? — sah der in seinen heiligsten Gefühlen Gefränkte nicht schon zu klar, als daß eine gut gemeinte Täuschung noch zulässig gewesen und nicht eher für grausamen Hohn ausgelegt werden könnte? — Was blieb Rubens also in dieser kritischen Lage übrig, als treues Festhalten an der Wahrheit und die Hoffnung auf vermittelndes Einsichreten höheren Trostes und der alles mildernden Zeit. »Lassen Sie uns in die Kajüte gehen; wir müssen Beide wünschen, ohne Zeugen zu sprechen!« bat er.

Stanislaus folgte ihm fast mechanisch.

»Herr Graf!« hob Rubens hier mit seiner natürlichen, durch sein tiefes Mitgefühl mit Stanislaus' Schmerz noch erhöhten Sanftmuth an, »von Verrath ge-

gen Sie kann hier nur in dem Sinn die Rede sein, wenn Sie mir ein Unrecht des Gefühls, gegen das ich redlich, wenn auch nicht mit dem Erfolg, den ich mir wünschte, angekämpft, als Schuld anrechnen wollen. — Von einer ferneren Schuld stehe ich jedoch in diesem schmerzlichen Fall frei und rein vor Ihnen und vor Gott! Kein Wort, kein Wunsch selbst trat der Heiligkeit Ihrer Ansprüche an das Herz Ihrer Verlobten zu nahe! Dessen versichere ich Sie auf mein Ehrenwort, bei Allem, was Erde und Himmel Schönes und Heiliges haben!« —

»Es kam also zu keiner Erklärung!« sagte der Graf; »aber dennoch lieben Sie Jella, und Jella — liebt vielleicht Sie!« —

Rubens antwortete nicht sogleich; o Gott! was sollte, was konnte er sagen? Stanislaus betrachtete ihn mit einer starren, eifersüchtigen Wuth. »Sagen Sie mir,« rief er fast drohend, »ob Sie irgendwie Grund haben, an die Liebe meiner Braut für Sie zu glauben? — Das ist eine entsetzliche Frage, aber ich muß sie thun!«

»Herr Graf!« erwiderte Rubens mit stiller Würde, »Sie sind eben so wenig berechtigt, mich zum Ankläger Ihrer Braut aufzurufen, wie ich es bin, als solcher aufzutreten — aber selbst in dem undenkbaren Fall, daß ich alles Bärtgefühl bei Seite setzen und als ihr Ankläger auftreten wollte, so hat Comtesse Jella mich doch nie auch nur mit einem Hauch berechtigt, es zu können.«

»O Gott, das hätte ich wissen, Sie nicht darum fragen müssen! — aber was Jella fühlt, das können Sie mir nicht verbürgen, und — das entscheidet.«

»Was es auch sei,« erwiderte Rubens mit sanfter Eindringlichkeit, »Sie dürfen nur Gott zum Richter zwischen sich und Ihrer Braut machen! und Comtesse Jella steht so hoch, daß sie, wenngleich sie in Folge

ihrer sterblichen Natur dem Gefühle nach momentan fehlen konnte, womit ich jedoch nicht sage, daß sie fehlte, dennoch jede Prüfung vor ihrem Gott, ihrem Gewissen und ihrem Verlobten als Siegerin bestehen würde.« —

Stanislaus sah ihn einen Augenblick fast zornig an. »Sie sollten fühlen, daß mir das nicht genügen kann!« Dann sank seine Stimme plötzlich zu tiefer Traurigkeit herab, indem er sagte: »Was ich verloren habe, ist mir durch Nichts zu ersetzen; durch kein Umkehren, keinen Sieg über sich selbst von Tella's Seite wieder gut zu machen, da es nicht ungeschehen gemacht werden kann. — Das einmal getäuschte Herz kann sich nicht zum zweiten Mal zum Glauben und Vertrauen erheben. — Es ist ein großer Schmerz für mich, — doch, ich werde ihn als Mann zu tragen wissen.«

»Mein theurer Graf!« sagte Rubens erschüttert; »vor allem übereilen Sie sich nicht in Ihrem Urtheil und Ihren Entschlüssen: Sie sind eine ruhige und milde Prüfung sich selbst und Andern schuldig! und Alles gewinnt eine versöhnendere Gestalt, wenn man es frei von dem Einfluß des Augenblicks betrachtet und erwägt.«

Der Graf erwiderte kein Wort. Ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund, verschwand jedoch augenblicklich wieder und mit einer ernsten, fast stolzen Neigung des Hauptes verabschiedete er sich von Rubens und ging in seine Kajüte.

Stanislaus sowohl als Rubens brachten die Nacht schlaflos hin. Doch auch sie verging; ein herrlicher Morgen folgte ihr.

Von seinem holdesten Glanz verklärt lag das schöne Corfu ganz nah' vor den entzückten Blicken der Reisenden, die sich sämmtlich, mit Ausnahme von Stanislaus, auf das Verdeck der »Esperance« begeben hatten, um sich

ganz den schönen und mannigfachen Eindrücken zu überlassen welche der Anblick von Corfu auf Alle hervorbrachte, denen dieser wahrhaft himmlische Genuß nicht durch Sorgen und inneres Leid verkümmert wurde.

Zu der Zahl der Letzteren gehörte leider unser Rubens, der wieder einsam auf dem ihm so lieben, abgeschiedenen Plätzchen weilte. Wohl hing sein Auge mit wehmüthigem Entzücken an der geliebten Insel, diesem kleinen Garten Eden, die er gleich einer zweiten Heimat liebte, da er sie gewissermaßen als die Heimat seiner geistigen Wiedergeburt betrachten konnte; er hatte hier seine geistige Kraft und Freiheit erstarken und den Glauben an seine Menschenrechte neu belebt gefühlt! Aber die Jubeltöne, mit denen er sein Corfu einst wieder zu begrüßen gewöhnt, waren in seiner Seele verklungen; so gänzlich verklungen, daß nichts in der Schöpfung, also auch nicht, ihrer Meisterwerke eines, das himmlische Corfu sie wieder zu beleben vermochte.

Traurig schweifte sein Auge rechts über die großartigen Formationen der Felsenstücke von Albanien hin und links über Corfu, dessen malerische Berggruppen, üppige, mit fußhohem Grase und duftenden Blumen bedeckte Fluren und mit den schönsten Früchten prangende Haine von Pomeranzen-, Citronen- und Apfelsinenbäumen, die griechische Sonne scharf beleuchtete und dem Charakter des Ganzen etwas sehr Eigenthümliches verlieh.

Ach, all dieser Glanz, dies blühend schöne Leben, diese lachende Freude und Lust riefen kein Echo in seiner Seele wach, wohl aber eine unbewußte Thräne aus seinem Herzen hervor: es war ein zu greller Contrast zwischen dieser lebensvollen, freudigen Welt und der erstorbenen innern des armen Rubens; er fühlte sich fast krankhaft aufgeregt; es überlief ihn bald fieberheiß, bald wie eiskalt

Erösteln. — Doch nahm er sich gewaltsam zusammen; und als endlich die »Esperance« in den Hafen von Corfu einlief, betrat er mit einem Dankgebet das Land und die Stadt: er hoffte ja, wenn auch nicht für sich selbst, so doch für seine Schützlinge einen Hafen der Ruhe gefunden zu haben.

Nach etwa einer Stunde kehrte Rubens auf das Schiff zurück. Durch Vermittlung einer ihm von früher her befreundeten Familie hatte er die nöthigen Vorkehrungen zur Aufnahme des Grafen L. und seiner Angehörigen getroffen, und kam jetzt, ihnen dies anzuzeigen und sie zu dem gesicherten und schönen Asyl zu geleiten, das er vorsorglich für sie gewählt.

Während man sich zum Verlassen des Schiffes bereitete, übergab Rubens dem Capitän der »Esperance« einen Brief an seinen Großvater in Frankfurt, den er in Folge der erwähnten Unterredung mit seinem Oheim geschrieben; und der Capitän versprach die möglichst baldige Besorgung des Briefes an seine Adresse. Dann trat Rubens an den Rand des Schiffes und erwartete ruhig die Ankunft seiner Reisegefährten, die er wie vom Schicksal seinem Schutz übergeben betrachtete. Aber er mußte lange warten. — Endlich trat die Familie aus der Kajüte auf das Verdeck. Alle Mitglieder derselben sahen mehr oder minder verstört und bekümmert aus. Graf Stanislaus ließ sich nicht blicken. »Und Ihr Herr Neffe?« fragte Rubens den alten Grafen.

»Er hat entschieden erklärt, Corfu nicht betreten, sondern mit der »Esperance« weiter nach Smyrna fahren zu wollen! — Es ist plötzlich eine wunderbare Reiselust in ihm erwacht!« sagte der Graf mit mühsam verhaltenem Unmuth.

Rubens erbleichte. Ein unwillkürliches Gefühl

trieb ihn an, in die Kajüte des jungen Grafen hinab zu gehen, um noch einmal zu versuchen, was Zureden hier vermöchte.

Graf L. hielt ihn zurück. »Was Jella und mir unmöglich war, das dürfte Ihnen nicht vorbehalten sein, zu bewirken,« sagte er freundlich, aber traurig und mit Ueberzeugung.

Rubens fühlte das Wahre dieser Bemerkung; er blieb und begab sich wenig später mit der Familie ans Land. Sobald dieselbe das Schiff verlassen, trat Graf Stanislaus auf das Verdeck. Er schien ruhig; aber eine erschreckende Blässe lag auf seinem Gesicht; seine Züge und Augen durchzuckte es zuweilen wie Todeschmerz, der jedoch wieder niedergekämpft wurde und dann übermächtig zu werden schien, als er einen letzten langen Blick auf Jella richtete. — Fühlte sie aus der Ferne diesen Blick? — Wenigstens wandte sie noch einmal vom Lande ihre Augen etwas schüchtern zur »Esperance« zurück. — Suchten sie Stanislaus? jedenfalls fanden sie ihn und füllten sich mit Thränen, die kein Gebot des starken Willens zurückzuhalten vermochte.

Als Jella Stanislaus Augen verschwunden war, ging er langsam in die Kajüte hinab; — das schöne Corfu hatte nichts Anlockendes für ihn, er sah es nur durch den Schleier einer getrübten Seele.

Am Nachmittage desselben Tages lichtete die »Esperance« die Anker, um ihre Reise nach Smyrna, ihrem eigentlichen Ziel, fortzusetzen. Jella sah von dem Balcon des Hauses, das Rubens für ihre Eltern gemiethet, die wehende Flagge des sich entfernenden Schiffes und als sähe sie in ihr eine Trauerflagge wehen, so angstvoll klopfte ihr Herz. — Stanislaus hatte sich in keiner Art gegen ihre Eltern oder sie selbst erklärt; er hatte seinen Entschluß,

mit nach Smyrna zu gehen, einzig durch eine plötzlich in ihm erwachte Reiselust zu motiviren gesucht; aber der tiefe Ernst, das fast Feierliche seines Abschiedes, worin gleichzeitig ein verhüllter Schmerz und eine gewisse bekämpfte Bitterkeit lagen, sagten Jella genugsam: daß Stanislaus mehr ahne oder wisse, als mit seinem Glück und seinem Frieden verträglich sei. — »O, du armer, armer Freund!« rief sie aus blutendem Herzen und sah kummervoll in die Zukunft, an deren dunklem, fernsten Horizont sie weder für Stanislaus, Rubens noch sich selbst ein Sternchen aufblinken sah. Stanislaus hatte kein Wort über seine Rückkehr geäußert; und als Jella's Vater ihn darum gefragt, hatte er gesagt: »er würde sich später darüber schriftlich erklären.« — Auf diesen verheißenen Brief nun hoffte Jella; er mußte ihrem gequälten Herzen wenigstens Gewißheit geben.

Wochen gingen indeß darüber hin; der ersehnte Brief kam nicht. — Zu den peinlichen und traurigen Gefühlen in Bezug auf Stanislaus, welche alle Mitglieder der Familie theilten, gesellte sich nun noch ein neuer Kummer: Rubens erkrankte und zwar in einer Art, daß die Aerzte ihn aufgaben.

Seit seiner Ankunft in Corfu hatte Rubens sich mit einem Eifer, der seine ohnehin durch lange Seelenkämpfe angegriffenen Geisteskräfte erschöpfen mußte, in das Studium der Lehren des christlichen Glaubens vertieft. — Tage und Nächte hatte er geforscht, geprüft, verglichen. — Um sich jeder möglichen Selbsttäuschung zu entziehen, vertraute er sich und sein ungewöhnliches Schicksal dem Diaconus B., diesem von ihm stets so geliebten und verehrten Lehrer an der Universität zu Corfu. Dieser würdige Mann rechtfertigte vollkommen Rubens Vertrauen. — Fern von jeder übereilten und gewagten Ueberredung, er-

leichterte er doch Rubens seine gewichtigen und einflußreichen Forschungen in Glaubenssachen, indem er ihm, freilich voll reiner Liebe für die heilige Christuslehre, doch frei von jedem unbilligen Vorurtheil gegen andere Glaubenslehren, die Religion Jesu in ihrem tiefsten frommen Kern offenbarte; jede Entscheidung aber dem freien Walten von Rubens Seele und seiner eigenen Erkenntniß überließ. Ehe es jedoch zu einer Entscheidung in irgend einer Art kam, erlagen Rubens körperliche Kräfte der übermächtigen Anstrengung seines Geistes und der vielfachen, schmerzlichen Erregung seines Gemüths. Die Krankheit, deren Vorboten er schon lange gefühlt, sie jedoch mit aller Kraft des starken Willens bisher niedergehalten, kam jetzt zum Ausbruch, indem sie in Gestalt eines nervösen Fiebers auftrat und Rubens hart an den Rand des Grabes führte. — Rubens erkannte in den seltenen lichten Augenblicken, während seines Krankenlagers, das gährende Grab zu seinen Füßen vollkommen; — aber seine kräftige Seele war mit dem Körper so schwach geworden, daß er eher einen dankbaren und zufriedenen, als erschreckten Blick in die dunkle Tiefe richtete. —

Der alte Graf wich während dieser langen Zeit fast nicht von Rubens' Lager; seine Gemalin unterzog sich mit Aufopferung der Pflege des Kranken, der so viele Ansprüche auf ihre allseitige Dankbarkeit hatte; was Zella in diesen Tagen der Sorge und des vielfachen Kammers litt, das könnten Worte nur unvollkommen ausdrücken. —

Verlassen wir indeß Rubens und die gräßlich E. sche Familie, die uns ja, wäre sie vom Kummer um Stanislaus (der noch immer keine Nachricht von sich gegeben) und Rubens frei gewesen, in dem schönen Corfu sehr wohl aufgehoben und jedenfalls dem feindlichen Auge

ihrer Verfolger entrückt scheint; und eilen wir auf den Schwingen der Phantasie, die uns kühn über Meere und Länder nicht nur, sondern auch über Raum und Zeit forttragen, nach Frankfurt am Main, wo wir uns, etwa drei Monate, nachdem die »Esperance« in den Hafen von Corfu einlief, in einem kleinen Hause der Judengasse niederlassen wollen.

Wir waren schon früher hier, und lernten die Bewohner dieses Hauses, den alten Elz Rubens und seine Dienerin Sarah kennen. Wir finden Beide wieder; doch sind die damals, wenn auch eben nicht heitern, so doch ruhigen und gemüthlichen Zustände dieses Hauses dahin verändert, daß eine tiefe Trauer jetzt ihre Schwingen darüber ausgebreitet hat. —

Der alte Rubens sitzt im Sorgenstuhl; er ist krank und sichtlich seiner Auflösung nahe.

Sarah weint in einer fernen Ecke; von Zeit zu Zeit sieht sie durch das Fenster in angstvoller Erwartung die Straße hinab.

»Kommt er?« fragte in kurzen Pausen zu wiederholten Malen der alte Elz.

Die Dienerin schüttelt traurig den Kopf, faltet die Hände und fleht inbrünstig: »Herr, führe ihn zu uns, ehe es zu spät wird!«

»Ja, Herr! führe ihn zu mir! Ich bin ihm noch die Antwort auf seinen Brief, die Antwort auf eine große Frage schuldig!« spricht der alte Israelite in ängstlicher Unruhe, fast lautlos, aber seinem Gott verständlich; — »mehr bedarf's nicht.«

Plötzlich verwandelt sich der Ausdruck von Trauer und Unruhe in Sarah's Zügen in den einer lebhaften Freude.

Sie wendet sich vom Fenster zum Sorgenstuhle und

spricht leise vorbereitend, damit die jähe Freude dem Kranken nicht schade: »Lieber Herr! der Gott Israels erhörte unsere Gebete: Herr Jakob kommt.«

Ely's Augen erhoben und seine Hände falteten sich. Da öffnete sich behutsam die Thür; Jakob Rubens trat ein. — Er übersah beim ersten Blick, was der nächste Augenblick ihm rauben konnte, und sank tief erschüttert vor seinem Großvater in die Knie.

Die Erfüllung des heißersehnten, kaum mehr gehofften Glücks, seinen Enkel noch einmal zu sehen, ließen das dem Erlöschen nahe Lebensflämmchen des alten Ely noch einmal auflodern. Segnend legte er seine Hände auf Rubens' Haupt. »Du kommst spät, aber Du kommst! — gelobt sei der Herr!« sagte er.

Rubens küßte kindlich die Hände seines Großvaters. »Ich war krank, als Sarah's Brief mich zu Ihnen beschied; daß ich nicht eher kommen konnte, wie viel habe ich darum gelitten!«

»Mein armer Sohn! — Aber ich bin dir noch eine Antwort auf deinen inhaltsschweren Brief aus Corfu schuldig und ich muß mit dieser Antwort eilen! — Doch zuvor sage mir: zürnst du deinem alten Großvater, daß er dich, wenn du es so nennen willst, gewissermaßen hintergangen? — und daß du jetzt aus fremdem Munde hören mußt, was dein Großvater dir vielleicht schon lange hätte sagen sollen?«

»Zürnen? — ach mein Großvater, der mich so sehr liebte, meinte es gut mit Allem, was er in Bezug auf mich that! — Daran habe ich nimmer, nimmer gezweifelt! — Was soll ich noch weiter sagen, lieber vortrefflicher Großvater?«

»Dein Vertrauen zu mir hat also nicht gewankt vor Thatfachen, die scheinbar gegen mich zeugten? — ich danke

dir, mein lieber Jakob! — Aber nun du Alles weißt, sage mir, wie würdest du hinsichtlich der unseligen Glaubensfrage entscheiden, wenn ich dir hierüber vollkommen Freiheit zugestände?»

»Vater! dann würde ich mich dem Glauben wieder zuwenden, dem ich durch meine Geburt angehöre; ich würde werden, was ich war — ein Christ!« antwortete Rubens mit heiligem Ernst.

Der alte Israelite seufzte schmerzlich auf. »Sohn meiner Rahel, die die Christen nie als eine der Ihrigen anerkannten, obgleich sie durch die Taufe ihres Glaubens war; — die die Christen zu Tode quälten durch grausamen Hohn und unverdiente Verachtung! — O, du geliebter Sohn meines einzigen lieben Kindes, das noch sterbend Gott bat: »Herr, gib meinem Sohn nicht das harte Herz der Christen!« und mich: »Vater, erziehe meinen Sohn in deinem Glauben!« — o du lieber Sohn, fürchtest du nicht: es dürfte dich einst gereuen, wenn du dem alten, friedlichen Glauben, in dem du aufgewachsen bist, entsagend, dich einem neuen zuwendetest, den du nicht einmal kennst?»

»Vater, ich kenne den Glauben der Christen! — ach, wie könnte ich anders eine so wichtige Entscheidung wagen? — Von dem Augenblick, wo man mir das Geheimniß meiner Geburt entdeckte, habe ich einen harten Kampf gekämpft zwischen dem Wunsch, Ihnen, geliebtester Großvater, einen Schmerz zu ersparen, und den Forderungen meines Gewissens. — Diese letzteren riefen mich aber unabweislich zu ernstern Prüfungen, zu Vergleichen in Glaubenssachen auf; ich habe mich mit Herz und Seele in den Geist des Christenthums hineingearbeitet, und — vergeben Sie, mein Großvater! — so hoch und heilig mir Ihr und zur Zeit noch mein Glaube stand, dennoch muß ich

dem christlichen Glauben hohe und fromme Vorzüge zugeschiehen, die wir nimmer fassen können, wenn wir sie nicht mit offenen, vorurtheilsfreien Augen und Herzen suchen, die uns aber, wenn wir dies thun, von selbst entgegen kommen. — Es ist eine schöne, milde, versöhnliche Lehre, die Lehre Christi und sie wird einst, glauben Sie dies meinem ahnenden Vorgefühl, mein Vater! wie ein hehrer Friedensklang durch die Welt gehen und die Bekenner jeden Glaubens vereinen, als Kinder eines Vaters!»

»Jakob!« rief der alte Israelite schmerzlich, »sind es die Früchte einer Religion der Liebe, Milde und Versöhnlichkeit, wenn die Bekenner die Genossin eines andern Glaubens, die zu dem ihren überging, in grausamer Herzlosigkeit zu Tode quälten, wie sie es mit deiner Mutter thaten? haben die Christen sich nur je gegen dich selbst als Bekenner einer Religion der Liebe und Milde bewährt? haben sie nicht in früher Jugend deiner herzlos gespottet? haben sie nicht jedes Menschenrecht in dir mit Füßen getreten?«

»O mein Vater! es bedarf dieser Mahnung nicht! ich habe und kann meiner kummervollen Jugend nicht vergessen; aber die schmerzlichen Nachflänge, die aus ihr herüberhallen, können mich nicht ungerecht verblenden: das Christenthum, wie das Judenthum wird von Guten und Bösen repräsentirt und von Solchen, die keines von Beiden ganz sind, und sich leicht dahin neigen, wohin Laune oder Vorurtheil sie lenken. — Aber nicht die irrenden Repräsentanten desselben bestimmen die Würde und Heiligkeit des Glaubens; dieser muß für sich selbst sprechen! Ach, und der christliche Glaube, mein Vater! er spricht so warm, so belebend, so tröstlich zu dem Herzen, das ihn sucht und versteht; das habe ich in dieser letzten Prüfungszeit erfahren. — Vater, ich habe viel Schmerzliches erlitten seit

unserer letzten Trennung! — da, eben in dem Augenblick des höchsten Schmerzes wurde ich sehr zur rechten Zeit, zur Prüfung und Erkenntniß des Christenthums hingeletet. — Es stellt ein hehres Vorbild auf, dem die Anhänger des Christenthums nachstreben sollen und ach, wie klein erscheinen im Vergleich zu dem, was dies Vorbild mit göttlicher Hobeit und Geduld ertragen, auch die größten Leiden, die der Herr uns Sterblichen auferlegt!«

Der Großvater senkte in schmerzlichem Nachdenken das Haupt; nach langer Pause sagte er: »Lieber Sohn, hast du dich ernst, tief, ohne Selbsttäuschung geprüft? — so redlich, als ständest du vor deinem Gott? — und hast du nach einer solchen Prüfung gefunden, daß keine schwachen, irdischen Rücksichten, keine Eitelkeit der Welt dich in Glaubenssachen verblendeten?«

Da leuchteten Rubens' Augen fromm und ernst und traurig auf und mit tiefem Gefühl und einer Thräne, in der mehr lag, als sein Großvater ahnen konnte, sagte er: »Mein Vater, glauben Sie mir, wenn ich dem christlichen Glauben Vorzüge vor dem unsrigen zuerkenne, große, tröstliche Vorzüge, so ist dies nur die Folge ernster Prüfung und dadurch gewonnener reiner Ueberzeugung meines Herzens und Gewissens! — aber keine irdische Rücksicht, keine irdische Hoffnung hat Theil an dieser Ueberzeugung, oder Einfluß auf sie gehabt! — Und wenn ich Sie um Ihre Erlaubniß, um Ihren Segen bitte, fortan dem Glauben angehören zu dürfen, in dem ich geboren wurde, so werden Sie mir Beides nicht versagen, Sie milder, gerechter Sohn des milden Gottes, Sie treuer Großvater, dem das wahre Glück, der Seelenfriede Ihres Enkels am Herzen liegen, wenn gleich es ein Irrweg war, auf dem Sie beides zu sichern wähten.«

Da faltete Ely Rubens die Hände, senkte das Haupt und betete lange und still.

Der junge Bekenner Christi, der vor dem Greise kniete, und Sarah folgten dem frommen Beispiele.

Endlich richtete der Großvater sich aus seiner demuths- und andachtsvollen Stellung auf.

»Herr!« sagte er mit einer Ergebung, die schon etwas von der Verklärung des Jenseits an sich trug, »es ist die letzte Prüfung, die du mir hienieden auferlegtest! ich danke dir, daß du sie mich als Sieger hast bestehen lassen! — Jakob, mein theurer Enkel, vergib mir, wenn ich aus Liebe zu dir und deiner Mutter einen Irrweg einschlug, auf dem ich dich zum Heil zu führen hoffte! — Du hast diesen Irrweg als einen solchen erkannt und wendest dich davon ab, dem Wege zu, den du für den rechten hältst! — ich kann dich hieran nicht hindern, aber ich will es auch nicht. — Der Segen deines Großvaters soll dich durchs Leben begleiten, seiest du nun Jude oder Christ! über Beiden steht der Mensch! als solcher wirst du immer groß sein, selbst wenn du in Glaubenssachen irren könntest. — Mögen deine künftigen Glaubensgenossen dir nie mit Undank lohnen, — mögen sie dich freudiger als einen der Ihrigen anerkennen, als sie deine arme Mutter anerkannten. — Doch ich will in meinen letzten Stunden dessen nicht gedenken, was meines Lebens größter Schmerz war; — vielleicht ließ ich mich durch ihn zu sehr verbittern, ungerecht machen gegen Andersgläubende. — Dies stritt gegen Gottes Gebote, denn Friede, Friede, spricht der Herr. So sei denn Friede mit der ganzen Welt, Friede mit allen Kindern eines Vaters, — Herr, segne sie alle, aber vor Allem meiner Rahel Sohn!«

»Und nun lasse deinen müden Diener in Frieden von

hinnen gehen! J e h o v a h , ich sterbe als ein rechtgläubiger Jude!«

Der alte Israelite senkte sein weißes Haupt auf das Haupt seines Enkels, seine Augen schlossen sich; bald hatte er vollendet.

R u b e n s hatte die theure Hülle des Heimgegangenen zur Friedensstätte geleitet.

Das kleine Haus in der Judengasse, in dem S a r a h traurig und still wie ein abgeschiedener Geist waltete, kam ihm so tief verödet vor, — er sehnte sich fast hinaus. — Aber wohin sollte er sich wenden? war nicht die ganze Welt für ihn ein großes, ödes Trauerhaus? — Mehr als je fühlte er das Bedürfnis nach einem tröstenden Halt im Leben, — er suchte und fand ihn am sichersten in der Religion. — Aber seine heiligen Forschungen im Gebiet derselben wurden ihm erleichtert durch die Erlaubnis und den Segen seines Großvaters. Er wurde dadurch erhoben über alle Kämpfe zwischen kindlicher Pflicht, der Pflicht gegen sich selbst und gegen die Heiligkeit des Glaubens, dem er sich mit Herz und Seele und reiner geistiger Erkenntnis hingab.

Obwohl er aber mit sich selbst einig war über das, was er als eben so wichtig für das Bedürfnis seiner Seele, wie als einzig recht anerkannte, so hielt eine kindliche Pietät ihn doch zurück, unmittelbar nach dem Tode seines Großvaters den entscheidenden Schritt seines öffentlich abzulegenden Glaubensbekenntnisses zu thun. Auch mußten die mildernden Wellen der Zeit erst ebnend über seinem Schmerz um den Großvater hingleiten, ehe er zu einem so wichtigen Lebensact die so nöthige Seelenruhe und Geistesklarheit gewann.

So reihete sich Woche an Woche.

R u b e n s fühlte es endlich als eine nicht länger mehr abzuweisende Pflicht, den Glauben, dem seine ganze Seele

gehörte, nun auch öffentlich anzuerkennen; aber es widerstrebe seinem innersten Gefühl, eben in Frankfurt, wo sein streng israelitischer Großvater gelebt, so nah' dem Grabe desselben, seinen Uebertritt, oder besser, seine Wiederaufnahme in den Glauben seiner Eltern, öffentlich zu feiern.

Frankfurt war ihm in Beziehung auf das Andenken seines Großvaters heilig, — in anderer Beziehung und bei der Erinnerung an alle früher hier erlittenen Unbilden wieder nicht heilig genug für einen solchen Act! — es gab überhaupt in der Welt nur einen Ort, wo R u b e n s ihn ohne jedes störende Gefühl, mit freier, reiner Seelenerhebung feiern zu können meinte, dieser Ort war Corfu.

Aber Jella war in Corfu und war es nicht R u b e n s Pflicht für sie, Stanislaus und sich selbst, sie zu meiden?

In dieser Zeit des Schwankens zwischen Herz und Pflicht fiel ein Brief der Gräfin L. an R u b e n s entscheidend in die Wage, während sein Inhalt ihn gleichzeitig betäubte und erfreute.

Die Gräfin forderte R u b e n s, nachdem sie ihm ihr Beileid an dem Tode seines Großvaters, den R u b e n s seinem Oheim angezeigt, in herzlich theilnehmender Weise ausgesprochen, dringend zur Rückkehr nach Corfu auf, da ihr Gatte, vielleicht in Folge des südlichen Klimas, das seiner körperlichen Constitution nicht zusagte, unterstützt durch die Einwirkung des still getragenen, aber tiefen Kummer um sein Vaterland und einer nie erlöschenden Sehnsucht nach demselben, erkrankt sei, und in lichten Augenblicken sowohl, wie in Fieberphantasien ein so lebhaftes Verlangen nach R u b e n s ausdrücke, daß man hierin wohl ein Seelenbedürfnis des Kranken erkennen müsse, dessen Befriedigung wesentlich zu seiner Genesung beitragen dürfte.

Sie beschwöre ihn also, sowohl in seiner Eigenschaft

als Freund des Hauses, wie als Arzt, möglichst bald nach Corfu zurück zu eilen, um im fremden Lande der Rath und Tröster ihrer Familie, vielleicht der Retter ihres Gatten zu werden.

»Sie werden,« schloß die Gräfin ihren Brief, »besser, als ich es Ihnen sagen könnte, ermessen, ob es außer den Pflichten der Freundschaft und Nächstenliebe nicht vielleicht noch näher liegende Pflichten für Sie gibt, welche Sie zu meinem kranken Gatten führen müssen; — denn unbewußte, während des Fiebers gesprochene Worte meines Mannes deuten auf ein Geheimniß zwischen ihm und Ihnen und auf ein verwandtschaftliches Verhältniß hin, in dem Sie zu unserer Familie stehen dürften. — Wenngleich ich hierüber mehr ahne, als ich weiß, so werde ich doch die Lösung des Räthfels geduldig von der Zeit erwarten; — Sie dürfen kein unzartes Forschen fürchten und nur überzeugt sein, daß meine Freude eine eben so aufrichtige wie begründete sein würde, wenn ich den Gefühlen meiner Hochachtung und Dankbarkeit für Sie noch die einer verwandtschaftlichen Anhänglichkeit hinzufügen dürfte.«

»Sie ahnt in mir den Neffen ihres Mannes,« dachte Rubens; »aber sie ahnt nicht, daß durch meine, freilich unfreiwillige Schuld, Jella's und Stanislaus' Lebensglück erschüttert wurde,« dachte er mit tiefem Schmerz weiter. »Doch nur erschüttert,« fügte er, sich selbst tröstend hinzu: »Gott kann nicht wollen, daß ich je sagen müßte: zerstört!«

Am Rande des Briefes stand noch die Nachschrift:

»In diesem Augenblick erhalten wir die ersten Briefe von Stanislaus; doch bleibt mir nicht Zeit, sie lesen und Ihnen den Inhalt mittheilen zu können, da das Schiff, welches diesen Brief an Sie mitnehmen soll, in der Minute die Anker lichten wird, ich mithin eilen muß, ihn an Bord

zu befördern. Nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß Stanislaus in seinem Vaterlande und sein Brief daher datirt ist.«

Lassen wir nun Rubens nach seinem lieben Corfu reisen und folgen ihm vier Wochen später dahin nach.

Ein feierliches Glockenläuten umtönt uns beim Landen auf der schönen, jetzt, in Folge der rollenden Tage ihres holden, sommerlichen Schmuckes etwas beraubten Insel.

Die hehren Klänge ziehen wie Friedensgrüße durch die stille Stadt, und deuten auf irgend eine kirchliche Feier hin.

Wenn wir dem Ruf der Glockenstimme folgen, so führt er uns ins Gotteshaus. Wir treten in eine zahlreiche und sehr andächtige Versammlung. In den Zügen der Anwesenden liegt eine unverkennbare Seelenerhebung und die Thränen in den Augen Vieler geben Zeugniß von einer tiefen und frommen Rührung.

Vor dem Hauptaltar sehen wir den Diaconus B. im Ornat. Der ehrwürdige Mann scheint von seinem Gefühl und der feierlichen Handlung, die er eben vollzogen, so tief ergriffen, daß seine volltönende schöne Stimme fast zittert, während er die letzten Segensworte zu einem Manne spricht, der, in diesem Augenblick an frommer Schönheit einem Johannes gleichend, vor ihm an den Stufen des Altars kniet, und sein Haupt andachts- und demuthsvoll, mit dem Ausdruck reinsten Seelenverklärung unter den segnenden Händen des Geistlichen beugt.

Wir erkennen wohl in dem Gesegneten unsern Freund Jakob Rubens, der eben seine Aufnahme in den Bund der Christen feiert; und können nur bedauern, nicht etwas früher auf Corfu gelandet zu sein, um die vortreffliche, herz-erwärmende und erhebende Rede, welche der Diaconus B. bei dieser Veranlassung hielt, sowie Rubens tiefgefühl-

tes, mit ergreifender Wahrheit wunderschön gesprochenes Glaubensbekenntniß mit anhören zu können.

Das neue, gewiß würdige Mitglied des Christenbundes empfängt jetzt von dem Geistlichen den Bruderfuß. Dann nähern sämtliche Lehrer der Universität von Corfu sich ihrem ehemaligen, stets geliebten Schüler; sie umarmen ihn feierlich und wünschen ihm und sich Glück, daß das Band der Herzen und Geister, welches sie gegenseitig schon lange umschlungen, nun noch einen festeren Halt gewonnen, da es auch eines des Glaubens geworden.

Der Oheim des jungen Christen (der uns hier völlig wieder genesen entgegen tritt) scheint die Beendigung dieser gut und aufrichtig gemeinten Glückwünsche kaum erwarten zu können; — tief ergriffen sinken nach derselben Oheim und Nefse einander an die Brust; keiner von Beiden spricht ein Wort, aber sie verstehen sich dennoch.

Rubens (den wir von nun auch Jakob Rubens, Graf von L. nennen könnten, da sein Oheim die gerichtliche Anerkennung seines Neffen schon vor dessen Wiederaufnahme in den Bund des Christenthums festgestellt, zu welchem Zweck er Rubens' Rückkehr nach Corfu so dringend gewünscht: wenn uns der einfache Name Rubens nicht durch lange Gewöhnung lieb und vertraut geworden) — also Rubens trat in das vergitterte Chor der Kirche, in welchem sich die Gräfin L. und ihre beiden Töchter befanden. Die Tante kam ihm entgegen, er küßte ihre dargereichte Hand, sie war herzlich theilnehmend und gütig wie immer gegen ihn, aber man fühlte es ihr dennoch an: jetzt wußte sie es, daß Rubens, obgleich unverschuldet, der unglückliche Geist gewesen sei, vor dessen Annäherung der holde Genius des Friedens aus ihrem Hause, wenigstens aus Jella's und Stanislaus' Herzen, entflohen war.

Sie richtete einen tief traurigen und zugleich etwas

strengen und tadelnden Blick auf ihre Tochter und Rubens als Beide jetzt, überwältigt von ihren Gefühlen und dem Einfluß der feierlichen gegenwärtigen Zustände, einen Augenblick, ach, nur einen Augenblick, Auge in Auge und Seele in Seele verloren, einander gegenüber standen. — Rubens und Zella fühlten vielleicht den strengen Blick der Mutter, doch in diesem Moment waren sie so göttlich erhoben und doch so menschlich schwach, daß sie ihn nicht beachten konnten. — Zella reichte Rubens unter leisem Beben die Hand, er drückte den ersten, von einer heißen Thräne gefolgten Kuß darauf; dann hätten Beide sterben mögen.

Die liebliche Waleśka sah sie etwas ängstlich und betroffen an, — dann reichte auch sie, dem Beispiel der Schwester folgend und von rein verwandtschaftlichen Gefühlen geleitet, Rubens die Hand und sagte mit der kindlichen Herzlichkeit, die sie so liebenswürdig machte: »Ich freue mich innig, daß Sie nun ganz zu uns gehören!«

Rubens hielt ihre Hand einen Augenblick in der seinen, aber er war noch zu bewegt, um ihr anders, als durch eine sanfte, dankbare Neigung des Hauptes antworten zu können.

Hiermit hatte Rubens die Beweise von Theilnahme, für welche sein Herz am tiefsten empfänglich war, erhalten; ihnen folgten noch viele andere von ihm gleichgiltigeren Personen. Dann verließ Rubens im Kreise seiner Verwandten und Freunde das Gotteshaus und die feierlichen Friedensklänge der Glocken geleiteten ihn.

Erlauben wir uns nun einige Blicke in die Privatcorrespondenz des jungen Grafen Stanislaus L.

Zunächst nimmt ein Brief desselben an Zella unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist einer von den Briefen, deren Eingang die Gräfin L. Rubens schriftlich meldete;

er ist aus dem Vaterlande des jungen Grafen datirt und folgenden Inhalts:

»Einen Gruß aus der Heimat und aus dem Herzen
»deines Freundes dir, theure Zella! deines Freun-
»des! lasse mich so sagen, denn dein Freund darf und
»werde ich unter allen Wechselfällen des Schicksals blei-
»ben! — ob mehr? — ich stelle die Entscheidung dir und
»Gott anheim.

»Daß du diese ersten Zeilen seit unserer Trennung so
»verspätet erhältst, darum bitte ich dich um Vergebung;
»aber ich bedurfte einiger Zeit, ehe ich die nöthige Ruhe
»gewann, um einen solchen Brief schreiben zu können,
»einen Brief, bei dessen Abfassung ich heilige Pflichten ge-
»gen dich und gegen mich selbst zu berücksichtigen habe. —
»Ein wilder, leidenschaftlich ungestümer Schmerz trieb mich
»einst aus deiner Nähe fort! frage mich nicht um die Ur-
»sache! frage dein eigenes Herz! — Ich war unbegreiflich
»lange blind gegen eine Veränderung in den Gefühlen dei-
»nes Herzens, die, als ich sie endlich erkannte, mein Herz
»und meinen Stolz gleichzeitig tödtlich verwundete. — Letz-
»terer gab dich für mich verloren, aber das schwache Herz
»hielt sein erträumtes Glück umklammert und konnte nicht
»davon lassen; eine schnelle Entscheidung wurde mir un-
»möglich, ich floh dich, um gerecht gegen dich und barm-
»herzig gegen mich sein zu können.

»Die Zeit ging über meinem Schmerz hin; sie hat ihn
»nicht gefühlt, aber sie hat mich zu ruhigem, leidenschafts-
»losem Nachdenken befähigt. In Folge dessen erkenne ich,
»daß du mich zwar getäuscht hast, mich aber nicht hast täu-
»schen wollen! denn nicht wahr, Zella, einst glaub-
»test du wenigstens, mich zu lieben? — o gönne mir den
»Trost, dich hiermit entschuldigen zu dürfen, — an ihn
»knüpft sich noch eine schwache Hoffnung; soll, darf ich sie

»ausprechen? aber ich muß, ich bin es dir und mir schul-
 »dig! Theure Zella! wo eine Selbsttäuschung einmal
 »möglich war, sollte sie es da nicht auch zweimal sein kön-
 »nen? — Hast du dich ernst und tief geprüft und bist du
 »entschieden sicher über deine Gefühle? — wenn du es nicht
 »bist, o so prüfe dich jetzt, du bist dies dir, aber auch mir
 »schuldig. — Zella, was ich früher für unmöglich hielt,
 »würde ich jetzt über mich vermögen, ich könnte eine Ver-
 »irrung des Gefühls vergeben und vergessen, denn ich liebe
 »dich über Alles und das Wesen der wahren Liebe ist Ver-
 »söhnlichkeit und Nachsicht mit den unfreiwilligen Irrthü-
 »mern des geliebten Gegenstandes. Dann, geliebte Zella,
 »habe ich auch dir und Gott gelobt, dir treu und rathend
 »zur Seite zu stehen in Glück und Leid bis zum Tode! Ein
 »solches Gelübde trug Gott ins Buch des Himmels ein;
 »man darf nicht damit spielen, mir wird es heilig sein.
 »Dein gegenwärtiger Zustand ist einer des Leides; mehr wie
 »je bedarfst du des rathenden Freundes, weise mich wenig-
 »stens als solchen nicht zurück, habe Vertrauen zu mir,
 »Zella, ich möchte dich so gern vor jedem möglichen Ge-
 »fühl innerer Reue schützen; — nächstdem aber ist mein
 »höchster, ja einziger Wunsch, dein Glück! und daß es
 »mir vergönnt sein möge, es begründen zu helfen, sei es
 »nun in welcher Weise es wolle. — Welches aber auch das
 »Ergebniß der Prüfung, um die ich dich gebeten, sein möge,
 »laß sie jedenfalls der freie Beschluß deines Herzens sein,
 »— stelle keinen Dritten zwischen dich und mich, selbst deine
 »Eltern nicht! nur wir selbst und Gott dürfen über unser
 »Schicksal entscheiden. Ich stelle dich in einen höhern Schutz,
 »theure, geliebte Zella, und werde nie aufhören, dein
 »treuester Freund zu sein.«

Stanislaus von L.

Der zweite Brief von Stanislaus, der gleichzeitig mit obigem ankam, war an seinen Oheim gerichtet, und lautete wie folgt:

»Vergebung, mein theurer Oheim, daß ich Sie so
 »lange ohne Nachricht von mir gelassen, und die Bitte,
 »mich nicht um Gründe fragen zu wollen! ich kann Ihnen
 »zur Zeit weder diese nennen, noch Ihnen irgendwie Re-
 »schenschaft über meine Handlungsweise, vorzüglich in Be-
 »zug auf meine schnelle Entfernung aus Corfu, die Ihnen
 »mindestens seltsam erscheinen mußte, geben. — Schreiben
 »Sie dieselbe auf Rechnung des Verhängnisses, oder auch
 »meiner leidenschaftlich heftigen Natur, die mich leicht zu
 »Uebereilungen hinreißt, und vergeben Sie, wenn ich Ihnen
 »vielleicht Sorge und Kummer dadurch verursachte.

»Gegen Tella habe ich mich näher ausgesprochen;
 »aber was ich ihr gesagt habe, ist nur für das Auge und
 »für das Herz meiner verlobten Braut bestimmt; darum
 »bitte ich Sie und die liebe Tante, Tella um nichts zu
 »fragen, — Alles muß dem freien Walten ihrer Seele
 »überlassen bleiben. Ich kann mich jetzt nicht deutlicher er-
 »klären, aber ich nehme Ihre ganze Nachsicht und Milde
 »für mich in Anspruch und auch für Tella, wenn Sie sie
 »leiden sehen.

»Erlauben Sie, daß ich zu etwas Anderem übergehe.
 »Sie erhalten diese Zeilen aus Ihrem und meinem Vater-
 »lande; ja, mein theurer Oheim, ich bin dahin zurückge-
 »kehrt! O hätten wir es nie verlassen! Aber, es war ja
 »keine feige Flucht, hätten wir durch unsern Tod dem Va-
 »terlande nützen können, wie freudig würden wir unser Le-
 »ben zum Opfer gebracht haben! aber zwecklos für die Sache
 »des Allgemeinen, nur als Opfer niederer Privatrache zu
 »fallen, das mußte edlen Naturen widerstreben und uns
 »Selbsterhaltung zur Pflicht gegen uns und Andere machen.

»Wir kamen dieser Pflicht nach; ach, das Leben und
 »die Liebe lachen uns ja nie holder und lieblicher an, als
 »wenn wir sie zu verlieren fürchten müssen! — Doch neben
 »Beiden behaupten auch die Sehnsucht nach dem Vaterlande,
 »das tiefinnerste Bedürfniß, ihm zu nützen, ihre Rechte in
 »unserm Herzen; in Folge ihrer und da ich in dieser be-
 »wegten Zeit, wo politische Verhältnisse eine oft wechselnde
 »Gestaltung gewinnen, wohl annehmen durfte, daß die
 »Gefahr persönlichen Verraths für mich vorüber sei, ging
 »ich ins Vaterland zurück. Ob meine Rückkehr indeß dem
 »theuren Lande bisher irgendwie von Nutzen gewesen? ich
 »wage es nicht zu hoffen, der geeignete Zeitpunkt, um han-
 »delnd auftreten zu können, ist noch nicht da, aber er ist
 »nicht mehr fern! — Wir stehen am Vorabende großer
 »Ereignisse, mein theurer Oheim! mehr darf ich jedoch
 »einem Briefe nicht anvertrauen. — Vielleicht schreibe ich
 »Ihnen nach dem Tage der Entscheidung wieder, vielleicht
 »komme ich dann selbst nach Corfu; — doch steht dies alles
 »bei Gott!

»Eines noch muß ich Ihnen sagen, theurer Oheim!
 »Ihr und mein gemeinschaftlicher Feind, Graf B., hat sich
 »nun (was er früher in möglichster Verborgenheit gethan)
 »auch öffentlich als Verräther seines Vaterlandes gebrand-
 »markt, er spielt eine große Rolle auf der Seite unserer
 »Feinde. — Noch bin ich ihm nicht persönlich begegnet;
 »aber ich trage ein brennendes Verlangen darnach, ihm im
 »Kampf gegenüber zu stehen! ich halte die Rache im Allge-
 »meinen für ein unwürdiges Gefühl, aber in Bezug auf
 »B. überwältigt mich dennoch der Wunsch darnach. —
 »Seine Hinterlist, sein niederer Verrath, seine thörichte,
 »durch Jella's Abweisung verletzte Eitelkeit, trieben uns
 »aus dem Vaterlande; — ich kann ihm dies nicht vergeben,
 »alle möglichen Folgen hiervon fallen auf sein Haupt! —

»Dies und daß er sich außerdem zum Verräther des Vaterlandes erniedrigte, machen ihn zu meinem Todfeinde!«
 »Gott wolle mir vergeben, wenn dies Unrecht ist, ich kann nicht anders! — Und nun, mein Oheim, empfehle ich Sie und die theuren Ihrigen in den Schutz des Höchsten.«
 »Vielleicht mache ich Ihnen bald Mittheilungen über alles, was Sie als Patriot und väterlicher Freund Ihres Neffen interessieren dürfte.«

Stanislaus von L.«

Als der alte Graf diesen Brief gelesen, stützte er traurig das Haupt mit der Hand. Dann hatte er eine lange Unterredung mit seiner Gemalin; Beide theilten sich gegenseitig ihre Ahnungen, Vermuthungen, Beobachtungen hinsichtlich Stanislaus und Jella's mit und das Resultat derselben war die Erkenntniß der traurigen Wahrheit. — »Wir müssen eine milde Lösung von der Zeit und von Jella's redlichem Willen und geistiger Kraft erwarten!« — tröstete die Gräfin sich und ihren Gemal.

»Ja,« erwiederte er; »aber es ist unverkennbar, daß ein trauriges Verhängniß über den Kindern meines armen Bruders waltet, als ob das Unglück erblich wäre!«

Diese Worte des Grafen bestätigten alle Ahnungen seiner Gemalin, welche dieselbe während seiner Krankheit vielfach Veranlassung gehabt hatte, in Bezug auf Rubens zu fassen; da der Graf sich aber zur Zeit, als er Stanislaus' Brief empfing (wie wir aus dem Briefe der Gräfin an Rubens wissen), noch in einem körperlich leidenden Zustande befand, so vermied die Gräfin jede weitere aufregende Frage und erst nach Rubens' Rückkehr nach Corfu und der Genesung seines Oheims theilte Letzterer, mit Rubens' Einwilligung, seiner Familie das Geheimniß von Rubens'

Privatverhältnissen und seiner verwandtschaftlichen Stellung zu ihm und den Seinigen mit.

Auch an Jella richteten weder die Gräfin, noch ihr Gemal, Stanislaus' Wunsch eingedenk und um sowohl sich selbst, als der geliebten Tochter nutzlose Qual zu ersparen, nicht die geringste Frage. Als jedoch Jella zum ersten Mal nach Eingang von Stanislaus' Briefen zu ihren Eltern ins Zimmer trat, wie um Vergebung bittend vor ihnen niederkniete, das bleiche Gesicht mit den verweinten Augen erst auf ihren Händen, auf die sie einen langen, kindlichen Kuß drückte, dann an ihrer Brust verbarg und die unsägliche innere, lange zurückgehaltene Qual in einem einzigen hinsterbenden Ach! aushauchte, da verstanden Eltern und Tochter sich ohne Worte. — Vater und Mutter umarmten Jella innig, aber sie sagten nichts weiter als die sanften Worte: »Gott lasse dich das Rechte erkennen und thun!«

Eine Stunde später schrieb Jella folgenden Brief an Stanislaus:

»Mein theurer Freund!«

»Im Gefühl des dir durch mich bereiteten Schmerzes
»zittert mein Herz und meine Hand, während ich diese Zei-
»len schreibe, und all mein Sinnen und Denken drängt sich
»zusammen in dem tiefinnersten Wunsch: »Vergib mir,
»Stanislaus!« Aber ich wage dies nur schüchtern aus-
»zusprechen, denn ist es nicht zu viel gebeten? — doch nur
»dein Herz wird Richter zwischen dir und mir sein! Du selbst
»ermuthigst mich, dir zu vertrauen und ich will es. —
»Stanislaus, ich habe dich getäuscht, aber ich habe
»dich nicht täuschen wollen! du bist nur gerecht, wenn
»du mich hiermit entschuldigen möchtest. — Als ich mich

»dir verlobte, liebte ich dich innig und hingebend, ich
 »ahnte damals nicht, daß es noch eine höhere Stufe für
 »das Gefühl geben könnte, welches man mit dem heiligen
 »Namen Liebe bezeichnet. Diese Erkenntniß kam mir erst
 »später; ach zu spät für deinen und meinen Frieden! er
 »ist dadurch erschüttert, aber Gott wolle gnädig verhüten,
 »daß diese Erschütterung eine dauernde sei! — Stanis-
 »laus, nicht wahr, noch liebst du mich, unerachtet mei-
 »ner Fehler und Schwächen und meines großen, gegen dich
 »begangenen Unrechts? — O Gott, ich verdiene so viele
 »Liebe und Nachsicht nicht, aber ich will sie verdienen!
 »Entziehe mir nur dein Vertrauen nicht, du theurer, edel-
 »müthiger Freund! deine Milde, dein Vertrauen erheben
 »mich, und geben mir Kraft, mein unfreiwilliges Unrecht
 »gegen dich, so viel dies überall möglich ist gutzumachen,
 »indem ich redlich und ernst dahin streben werde, jedes Ge-
 »fühl meines Herzens, wodurch dein heiliges Unrecht auf
 »mein Herz gekränkt werden muß, niederzukämpfen. —
 »Glaube mir, Stanislaus, dies wird mir einst gelin-
 »gen, — ich fühle tief, was ich dir, mir, unserm vor
 »Gott abgelegten Gelübde schuldig bin! Einen Bund, wie
 »wir ihn unter dem Segen Gottes und meiner Eltern schloß-
 »sen, löst man nicht so leicht! mir soll er heilig sein und
 »nie, nie werde ich einen anderen schließen. — Hiermit lege
 »ich dein und mein Schicksal in deine Hände. Aber noch
 »einmal beschwöre ich dich, erhalte mir dein Vertrauen!
 »aus ihm erblüht für mich die Hoffnung, deine und meine
 »Zukunft sich heller gestalten zu sehen, als unsere Gegen-
 »wart es durch meine Schuld ist. — Nur deine Geduld,
 »dein Vertrauen zu meinem redlichen Willen, geben mei-
 »nem Herzen und meiner Geisteskraft Halt. — Mein lieber,
 »lieber Stanislaus, mein theurer, edler Freund, ent-
 »scheide über mich und dich! du bist der Bessere, aber auch

»der Stärkere von uns Beiden. Gott walte über dir und
 »beschütze dich gnädig in jeder Gefahr, der du entgegen
 »gehst. Wolle es ihm gefallen, uns Allen und unserm ar-
 »men, geliebten Vaterlande den Frieden zu geben.

»Immer, immer, in jedem Wechselfall von Glück und
 »Leid deine treue und dankbare Freundin

Jella von L.«

Dieser Brief, in welchem Jella die Entsagung ihres Herzens zu Gunsten ihrer Pflichten und ihrer dankbaren Freundschaft für Stanislaus mit ihren Thränen besiegelte, ging gleichzeitig mit einem ihres Vaters an Stanislaus ab.

Der alte Graf L. machte in seinem Antwortschreiben seinen Neffen mit Ruben's Familienverhältnissen bekannt, weil er unter den obwaltenden Verhältnissen es für seine Pflicht hielt, mit dieser Eröffnung nicht länger zu zögern, und Stanislaus' trauerndem Herzen den Bruder zuzuführen. — Er hoffte durch diesen neuen Gewinn dem Schmerz um das, was Stanislaus zu verlieren fürchtete, den Stachel zu nehmen. Ob er ihn nicht eher dadurch schärfte? ist eine schwer zu entscheidende Frage.

Indeß ging die Zeit, in welcher man möglicher Weise von Stanislaus eine Antwort auf diese Briefe erwarten konnte, vorüber, ohne eine solche zu bringen. Ruben sah die Unruhe, die still getragene Qual Jella's um das Schicksal ihres Verlobten und die gleiche seines Oheims um seinen Neffen Stanislaus, und da er sich selbst als die Veranlassung ansehen mußte, die all diese Sorgen, diese bangen Zustände herbeigeführt, so lag es sehr nah, daß er sich verpflichtet fühlte, zur Milderung derselben das Seinige nach Kräften beizutragen. — Darum entschloß er sich,

den Bruder aufzusuchen! Vielleicht wurde es ihm vom Schicksal vergönnt, milde lösend und versöhnend einwirken zu können; — vielleicht konnte er dem theuren Bruder irgendwie nützlich werden. — Endlich stritt es auch gegen seine Pflicht und sein Gewissen, noch länger in Tella's geliebter Nähe zu weilen, aus der sein Bruder sich um seiner willen verbannt! — Die Sehnsucht, sein nie gekanntes Vaterland, in dem Stanislaus jetzt weilte, kennen zu lernen; vielleicht dem einen, oder andern seiner Landesbrüder in dieser Zeit der Noth und Gefahr sich nützlich zu machen; das Bedürfniß nach einem bewegten Leben — dies Alles vereinigte sich, um Rubens in dem Entschluß, seinen Bruder aufzusuchen, zu befestigen.

Vertrauen wir uns noch einmal dem Luftsegler, der Phantasie, um uns forttragen zu lassen über Raum und Zeit, und aus dem friedlich schönen Corfu in das Kriegsgewühl der Schlacht von D.....a, oder vielmehr auf die blutgetränkte Wahlstatt am Morgen nach der Schlacht.

Die frühe milde Maiſonne schien so ruhig und freundlich auf die Erde nieder, als sei diese immer nur ein Schauplatz tiefen Friedens, fern allem Streit und allen Kämpfen, vor denen sie doch eben noch in ihren Grundfesten erzitterte.

Ein junger Mann, der scheinbar einzig Lebende in dieser großen Versammlung Todter, die hier friedlich neben und über einander gebettet lagen, unbekümmert, ob im Leben Freunde oder Feinde, ging auf dem Schlachtfelde umher, rastlos das traurige Geschäft, unter den vielen Todten vielleicht noch einige Spuren eines nur betäubten, nicht erloschenen Lebens aufzufinden, fortsetzend, welches ihn schon seit Stunden hier fesselte. Aber wenn dies redliche Streben auch durch keinen Erfolg belohnt wurde, eine andere Hoff-

nung, welche den Suchenden hierher geführt, hielt sein Herz so fest umklammert, daß er sie nicht aufgeben konnte. Mühsam wand er sich durch von Blut schlüpfrige Pfade; kehrte hier und da das Antlitz der stillen Schläfer dem Lichte zu, fand aber noch immer nicht das, nach dessen Anblick er sich sehnte; unerschütterlich hoffend, es möchte ihm vergönnt sein, den schweren Traum dieses einen Schläfers wenigstens zu stören und ihn noch einmal wach zu rufen. Plötzlich färbte die Röthe freudiger Erwartung das bleiche Gesicht des einsamen Wanderers auf dem Leichenfelde; er beugte sich schnell nieder und erhob das starre, blutige Haupt eines jungen Offiziers in der Nationaluniform des Landes, in dem die blutige Schlacht geschlagen war.

»Er ist's!« rang es sich in Tönen tiefer, schmerzlich freudiger Bewegung aus der Brust des jungen Mannes hervor. Er kniete neben dem starren Gefundenen nieder, wandte alle Belebungsmittel, mit denen er sich kundig und vorsorglich zu seinen wohlthätigen Zwecken versehen, an; aber sein Bemühen fand lange nicht den ersehnten Lohn, der Tod hielt seine Beute fest umfangen; aber fester noch klammerte sich das Herz des jungen Mannes an die einmal gefaßte Hoffnung; er hob den leblosen Körper auf, um ihn vom Schlachtfelde fortzutragen. »Er muß doch endlich erwachen und sein erster Blick ins neue Leben soll nicht auf dies weite Grab fallen!« dachte er. Während er jedoch den Gegenstand seiner Sorgfalt aus seiner bisherigen Lage rückte, fiel sein Blick auf ein Antlitz, welches der Körper seines Schützlings bisher bedeckte; mit unwillkürlichem Entsetzen wandte er sich davon ab, der Tod hatte seine Zeichen mit Fracturschrift auf dies Gesicht und diese Gestalt gedrückt, dennoch erkannte Rubens (wir haben auch ihn wohl bereits erkannt?) — in dieser erstarrten Erscheinung Jemand wieder, dem er nur einmal im Leben begegnet war (näm-

lich beim Beginn dieser Erzählung am Ufer des Lago maggiore), — der aber etwas Unvergeßliches an sich trug. Selbst der letzte Schlaf schien diesem Mann keinen innern, versöhnenden Frieden gegeben zu haben, so böse, ja tückisch war der Ausdruck seiner starren Züge. Uebrigens trug der Mann die Uniform eines Offiziers, welche jedoch durch ihre Abzeichen bewies, daß er hier nicht als Freund, sondern als Feind des Landes gefochten und gefallen. — Mit einem Wort, es war Graf P., berüchtigt als Verräther seines Vaterlandes und seiner Freunde! von seinen Feinden für ihre Zwecke benutzt und — verachtet und unbeklagt.

»Dein Wunsch scheint erfüllt, armer Stanislaus,« dachte Rubens, »du begegnetest deinem und deiner Familie Todfeinde auf dem Schlachtfelde, und ihr kämpftet wohl den letzten Kampf mit einander!«

Dann führte er seinen, durch den unerwarteten Anblick des feindlichen Grafen P. einige Minuten unterbrochenen Vorsatz aus und trug den Körper seines Bruders von der blutigen Wahlstatt fort. Sein Auge spähte ringsum, kein Haus und keine Hütte war in der Nähe; er legte also, bis weitere Hilfe beigebracht, seine Bürde auf die grüne Erde unter einen schützenden Baum und bereitete hier ein Lager für seinen Pflegling so weich und warm er es vermochte. Dann begann er seine Belebungsversuche von neuem und unermüdlich. Dazwischen erhoben sich seine frommen blauen Augen flehend und glaubensvoll zum Himmel.

»Mein Herr und mein Heiland, o, hilf ihm und mir!« betete er lautlos.

Endlich, endlich war es, als solle sein Gebet erhört werden! er gewahrte schwache Lebenszeichen, die stockenden Pulse regten sich, — und ein unbeschreiblich rührender Ausdruck von Glück und Dank verklärte das schöne, bleiche Gesicht des Retters, als sein Schützling mühsam die Augen

aufschlug und ihn noch wie von schwerem Traum umfassen, ansah? Starre Bewußtlosigkeit war anfangs der vorherrschende Ausdruck dieser Augen, — langsam belebten sie sich, die Lippen öffneten sich mühsam, und kaum verständlich, aber mit dem Ausdruck schmerzlicher Freude in den bleichen Zügen sagte er: »Mein Bruder!«

Da konnte Rubens sich nicht länger halten; fast zu stürmisch beugte er sich nieder und küßte in rührender Freude die bleichen Lippen, die kalten Hände seines Bruders. »Du lebst, du lebst!« — war alles, was er hervorbringen konnte.

»Täusche dich nicht,« — sagte Stanislaus sanft, aber entschieden, »als Arzt mußt du erkennen, daß dies Erwachen nur ein Scheinleben ist; — dennoch freue ich mich dessen, in das Herz meines Bruders kann ich meine letzten Grüße niederlegen, meines Bruders Hand wird mir die Augen zum langen Schläfe schließen.«

»O Stanislaus, laß uns zu Gott hoffen, du werdest leben und Alles, Alles gut werden!«

»Alles wird gut werden!« sagte Stanislaus mit traurigem Nachdruck; »aber leben kann und werde ich nicht, Jakob! bei den Wunden, die ich in dieser mörderischen Schlacht empfangen, bleiben deine Salben und Bandagen wirkungslos; — dein Wunsch, mich zu retten, trübt hier deine ärztliche Scharfsicht, aber ich danke deinem guten Willen, mein lieber, einziger Bruder!«

Nach einer Pause hob er wieder an: »Es wird bald mit mir vorbei sein; ich muß mit dem, was ich dir sagen möchte, eilen. Grüße meinen Oheim, danke ihm für alle mir erwiesene Liebe! sage ihm, ich habe unser Vaterland, ihn und mich an dem Verräther B. gerächt, er starb von meiner Hand im gestrigen Kampfe! aber ihm wurde nicht die Genugthuung, mich von der seinigen fallen zu sehen!

die Kugeln aus den Reihen der Feinde gaben mir die Todeswunde, ich sank neben dem Verräther nieder, doch nicht durch ihn!«

Stanislaus schwieg hier, fast erschöpft. Nach einigen Minuten fuhr er fort: »Mein Bruder, grüße auch Zella, — sage ihr, sie solle nicht zweifeln, daß sie nur einmal unter dem Einfluß einer Selbsttäuschung gestanden und zwar damals, als sie glaubte, mich zu lieben! — Was sie später gefühlt, das sei die wahre, ewige Liebe, — sage ihr, ich habe viel um sie gelitten, aber ich habe ihr weniger gezürnt, wie um sie getrauert; — litt sie doch nicht minder als ich! — Jetzt sei Gott Richter zwischen ihr und mir geworden, er habe die schmerzliche Entscheidung über unser Schicksal auf sich genommen!«

»Aber,« fuhr er nach langem Schweigen, während seine Augen auf Rubens' bleichem, von tödtlichem Schmerz durchzuckten Antlitz ruhten, fort, »nicht wahr, du kannst ihr das nicht sagen? — mein Bruder! — nun, so sage ihr, daß mein letzter Wunsch ihr Glück, mein letzter Gedanke ein Gebet zu Gott für dasselbe sein wird; — dies schließt den Wunsch deines Glückes mit ein, mein theurer Bruder!« fügte er mit unendlicher Gutmüthigkeit hinzu, ohne Rubens anzusehen.

»Stanislaus, du erkennst Zella und mich, wenn du es für möglich hältst, wir könnten mit unseren Erinnerungen in der Art glücklich werden, wie du sie andeutest!« sagte Rubens sanft.

»Doch, doch, mein Bruder, die Zeit hat schon tiefere Wunden geheilt, — und dann, — laßt meinen Tod Euch nicht zu sehr schmerzen, — ich habe stets nur in zwei Gefühlen gelebt, in der Liebe für Zella und in der für mein Vaterland; da es mir nun versagt war, für Zella zu leben, so liegt eine Befriedigung, fast möchte ich sagen

eine Genugthuung für mein patriotisches Gefühl darin, für mein Vaterland sterben zu dürfen! — ich kenne keinen schöneren Tod! — Nur traurig, traurig, daß ich nicht die Ueberzeugung mit hinüber nehmen kann, mein Vaterland werde frei und glücklich werden! — O Gott, so gib dem armen Lande wenigstens den Frieden!«

»Du regst dich mehr auf, als gut ist, beruhige dich, mein theurer Bruder, sprich nicht so viel!« bat Rubens mit einem besorgten Blick auf Stanislaus' fieberglühende Augen und Wangen.

Stanislaus achtete nicht darauf, oder vielmehr, daß Fieber behauptete sein Recht; unter seinem Einfluß sprach der Kranke lebhaft weiter, bis seine Rede sich verwirrte und endlich in Phantasien überging.

Kummer- und angstvoll sah Rubens nach Hilfe umher, vermittelst welcher er den Leidenden zu einem geschützteren Asyl bringen könnte, als der Rasen unter freiem Himmel zu bieten vermochte.

Drüben auf dem Schlachtfelde wurde es währenddess allmählig lebendig, die in der Nähe wohnenden Angehörigen, Freunde und Bekannten der hier Gebliebenen kamen, ihre Liebsten und Nächsten aufzusuchen, ob noch Leben in ihnen sei, — und wenn nicht, so doch den Heimgegangenen eine Friedensstätte in geweihter Erde zu bereiten.

Wagen voll Leichen wurden fortgefahren, Arme trugen ihre Theuren unter heißen Thränen, oder in stummer Verzweiflung auf Bahren von der Wahlstatt; dennoch blieben Tausende und aber Tausende, für die entweder kein Herz in der Welt, oder doch keines in solcher Nähe schlug, als daß es sie hier erreichen könnte, auf dem großen Felde der Ehre und des Blutes liegen, bis ein gemeinsames Grab sie aufnahm.

Eine dieser oben erwähnten zum Dienst der Todten be-

stimmten Bahren nahm Rubens für die Fortschaffung seines Patienten in Anspruch. Aber wohin sollte er ihn bringen lassen? er war ja gänzlich fremd im eigenen Vaterlande und erst in dieser Nacht, bald nach Beendigung der unglücklichen Schlacht hier angekommen. So war denn das nächste Haus, welches nur einigermaßen für die Aufnahme eines so schwer Kranken geeignet schien, das beste; und Rubens bereitete dem theuren Bruder hier ein friedliches Plätzchen zur — Genesung, oder — zum Sterben.

Ein Jahrzehend rauschte seitdem über die Erde hin. Es trug auf seinen Schwingen Freuden und Schmerzen für Völker, Familienkreise und Einzelne einher und nahm sie wieder mit fort.

Das Rad der Zeit rollt nach ewigen, unaufhaltsamen Gesetzen; unbekümmert, ob es Herzen zermalmt und andere aufrichtet, ob es Blumenfluren niederbeugt und erstehen läßt, oder endlich, ob es spur- oder einflußlos über die Erde und ihre Bewohner hinläuft.

Welchen Einfluß übte nun der Lauf eines Jahrzehends über das Schicksal der Personen, welche wir durch diese Erzählung kennen lernten?

Wenden wir uns denn noch einmal zu dem schönen Corfu zurück, um von der lieblichen Waleśka Abschied zu nehmen, die sich hier ihren Hausaltar gegründet und segnend daran waltet, während die Liebe eines geliebten Gatten und blühender Kinder ihn täglich neu mit Blumen stiller Freude und reinen Familienglücks bekränzen.

Dann scheiden wir von dem glücklichen Süden und

wenden uns der nordischen Heimat der Hauptpersonen unserer Erzählung zu, die nun wieder ihre Heimat in der vollen Bedeutung des Wortes geworden ist.

Der alte Graf L., den die tiefe Liebe zum theuren Vaterlande und die Sehnsucht nach demselben, die nun einmal im Menschenherzen nimmer sterben können, in der Fremde weder Ruhe, noch Freude finden ließen, hatte eine Ausöhnung mit der Regierung und dem milden Regenten seines Vaterlandes erbeten und erhalten, und in Folge davon die in Gnaden gewährte Erlaubniß der Rückkehr in sein Vaterland.

Seine Gattin und Jella begleiteten ihn dorthin.

Und Stanislaus? — fanden sie ihn hier wieder?

Wenigstens fanden sie sein Grab. — Er hatte, unerachtet Rubens' treuester Hilfe und Pflege, in Folge der in der Schlacht bei D.....a erhaltenen Wunden einen frühen Tod gefunden. Rubens war es nicht vergönnt, den theuren Bruder zu retten, wohl aber, der Trost seiner letzten Stunden zu sein.

Dann blieb Rubens in der Nähe des Grabes seines Bruders, bis sein Oheim mit seiner Familie in die Heimat zurückkam; er übergab ihrer Fürsorge das theure Grab und schied, — denn er war noch nicht so vollkommen Meister seiner Gefühle, daß er hätte bleiben und doch die Anforderungen hätte erfüllen können, die er an sich selbst stellte.

Noch einmal ging er nach Frankfurt. »Sarah,« sagte er, »ich kenne deine anhängliche Liebe für mich; aber doch ist es mir, als wäre es zu viel verlangt, wenn ich dich bäte, du möchtest dies Haus, in dem du fast dein ganzes Leben zugebracht, die dir lieb gewordene Judengasse, Frankfurt, deine Glaubensgenossen, an die verwandtschaftliche und die Bande langer Gewohnheit dich fesseln, du möchtest dies Alles verlassen, um mit mir in ein fremdes Land

zu ziehen, mit mir, der ich nicht einmal mehr deines Glaubens bin.«

»Lieber Herr,« erwiderte Sarah mit großer Ergebenheit, »wenn ich nur bis an mein Lebensende um Euch sein darf, so sind alle meine Wünsche erfüllt, ich werde dann nichts vermessen, selbst nicht das kleine Haus in der Judengasse! ach, es ist ohnehin so todtenstill, seit Herr Elv daraus fortgetragen wurde! — Wo Ihr seid, da wird auch meine Heimat sein! — und was das betrifft, daß Ihr nicht mehr meines Glaubens seid, lieber Herr, wie könnte das einen Unterschied in meinen Gefühlen für Euch machen? ich bin gewiß eine rechtgläubige Jüdin und keine Freundin des Proselytismus; aber Euer Fall war so einzig in seiner Art, daß die allgemeine Stimme es gewiß als einen beklagenswerthen Rückschritt erkannt und gerügt haben würde, wenn ein geborner Christ, der nur durch traurige Verhältnisse seinem Glauben entfremdet worden war, sich demselben nicht zugewendet hätte, sobald er zur Erkenntniß kam!«

Rubens reichte der alten, treuen, aufgeklärten, oder doch wenigstens vorurtheilsfreien Freundin die Hand, sie drückte sie sanft und schweigend zwischen ihren dürrn Händen; bald darauf verließen Beide Frankfurt für immer.

Zum zweiten Mal baute Rubens sein Hüttchen am Ufer des Lago maggiore, diesmal, um es nie wieder zu verlassen.

Sarah übernahm die Führung des kleinen Hauswesens; aber sie hatte, obgleich Rubens ihr mit der vorforglichen Zärtlichkeit eines Sohnes begegnete, keine Freude daran.

»Es ist so todtenstill in unserm schönen, zierlichen Häuschen, — Sie sollen heiraten, lieber Herr,« sagte sie einmal mit wehmüthiger Zuthunlichkeit zu Rubens.

Da erhob dieser seine schönen Augen mit unbeschreiblich rührendem Ausdruck zu ihr; sein edles, bleiches Gesicht überflog ein mattes Roth, der Widerschein innerer Bewegung und mit einer Dankbarkeit und Resignation, die viel ergreifender als jede Klage waren, sagte er: »Gute Sarah, man darf nicht mehr vom Schicksal fordern, als es uns in seiner Güte freiwillig gewährt; ich habe ein Herz gefunden, das ich liebe und das mich liebt, ein Mehreres darf ich nicht hoffen und hoffe es auch nicht!«

Sarah fragte nicht weiter und Rubens blieb unvermält.

Er liebte Jella über Alles auf Erden, aber er hatte es ihr nie gesagt, sie nie um ihre Hand gebeten, davon hielt ihn seine Pietät vor den heiligen, durch ihn wider seinen Willen verletzten Ansprüchen ihres früh verstorbenen Verlobten und vor Jella's Zartgefühl zurück.

Hätte er aber auch um ihre Hand gebeten, sie würde sie ihm aus denselben Gründen verweigert haben, obwohl ihr volles, reiches Herz sein unverlierbares Eigenthum war und blieb.

Aber Rubens sowohl als Jella verschwendeten das göttliche Geschenk des Lebens nicht, indem sie sich müßigen und nutzlosen Träumereien überließen; sie blieben nützliche Glieder in der großen Kette der menschlichen Gesellschaft. Rubens, indem er sich einen Wirkungskreis bildete, in welchem er als Arzt, frommer Christ und guter Mensch segensreich waltete; Jella, indem sie fromm und kindlich das Haus ihrer Eltern zu ihrem Tempeldienst einweihete.

Gibt es einen schöneren, würdigeren Wirkungskreis, als den: Diejenigen, die unsere Kindheit liebend beschützten, in ihrem Alter wieder liebend zu schützen, zu pflegen, ihren Lebensabend zu erhellen, wie sie unseres Lebens Morgen hell und sonnig erhielten, so viel in ihren Kräften stand?

Jella fand in Erfüllung dieser heiligen Pflicht ihres Lebens Zweck und Ziel und einen Halt für ihr oft, ach! so schmerzlich erhebendes Herz.

Darum bedurfte es für sie auch keines Klosters, um den Frieden zu finden; sie fand ihn in sich selbst und ein solcher Friede ist unabhängig von Aeußerlichkeiten. Wohl ihr, wenn sie ihn sich stets bewahrt, wir können ihr nichts Besseres wünschen, als diesen sanften Tröster. Ach, das Glück ist ja ohnehin nur ein ruheloser Wanderer auf Erden, während der Engel des Friedens doch zuweilen hier eine bleibende Stätte fand.

Gedicht von Anastasius Grün.

Eine Begegnung.

Zwei Lager stehn zu Nashby auf der Haide,
Des Königs hier und dort des Parlaments,
Des Sturm's Vorboten wandeln schon durch beide
Wie durch die Hallen auch des Firmaments.

Im Lager sind's die wechselnden Gefühle,
Gestört' Gebet, gelöster Lieberschall;
In Lüften sind's Windstöße, dumpfe Schwüle,
Der Vogel Angstflug, irrer Blätterfall.

Ein alter Eichenbaum mitten auf der Haide
Streckt rechts und links wie Arme sein Geäst;
Der Wind bewegt's; ein Drohen scheint's für Beide,
Wenn's nicht ein Winken zum Versöhnungsfest.

Die Nacht bricht an, die Wetterwolken sinken,
Der Sturm ist los, die Tropfen fallen schwer,
Und immer heft'ger wird des Baumes Winken,
Bereint euch, Schutzbedürft'ge, um mich her!

Die Nacht ist schwarz gleich einem Leichentuche,
 Auf dem allein das Kreuz der Blitze ruht,
 Der Tropfenfall erschwoll zum Wolkenbruche,
 Zu Geißeln dreht der Sturm die Regenflut.

Zwei Krieger flieh'n, gestört im Feindespähen,
 Zum Eichbaum unter Schirm des Laubgeflechts;
 Die Hast der Flucht, die Nacht ließ sie nicht sehen,
 Daß links der Eine kam, der And're rechts.

Des Sturmes Geister trieben so im Bunde
 Zum Baum des Friedens zwei der Feinde jetzt,
 Wie einst ein überfrommer Herr durch Hunde
 Saumsel'ge Christen zum Altar gehezt.

Erst stehn sie fern; doch Leib an Leib zu gleiten,
 Sich zu umklammern drängt sie Sturm und Flut;
 Des Einen Reitermantel hüllt den Zweiten
 Und jenen schirmt des Andern breiter Hut.

Komm, Blitz des Herrn, von seinem Licht ein Funken,
 Und leuchte hell in Beider Angesicht,
 Daß sie, erkennend sich, es schauen trunken,
 Wie Stuart's Hand in Cromwell's Hand sich flicht!

Vielleicht nicht grauend auseinander eilten
 Die Hände, die der Sturm zum Bund gebracht,
 Vielleicht, wie ihr Gewand sie schirmend theilten,
 Auch thäten sie mit Fegen ird'scher Macht.

Komm, Blitz des Herrn, ein Pfeil aus seinem Grimme,
 Und treffe, schmett're nieder diese Zwei!
 Vielleicht daß, wenn verstummt der Feldherrn Stimme,
 Der Haß verkühl' und wieder Frieden sei.

Nicht will's der Herr; was reis zum Kampf, soll kämpfen,
 Was nicht verschmelzen kann, das bleib' entzweit;
 Der Haß will auch sein Blühn, ihr sollt's nicht dämpfen!
 Ein Gottesurtheil nur dem Geisterstreit!

Der Sturm verbraust. Die beiden Krieger scheiden.
 Im Herzen alten Haß und alten Muth
 Ließ ungeschwächt der Schlachten Herr in Beiden,
 Die, nicht es ahnend, Herz an Herz geruht.

Wie aus der Scheid' ein blanker Degen, flammte
 Der Tag empor, — ihm nach der Schwerter Glanz!
 Ein blut'ger Kampf! Aus bittren Wehn doch flammte
 Ein löblich Kind: die Freiheit Englands.

Der alte Eichenbaum mitten auf der Haide
 Streckt rechts und links wie Arme sein Geäst;
 Er winkt — doch Staub sind längst die Heere beide!
 Er winkt nur Todten zum Versöhnungsfest.

Dies Lied von fremdem Land, aus fernen Tagen,
 Das wie ein Wandervogel niedersinkt,
 Was will es hier? — Versöhnen will's und sagen,
 Daß mancher Baum im deutschen Land — noch winkt.



Leidenſchaften.

Novelle *)

von

Carl Theodor Vogl.

I.

Die Gaſſen und Straßen der kleinen Provinzſtadt S... ſind gewiß ſchlecht gepflaſtert, das wird Niemand in Abrede ſtellen, doch von der empörenden Niederträchtigkeit dieſes Straßenpflaſters iſt kein Menſch beſſer überzeugt, als der Herr Oberlieutenant Graf von Sandkorn, der am 15. Juni 1843 um die Mittagſtunde in S... einrückte, um hier bei einem ſeiner Freunde einen vierwöchentlichen Urlaub zu genießen. Denn kaum war der Herr Oberlieutenant eine und eine halbe Stunde in S..., als er ſchon anſang, ſeine Stirne zu runzeln und rückſichtslos über die ſchlechte Wirthſchaft der Behörde zu ſprechen, welche die Straßen einer Stadt zu Fuchſfalle mache und die die häufig vorkommenden Unglücksfälle von gebrochenen Beinen, umgeworfenen

*) Aus der Couliſſenwelt.

Wagen, zerschmetterten Deichseln u. s. w. gar nicht zu rühren scheinen. Der Herr Oberlieutenant wurde bei diesen Aeußerungen sehr warm, und da es einer seiner Vorzüge war, sehr schön fluchen zu können, so ließ er diese Eigenschaft in ihrem vollsten Lichte sehen und bewundern.

Der Herr Oberlieutenant war übrigens ein Mann, dem man schon etwas zu lieb thun konnte. Er war ein hübscher junger Cavalier von ungefähr 25 — 27 Jahren, wohl etwas rauh und ungeschliffen, besaß aber ein warmes, fast zu zärtlich pochendes Herz und galt als der einzige Erbe eines alten Onkels, von dem die Leute sagten, daß er ein sehr großes Vermögen besitze. Der Onkel war aber etwas knauserig und vergaß gänzlich auf den Herrn Oberlieutenant, so oft ihm dieser auch schrieb, er möge seiner eingedenk sein. Und so mußte es alle Welt dem jungen lebenslustigen Manne verzeihen, wenn er anfang Schulden zu machen und ein »möge ihn der Teufel holen« zwischen den Zähnen murmelte, so oft die Rede auf seinen reichen alten Onkel kam.

Nichts macht aber einen Edelmann interessanter, als eine bürgerliche Liebschaft und ein Meer von Schulden; und ein Edelmann, der diese zwei Tugenden sich eigen gemacht, trägt ordentlich den Nimbus der Glorie und der Romantik mit sich auf der Straße herum. Der Herr Oberlieutenant Graf von Sandkorn hatte somit einen großen Theil der Bewunderung für sich, denn wenn er einerseits es gar wohl verstand, den Cavalier zu spielen, aristokratisch zu lächeln und vornehm zu thun, so wußte doch anderseits Jedermann, daß er mehr Schulden hatte, als er aus eigenen Fonds jemals hätte bezahlen können, und daß er nur zu viel auf die Liebe bürgerlicher Mädchen hielt.

Die Liebe und das Spiel waren des Herrn Oberlieutenants zwei schwache Seiten. Zwei hübsche Augen brachten ihn außer sich und ein grüner Pharaotisch übte für ihn die

nämliche Wirkung aus, wie jenes bezaubernde Auge gewisser Schlangen, von denen unsere Reisebüchermacher erzählen.

Es läßt sich aber voraussetzen, daß diese zwei Leidenschaften nicht dazu beitrugen, die Verhältnisse des Grafen nur im Geringsten zu verbessern und der Oberlieutenant befand sich Jahr aus Jahr ein in Umständen, welche er sehr richtig mit dem Ausdruck »verfluchte Tage« bezeichnete.

Was viel dazu beitragen mag, den Charakter des Grafen richtig ins Auge zu fassen, ist die Beliebtheit, deren er sich allenthalben erfreute. Er war einer jener Männer, welche der gemeine Mann eben so liebt, wie die Salondame, welche die feinste Bildung genossen, denn Graf v. S a n d-
f o r n verstand es trotz seines freien nonchalanten Lebens sich populär zu machen. Er war ein Mann, von dem man sagen konnte, daß er keine Feinde habe. Er wußte angenehm zu sprechen, verstand es, mit Geist zu lieben und mit jener Grazie zu küssen, welche, wenn sie angeboren ist, entzückt, wenn sie affectirt wird, lächerlich ist. Seine Freunde gewann er durch seine offene Gesinnung, seine Freundinnen durch eine liebenswürdige Heuchelei, seine Vorgesetzten durch einen pünktlichen Gehorsam, der aber nie zur slavischen Unterwürfigkeit ward, und seine Untergebenen durch tausend kleine Aufmerksamkeiten, welche, geringfügig an und für sich, die Herzen gewinnen und die Gemüther sich eignen machen.

Wir haben die Bekanntschaft des Herrn Oberlieutenants in dem Augenblicke gemacht, als er gerade sehr heftig gegen das Straßenpflaster der Stadt S... eiferte und zwar mit allem Aufwande schöner Verwünschungswörter, welche ihm mehr als jedem Andern zu Gebote standen. Der Oberlieutenant befand sich in diesem Augenblicke in dem elegant möblirten Besuchzimmer seines Freundes des pensionirten Rittmeisters Baron von F u n k e l, der ihn eingela-

den hatte, einen vierwöchentlichen Urlaub bei ihm zuzubringen.

Der Rittmeister war selbst noch ein junger Mann, der aber bei einem Manöver verunglückt und zum Dienste untauglich geworden war. Er selbst war zu seiner Zeit ein gar lustiger Bruder gewesen und versprach sich von dem Besuche seines Freundes Sandkorn außerordentlich viel Vergnügen. Uebrigens war Funkel ein reicher Mann, der Haus, Hof, Gut und Garten besaß und aus dem Grunde nicht heirathete, weil er an einer Frau kein Behagen fand. Indessen theilte sich seine Schwester mit dem Rittmeister in dessen Besitzungen, machte die Honneurs, führte die Wirthschaft und spielte die Frau vom Hause. Diese Schwester hieß Friederike und war ein gutes, frommes, bescheidenes Mädchen, von der aber Niemand behaupten konnte, daß sie schön sei. Das war für Friederike selbst zwar kein großes Unglück, wohl ein um so größeres aber für den Oberlieutenant, dessen ewige Gewohnheit es war, die Schwestern und Frauen seiner Freunde zu lieben und ihre Börse zu benützen.

Nachdem Graf Sandkorn seiner Unzufriedenheit hinreichend Luft gemacht hatte, fing er an, sich nach den Unterhaltungen zu erkundigen, welche man in S... haben könne. Funkel nannte ihm Landpartien, einen Leseverein, ein Casino, gute Wirthshäuser, Spieltische in Caffeehäusern und am Ende ein Theater.

»Ah, ein Theater!« meinte der Oberlieutenant, »ein Theater? das ist Etwas! das ist allerdings Etwas! Und gibt es hübsche Damen dabei?«

»Gehet an!« meinte der Rittmeister und zuckte mit den Achseln. — »Eine erste Liebhaberin ist da, welche ganz erträglich hübsch, vielleicht sogar schön ist — ich kenne sie nur von der Bühne aus!«

»Eine erste Liebhaberin also? Gut! Weiter! Eine junge Mutter — ist keine da — oder eine Schauspielerin, welche die Königin Elisabeth in der »Maria Stuart« oder die Lady Milford in »Kabale und Liebe« spielt? Ich sage Dir, ich habe immer etwas Pikantes in diesen Rollen gefunden, welche von denen gegeben werden, die nicht mehr ganz jung sind, ohne deshalb alt zu sein und die vielleicht gar nicht mehr hübsch wären, wenn die Toilettenkunst sie nicht schön machte! So eine Dame in den Dreißigerjahren ist eine wahre Anstands- und Liebesliebe für einen lustigen Oberlieutenant wie ich und ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich gerade bei solchen Frauen am meisten Glück habe!«

Der Rittmeister lachte — der Graf leerte ein Glas Burgunder, das vor ihm stand, sehr rasch, und trat an das Fenster.

Er lehnte sich an die Brüstung und musterte die Vorübergehenden, indem er lustige Glossen darüber machte oder heiße Bemerkungen laut werden ließ. Auch der Zufall, der größtentheils alte Spießbürger oder scheinheilige Damen mit langen Locken und breiten Hüten des Weges führte, war dieser Beschäftigung des Oberlieutenants außerordentlich günstig. Der Rittmeister lehnte abseits von seinem Freunde an einem Tischchen und hörte lächelnd dem Redeflusse seiner sarkastischen Laune zu.

Plötzlich aber war es, als hätte der Oberlieutenant etwas Außerordentliches erblickt. Mit einem kurzen Fluche nämlich trat er einen Augenblick lang vom Fenster zurück und wies mit der Hand nach einer Dame, welche gerade des Weges kam. Der Rittmeister verstand die Bewegung seines Freundes und trat an das Fenster.

»Was fällt Dir auf, mein Freund?« fragte er mit seiner ruhigen Gelassenheit.

»Den Teufel auch! Siehst du die Dame, welche gerade des Weges kommt? Sie schreitet auf uns zu!«

»Ich sehe sie, was weiter?«

»Was weiter? Donnerwetter! Ich will verflucht sein, wie ein feigerischer Deserteur, wenn das nicht eine Frau meiner Bekanntschaft ist! Kennst du sie?«

Der Rittmeister blickte nun schärfer nach der Dame, welche immer näher heran kam. Er wiegte leicht mit dem Kopfe und sagte:

»Es ist mir fast, als ob ich die Dame wirklich kennen sollte — nur kann ich mich an den Ort nicht erinnern, an dem ich sie zuerst gesehen habe!«

Indessen hatte der Graf seinen Freund vom Fenster weggedrängt und schaute mit aller Anstrengung nach dem Gegenstande seiner Aufmerksamkeit.

»Bei dem Himmel!« rief er ungeduldig, »ich habe noch nie so viel Ursache gehabt, mein kurzes Gesicht zu verdammen, als eben heute!«

Und rasch sich umwendend fuhr er fort:

»Hast du keinen Theaterzettel bei der Hand, he? Gib her, wenn du mich nicht unglücklich machen willst!«

Der Rittmeister holte den Theaterzettel, der ihm als einem Honoratioren des Städtchens täglich in das Haus gebracht wurde. Der Oberlieutenant blickte einen Augenblick lang in denselben, dann zuckte ein Strahl der Freude über sein schönes Gesicht und mit dem Ausrufe:

»Sie ist es! Gott verdamme mich!« griff er nach dem Hute und rannte zur Thüre hinaus. Einen Augenblick später hörte man ihn die Treppe hinunterpoltern, so heftig, als ob das Wohl eines Königreiches an seine Gile geknüpft wäre.

II.

Demoiselle Charlotte Torrau war der Liebling des theaterbesuchenden Publicums in S... Demoiselle Charlotte war aber auch eine sehr hübsche Bühnenererscheinung, blondes, weiches Haar, regelmäßig schöne Züge und ein außerordentlicher feiner Teint zeichneten sie aus und wenn man noch eine Coiffetierie dazu rechnet, welche von der Bühne herab sich so natürlich macht und einer Schauspielerin so leicht verziehen wird, so wird man es leicht begreiflich finden, daß die jungen Männer von S... für Demoiselle Torrau schwärmten, was dieser liebenswürdigen Dame um so angenehmer sein mußte, als diese jungen Herren größtentheils Söhne reicher Leute waren. Demoiselle Charlotte war aber ein sehr dankbares Mädchen; sie erschien niemals auf der Bühne, ohne nach rechts und links in das Parterre und in die Logenreihen einen glühenden Blick zu werfen, der in alle Herzen schlug, welche für Blicke empfänglich waren. Diese Herren begeisterten sich dann nur um so mehr für die liebenswürdige Schauspielerin, trafen sich nach dem Theater in dem Gasthause zum »goldenen Kalbe,« tranken Champagner in Biergläsern und ließen Demoiselle Torrau so hoch leben, als eine Dame vom Theater nur immer hoch zu leben vermag. Indessen aber wollte man behaupten, daß es in S... doch Keinen gab, der sich bei Fräulein Charlotte einer vorzüglichen Gunst rühmen konnte, nicht einmal der Sohn des Bürgermeisters, der, was Galanterie und Mode betraf, der bon ton selbst war.

Die oben erwähnten Söhne reicher Leute mochten aber wohl nicht ahnen, welch ein gefährlicher Mann für sie

und ihre Hoffnungen bei Demoiselle Charlotte Torrau in der Person des Herrn Oberlieutenants Grafen von Sandkorn nun plötzlich in S... erschienen war.

Demoiselle Torrau war nämlich früher in derselben Stadt in Engagement gestanden, in welcher Herr Oberlieutenant Graf von Sandkorn in Garnison gelegen war und die Chronique scandaleuse dieser Stadt sprach damals außerordentlich viel von einem Liebesverhältniß des Grafen zu der schönen Schauspielerin, wenn sich auch der Oberlieutenant damals sehr gegen solche Behauptungen aussprach.

Was immer für einer Art das Verhältniß sein mochte, in dem sich der Graf zur Schauspielerin befand, es löste sich plötzlich durch einen Banquerott des Theaterdirectors und eine daraus hervorgehende Lösung der ganzen Gesellschaft. Alle Mitglieder derselben und auch Fräulein Charlotte Torrau waren gezwungen sich ein anderes Engagement zu suchen und das Gerücht, daß der Oberlieutenant an dem Tage der Abreise der hübschen Schauspielerin ein sehr finsternes Gesicht gemacht habe, und Demoiselle Torrau mit nassen Augen in den Wagen gestiegen sei, bis an welchen sie der Graf selbst begleitet hatte, konnte auch nichts anderes sein, als eben ein — Gerücht.

Die klatschfüchtigen Zungen der Garnisonsstadt würden aber gewaltig in Bewegung gekommen sein, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, den Grafen zu beobachten, der nun wie närrisch die Treppe hinuntergestürzt war und der Schauspielerin nacheilte, welche er auch in Mitte der Straße noch einzuholen das Vergnügen hatte.

Fast athemlos war er an ihrer Seite angelangt, indem er rief:

»Lottchen! Teufel auch! Sind Sie es oder sind Sie es nicht? Donnerwetter, was Sie hübsch geworden sind!«

Fräulein Charlotte Torrau mochte nicht wenig erstaunt darüber sein, dermaßen angesprochen zu werden, aber ihr Erstaunen war ein freudiges, als sie mit einem Seitenblicke den Oberlieutenant erkannte, den sie hier am allerwenigsten zu finden hoffte.

»Ach, mein Gott! Herr Graf! Wie kommen Sie hieher?« sagte sie und eine hohe Röthe überslog das hübsche jugendliche Gesicht des Mädchens, das zu wenig Schauspielerin war, um ihr Vergnügen zu verbergen.

Der Graf war ein vollendeter Lügner, denn kaum hatte er den angenehmen Eindruck gemerkt, welchen sein Erscheinen auf Charlotte hervorgebracht hatte, als er augenblicklich den Vortheil zu benützen wußte und dreist entgegnete:

»Wie ich hieher komme? Der Teufel auch! — Auf den Flügeln der Liebe, wie die Dichter sagen, obwohl die Dichter ein Volk sind, das ich nicht am besten leiden mag!«

Charlotte war Weib genug, um einzusehen, daß es besser sei, den Strom der Gefühle, welcher den Oberlieutenant beseelen machte, wenn auch nur auf Augenblicke zu dämpfen, und um Zeit zur Fassung zu gewinnen, benützte sie die Worte des Grafen und sagte:

»Sie lieben die Dichter nicht, Herr Graf, bedenken aber nicht, daß es gar keine Schauspielerinnen gäbe, wenn es keine Dichter gäbe!«

Der Graf war einen Augenblick lang durch diese Entgegnung verblüfft: er war nicht gekommen, um sich mit Charlotten in Dilemmen einzulassen, sondern ihr seine Liebe zu erklären. Mit der ihm eigenthümlichen Leichtigkeit im Umgange mit Frauen erwiderte er:

»Wenn es keine Schauspielerinnen gäbe, würde vielleicht Fräulein Charlotte weniger lebenswürdig sein — Sie haben Recht, es müssen Dichter sein!«

»Also glauben Sie, daß meine Liebenswürdigkeit nur eine Folge der Kunst sei!« erwiderte Charlotte lachend und blickte dem Grafen außerordentlich freundlich in die Augen. »Adolf, Adolf! Ihre Galanterie fängt an zweideutig zu werden!«

»Adolf,« sagte der Graf, und drückte den Arm der Schauspielerin innig gegen seinen Rock. »Mädchen! Ich glaube, die alten Erinnerungen werden in dir lebendig!«

»Ach, die alten Erinnerungen!« seufzte Charlotte.

»Und du seufzest, indem du dies aussprichst?«

»Sollte ich es nicht? Ich denke dich mir als den ungestümen Liebhaber, der mit Küffen gar nicht zu sättigen war!«

»Und das war dir wohl sehr unangenehm?«

»Ach, das gerade nicht, aber die Eifersucht, mit der du mich quältest, gerade als ob ich deine Frau wäre!«

»Also dürfen nach deinem Glaubensbekenntnisse nur Gatten eifersüchtig sein! Ich habe immer das Umgekehrte geglaubt!«

»So? Und darum hast du dich wohl immer gehütet, mich zu deiner Frau zu machen!«

»Den Teufel auch! Wie könnte ich das? Herrgott! das würde eine schöne Wirthschaft geben — du mußt wissen, Mädchen, daß die Gläubiger den ganzen Tag über nicht von meiner Thüre kommen!«

Das Mädchen lachte und sagte dann:

»Und du hast diese Herren noch nie die Treppen hinunter geworfen?«

»Bei dem Feuer der Hölle! Ob ich das habe! Aber ein Gläubiger ist so zähe wie Rabenfleisch: dreißigmal wirfst du ihn hinunter und sechzigmal kommt er herauf und wenn er oben ist, läßt er sich das Hinunterwerfen extra bezahlen!«

Die Schauspielerin lachte, daß es sie schüttelte. Sie

fand gewiß die Unterhaltung dieses leichtsinnigen Offiziers angenehmer, als all die süßen Reden des Bürgermeister-Sohnes und all der Söhne reicher Leute in S. . . Endlich sagte sie :

»Ich möchte wissen, ob du mich auch so behandeln würdest, Adolf, wenn ich einmal an deine Thüre käme, um Schulden einzueassiren?«

Der Offizier blickte mit einer Miene nach der Schauspielerin, in der sich deutlich sein Erstaunen ausdrückte.

»Bin ich dir vielleicht noch etwas Geld schuldig, Lottchen?« sagte er. »Es ist leicht möglich, daß ich einmal von dir ausgeborgt, als ich in Verlegenheit war und an das Zurückbezahlen vergessen habe — für Schuldposten habe ich gar kein Gedächtniß!«

Das Mädchen lachte nun noch herzlicher als vorhin. Sie mußte sogar ihr weißes Battisttuch vor das Gesicht halten, um nicht aufzufallen. Denn es macht sich nicht besonders hübsch, wenn man am Arm eines jungen Mannes über die Wege geht und so ausgelassen lacht — die Schauspielerin mochte das wissen!

»Adolf,« sagte sie dann, »du bist unverbesserlich; aber gerade dein Leichtsinn macht, daß du so unendlich liebenswürdig bist! Ich bitte dich, höre nie auf leichtsinnig zu sein!«

»Dir zu Gefallen will ich Alles sein!« entgegnete der Oberlieutenant und schaute dem Mädchen voll und liebewarm in das Angesicht.

Der Offizier war nun mit seiner schönen Begleiterin an der Wohnung derselben angelangt und bat sie um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. Das Mädchen gab seine Einwilligung und der Graf folgte der Schauspielerin auf ihre Zimmer.

Die Liebenden blieben bis spät Abends beisammen,

besprachen dies und jenes und unter andern war auch die Rede auf des Oberlieutenants Onkel gekommen, den dieser in sehr deutlichen und bestimmten Wünschen zur Hölle verdammte. Auch theilte Charlotte ihrem Geliebten den Brief eines Schauspielers mit, der früher mit ihr in einem Engagement gestanden war und sie in diesem Schreiben aufforderte, seine Gattin zu werden. Der Brief war in den Ausdrücken der glühendsten Leidenschaft abgefaßt und brachte den Oberlieutenant auf den Gedanken, daß der Verfasser desselben ein Narr sei. Der Graf hütete sich aber, diesen Gedanken seiner Geliebten gegenüber auszusprechen, indem er wohl wußte, daß es eine Dame nie zugeben würde, daß man einen Mann, der in sie verliebt ist, einen Narren schelte. Er machte nur kurz die Bemerkung, *Pottchen* möge sich trösten; hätte er nur seinen Onkel beerbt, so würde er Niemanden gestatten, sie zu heiraten, als sich selbst. Charlotte lächelte bei diesen Worten und glaubte daran, denn sie kannte den Oberlieutenant zu gut, um nicht zu wissen, daß er vollkommen der Mann darin war, ein bürgerliches Mädchen zu heiraten und wenn aus keinem andern Grunde, als um etwas Originelles zu thun.

III.

So vergingen vierzehn Tage — der Oberlieutenant amüsirte sich theils im Umgange mit Demoiselle *Charlotte Torrau*, theils im Umgange mit einigen gleichgestimmten Seelen.

Dies waren aber auch die letzten vierzehn Tage, welche der Oberlieutenant auf eine fröhliche Weise verleben sollte. Denn jetzt trug sich ein Vorfall zu, welcher den Grafen auf

Zeit seines Lebens traurig und nachdenklich machte, und welcher in seinen Folgen den Beweis lieferte, daß die Liebe des Grafen zur schönen Schauspielerin eine tiefer wurzelnde Neigung war, als er sich selbst vielleicht gestehen mochte.

Man höre was sich ereignete!

Eines Abends saß der Oberlieutenant ganz allein in seinem Zimmer, rauchte aus einer ungeheuren Meerscham-
pfeife Tabak und baute sich Luftschlösser, deren Grundlage das Ende seines alten Onkels war, nannte sich im Geiste voraus einen sehr glücklichen Mann und freute sich schon im Stillen des Mergers, den alle seine Freundinnen darüber empfinden mußten, wenn er eine Schauspielerin zu seiner Frau machte. Man sieht daraus, daß der Oberlieutenant mit Demoiselle Charlotte Torrau ganz ehrliche Absichten hatte.

Draußen aber herrschte ein gar stürmisches Wetter. Der Regen schloß in Strömen nieder, der Wind pffte abscheulich und dazwischen bligte es zuweilen grell und fabelhaft oder es murrte wie verhaltener Donner. — Der Rittmeister war schon seit gestern abwesend; er hatte eine Tante auf dem Lande besucht und wurde auf heute zurück erwartet, obwohl das stürmische Wetter seine Zurückkunft sehr zweifelhaft machte. Charlotte spielte am heutigen Abende im Haustheater des Bürgermeisters, obwohl der Oberlieutenant anfangs sehr dagegen protestirt hatte und dies um so mehr, als der Herr Bürgermeister so unartig gewesen war, ihn selbst zu der Vorstellung nicht einzuladen. Der Oberlieutenant würde gegen diese Gefälligkeit von Seite seiner Geliebten gewiß noch mehr protestirt haben, wenn er gewußt hätte, daß der Sohn des Bürgermeisters die Sache mit dem Haustheater arrangirt und die Einladung des Grafen hintertrieben hatte.

Und so saß unser Oberlieutenant sehr einsam, sehr

verlassen und sehr nachdenklich auf seinem Zimmer. Er hatte sich zwar für den heutigen Abend einige Freunde zum Whist geladen, aber das unfreundliche Wetter mochte sie vom Erscheinen abgehalten haben — eine Ursache, welche der Oberlieutenant um so sicherer gelten lassen mußte, als sie ihn selbst abhielt, das Haus zu verlassen und auswärts Unterhaltung zu suchen.

Der Oberlieutenant saß schon sehr lange — zwei Stunden vielleicht! Er hatte Alles gedacht, was er gerade zu denken hatte, und fing nachgerade an sich zu langweilen, als ein Bedienter des Hauses erschien, der ihm den Besuch eines Fremden meldete. Dies geschah gerade in dem Augenblicke, als der Oberlieutenant den Entschluß gefaßt hatte, einen großen Stehspiegel zu zertrümmern, um dadurch einen kleinen Hausspectakel und einen Bedientenauslauf zu erzielen. Als ihm aber der Fremde gemeldet wurde, stand er von der Ausführung seines Vorhabens ab und fragte den Bedienten nach dessen Namen. Der Bediente zuckte mit den Achseln und sah gerade aus wie ein Mensch, der das nicht weiß, um was er gefragt wird.

»Nun, sei es wie immer!« rief der Oberlieutenant, »ein Fremder ist am Ende doch besser, als gar Niemand — im Nothfalle werde ich Biquet oder Napoleon mit ihm spielen; laß ihn eintreten!«

Der Bediente verschwand und öffnete eine Secunde darauf dem Besuchenden die Thüre, welche in das Zimmer des Grafen führte. Dieser stand auf und trat ihm entgegen. Der Fremde verbeugte sich.

»Verzeihen Sie mir, Herr Graf!« nahm er das Wort, »wenn ich Sie in später Abendstunde belästige — aber mein Geschäft ist dringend und leidet keinen Aufschub!«

Der Graf dachte nichts anderes, als daß der Fremde damit enden würde, einen fälligen Wechsel aus der Tasche

zu ziehen und ihm denselben zu präsentiren. Wie ein großer Zeichendeuter, der aus der Physiognomie Wahrsagungen ertheilt, grübelte daher der Oberleutnant in den Mienen des Fremden, fand aber nichts darin, was seine Vermuthung rechtfertigen konnte. Es war ein bleiches, kaltes Gesicht, eingerahmt von einem Kranz buschiger, schwarzer Haare, die wellenartig um des Fremden Schultern lagen. In dem Auge dieses Mannes lag etwas Düsteres, Unheimliches — der Blick war stier, finster, fast drohend. Den Grafen beschlich ein unbehagliches Gefühl.

»Und womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?« fragte er, jede Bewegung des Fremden sorgsam bewachend.

»Mein Name ist Heinrich Elbing — mein Stand: Schauspieler!«

Der Graf verbeugte sich.

»Und Ihr Wunsch, wenn ich bitten darf?«

Der Fremde schien sich einen Augenblick lang zu besinnen, dann flog ein leichtes aber trübes Lächeln über seine Züge und er sagte:

»Mein Wunsch? — Kein anderer, als Sie kennen zu lernen!«

Dem Grafen war dieser Bescheid außerordentlich räthselhaft. Er warf einen Blick nach den Pistolen, welche ihm gegenüber an der Wand hingen, denn er fing an Verdacht zu schöpfen. Dann räusperte er sich, gleichsam als wollte er dem Fremden eine unangenehme Artigkeit sagen und erwiederte:

»Mich kennen zu lernen? Den Teufel auch! Da hätten Sie Ihre Zeit besser verwenden können, mein Herr!«

Der Fremde lächelte wieder, so leicht, so trübe, wie vorhin.

»Glauben Sie?« sagte er, »und doch, wenn ich Sie

mit meinen Verhältnissen näher bekannt gemacht habe, werden Sie einen solchen Wunsch sehr verzeihlich finden!«

Der Graf konnte noch immer nicht begreifen. Er dachte: »Der Bursche hat etwas gegen mich und meine Börse im Sinne und will mich nur sicher machen! Ich werde nun um so mehr auf meiner Hut sein!« Laut aber sagte er:

»Ich bin neugierig zu hören, mein Herr!«

Gleichzeitig nahm er seinen Sessel wieder ein und bedeutete dem Fremden, das Nämliche zu thun. Dieser setzte sich dem Grafen vis-à-vis und sagte:

»Zwei Worte erklären Ihnen mein Hiersein, Herr Graf. Ich bin der Mann, der um Charlotte Torrau's Hand geworben und Ihetwegen ausgeschlagen wurde!«

Es mußte eine böse Erinnerung sein, diese Erinnerung an Charlotte Torrau, denn des Fremden Angesicht wurde bei diesen Worten noch bleicher, noch düsterer. Er ließ im Gespräche eine kurze Pause eintreten und fuhr dann fort:

»Begreifen Sie nun, Herr Graf?«

Der Oberlieutenant hatte sich nun recht gut an den Brief, den ihm Charlotte gezeigt, und an den Namen des Schreibers erinnert. Er lächelte und sagte:

»Ich begreife. Sie sind gekommen, um sich mit mir zu schlagen?«

Elbing schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

»Sie haben mich nicht verstanden, Herr Graf! Mein Blut ist nicht so heiß, daß es meine Gedanken verwirren könnte. Ich weiß gar wohl, daß Sie, der hochgeborne Mann, sich nie hergeben würden, um mit einem armen Künstler den Degen zu kreuzen oder eine Kugel zu wechseln, und daß, wenn auch Ihre Gesinnung, doch das Gesetz nicht den Zweikampf gestattet. Ich bin nur gekommen, um den Mann

kennen zu lernen; der Charlotten's Liebe genießt, um ihn selbst entweder lieben oder hassen zu lernen!«

Diese letzten Worte waren mit so vieler Bitterkeit, mit einem so scharfen, schneidenden Accente gesprochen, daß es den Grafen fast etwas kalt überlief. Dabei war das starre, unheildrohende Auge des Schauspielers auf ihn gerichtet mit einem Ausdruck unterdrückter Wuth und glühender Erbitterung.

Der Oberlieutenant affectirte jetzt sehr viel Heiterkeit, als er entgegnete:

»Mein Herr! Das Leben ist seltsam und Weiberherzen sind wandelbar — darum muß man sich hüten, sein ganzes Glück in die Liebe einer Dame zu setzen. Halten Sie das so wie ich — heute hier, morgen da, oder wie die Studenten sagen: »Ubi bene, ibi patria!«

Der Graf lachte sehr stark, als er so sprach: er wollte sich durchaus in seine gewöhnliche Lustigkeit hineinlachen, welche er diesem sonderbaren Menschen gegenüber verloren hatte. Der Fremde aber lächelte bitter und entgegnete:

»Ach, ich bin noch ein Neuling in der Kunst des Lebens. Ich habe es noch nicht gelernt, falsch zu sein und Gefühle zu heucheln, die mir nicht eigen sind!«

»Sie haben aber auch noch nicht gelernt, Gefühle zu unterdrücken, die Ihr Dasein verbittern und zerstören müssen!« erwiderte der Graf, etwas verletzt durch die Worte des Schauspielers.

Der Fremde seufzte.

»Ich bin ein unglücklicher Mensch!« sagte er. »Meine Leidenschaften sind gewaltiger als die Kraft meines Geistes, durch welche ich sie zähmen könnte. O! und diese Liebe — sie wird mich tödten!«

Er ließ melancholisch das Haupt sinken und der Graf fing an Mitleid mit ihm zu haben. Wäre es jetzt in sei-

ner Macht gestanden, ich glaube, er hätte ihm Charlotte Torrau in die Arme geführt. Nach einer Weile fuhr der Fremde fort:

»Ich habe Sie gesehen, Herr Graf, ich habe Sie kennen gelernt, mein Wunsch ist erfüllt — werden Sie Charlotte glücklich machen?«

»Den Teufel auch!« erwiderte der Oberlieutenant, »mein Wille ist es wenigstens!«

»Wohl — Ich werde Sie verlassen, Herr Graf! Sie sind gewiß großmüthig genug, mir zu verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie beneide, aber niemals lieben werde!«

Der Graf schüttelte langsam mit dem Kopfe, dann lächelte er und sagte:

»Sie sind ein närrischer Mensch, Herr! Ich wollte nur, Charlotte wäre etwas weniger halbstarrig und nicht so versessen auf mich — bei dem Griffe meines Degens, ich weiß, wen sie mir lieben sollte! Was aber das Verlassen betrifft, werde ich Sie bitten, ein kleines Abendmahl mit mir einzunehmen: ich hoffe, Sie sind nicht so sehr mein Feind, um nicht Mitleid mit meiner Langeweile zu haben und mir nicht zu helfen, die Zeit tod zu schlagen! Es ist fürchterlich, wenn man Langeweile hat und allein ist!«

Elbing willigte gerne in die Einladung des Grafen und dieser bestellte eine reiche Abendtafel. Die beiden Männer sprachen während derselben über dies und jenes: der Oberlieutenant mit der ihm eigenthümlichen Weitschweifigkeit und Nonchalance, der Fremde mit einer gewissen Scheu und einem verschlossenen, schüchternen Wesen. Als die Tafel abgetragen war, schlug der Graf ein Spiel vor und ließ Karten bringen. Der Fremde meinte, er spiele schlecht, der Graf aber erwiderte ihm, wer kein Glück in der Liebe habe, habe immer Glück im Spiele. Der Graf wählte eines je-

ner einfachen, leicht zu lernenden, aber schwer zu vergessenden Hazardspiele, welche der Teufel zum Verderben der Menschen erfunden hat.

Und die beiden Männer spielten!

IV.

Durch die Fenster des Gemaches, welches der Oberlieutenant bewohnte, schaute das erste Sonnenlicht und erblickte die beiden Männer, welche sich immer noch gegenüber saßen und spielten. Zwei Kerzen brannten vor ihnen und vor dem Schauspieler lag eine Menge von Geldmünzen aufgespeichert. Der Offizier war im Verluste — das verkündeten die fieberhaft brennende Wange, das glühende Auge und die Schweißtropfen, welche ihm auf der Stirne standen. In seinem Gesichte lag ein gewisser peinlicher Ueberdruß ausgesprochen, der, wenn er die wahre Stimmung seiner Seele war, nur durch die Hoffnung das Verlorene wieder zu gewinnen, bewältigt werden konnte. Der Schauspieler war ruhig, fast heiter — nicht ein Funke von Aufregung schien ihn zu beherrschen und wenn er in seiner Unterredung mit dem Oberlieutenant behauptet hatte, er verstehe es nicht seine Leidenschaften zu bändigen, so konnte doch dieser Ausspruch nicht von seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung gelten, oder besser gesagt: das Spiel schien nicht seine Leidenschaft zu sein. — Im Gemache herrschte eine ziemliche Stille, nur unterbrochen von dem Ausrufe der Spieler, wenn sie eine Karte bezeichneten oder von den jeweiligen Flüchen des Oberlieutenants. Dieser hatte auch vielleicht nie mehr Ursache gehabt zum Fluchen als im gegenwärtigen Augenblicke, denn abgesehen davon, daß er

einem Spieler gegenüber saß, der so kalt und ruhig spielte, als ob er eine Maschine wäre, hatte er bereits seine ganze Baarschaft und einige hundert Ducaten auf Ehrenwort verloren. Der Rittmeister mußte schöne Augen machen, wenn er heute nach Hause kam und so bedeutende Spielschulden für seinen Freund zu zahlen hatte.

»Sie sind ein Teufelskerl,« sagte der Oberlieutenant, nachdem er eben wieder einen Satz von zwanzig Ducaten verloren hatte, und wischte sich mit seinem Taschentuche den Schweiß von der Stirne, »und ich will verdammt sein, wenn Sie nicht Bekanntschaften in der Hölle haben! Schlagen Sie herunter, fünfzig Ducaten auf das Aß von Caro!«

Der Schauspieler lächelte und schlug die Karten.

»Aß von Caro hat verloren, fünfzig Ducaten mehr!«

Und er schrieb die Zahl fünfzig mit Kreide auf den Tisch.

»Richtig, das möge der Satan aushalten!« rief der Oberlieutenant, »zählen Sie zusammen, mein Freund, ich will verflucht sein, wenn die Schuld nicht schon an 500 Ducaten ausmacht!«

Elbing zählte zusammen. Die Spielschuld des Grafen belief sich auf 530 Ducaten.

»Höllisch viel,« bemerkte dieser, der Rittmeister wird verdammt große Augen machen. »Wollen Sie halten, die fünfhundertdreißig Ducaten? Aß von Pique!«

Der Schauspieler nickte. Aß von Pique verlor. Der Graf sprang auf wie wüthend.

»Jetzt habe ich es genug!« rief er, »diese Aß bringen mich in das Verderben; sonst gewinne ich immer auf die Aß, heute aber scheint sie alle vier der Teufel zu reiten!«

Was der Oberlieutenant jetzt gesagt hatte, war eine grundfalsche Behauptung, denn er gewann niemals weder auf Aß noch auf andere Karten.

Der Graf schritt jetzt wohl eine Minute lang in seinem Gemache umher und schlug sich mehrmal mit der Faust vor die Stirne, er dachte an den Rittmeister und an dessen Erstaunen bei der fatalen Eröffnung, welche er ihm zu machen hatte. Ein Zweifel beschlich ihn — sein Freund könnte sich weigern, eine so große Summe auszusahlen und er hatte sein Ehrenwort verpfändet, ein kalter Schauer drängte sich in sein Blut bei diesem Gedanken.

Der Schauspieler war ruhig sitzen geblieben und hatte mit anscheinender Gleichgiltigkeit die Bewegungen des Grafen beobachtet. In seiner Seele aber tauchte ein riesiger Gedanke auf und mit trunkener Hast klammerte sich sein ganzes tiefinnerstes Sein an denselben. Sein Glück schien ihm heute zu lächeln — wohl, er wollte es in seinem ganzen Wesen fassen und auf die Gefahr hin, Alles zu verlieren, den Versuch wagen, Alles zu gewinnen. Und rasch, wie dieser Gedanke gekommen, bildete er ihn zum Entschluß aus.

»Herr Graf,« sagte er, »es wird Morgen, es ist Zeit, daß wir unser Spiel beenden. Sie schulden mir 1060 Ducaten auf Ehrenwort und zahlbar bei der Ankunft des Herrn Rittmeisters, Ihres sehr genauen Freundes!«

Der Schauspieler hätte den Moment nicht besser wählen können, um sein Vorhaben auszuführen und er schien wahrlich in der Seele des Oberlieutenants gelesen zu haben, dem diese Worte wie ein leiser Spott klangen, wie ein Aufmerksammachen darauf, daß der Rittmeister anstehen könnte, eine so bedeutende Schuld zu bezahlen.

»Wohl, ich weiß das,« erwiderte der Oberlieutenant und heftete sein Auge auf das Gesicht des Fremden. Es war starr, unbeweglich, gleichgiltig.

»Und Sie wollen nicht mehr spielen, Herr Graf?« fragte nun der Schauspieler mit einer gewissen unsicheren Stimme.

»Gut, kommen Sie,« entgegnete der Graf und trat wieder an den Tisch, »ich will die höllischen Gefinnungen dieser Karten auf die Probe stellen, Sie werden 1000 Ducaten halten! Schlagen Sie herunter! Pique-Bube?«

Der Schauspieler mußte die Worte des Grafen ganz deutlich gehört haben, aber er traf durchaus keine Anstalten, denselben Folge zu leisten. Er mischte die Karten und blickte vor sich hin. Der Graf fuhr fort:

»Nun Freund, wollen Sie nicht herunterschlagen?«

»Verzeihen Sie, mein Herr Graf,« erwiderte nun der Schauspieler, »wenn ich es nicht thue. Ich bin ein armer Künstler und habe hier eine Summe Geldes gewonnen, welche ich mir durch meine Kunst in langer Zeit nicht zu verdienen vermag. Warum soll ich das wankelmüthige Glück der Karten zu oft und zu unbescheiden versuchen? — Bis jetzt waren sie mir hold, sie können anfangen mir zu zürnen und was bleibt mir dann von allen dem, was ich gewonnen? Nichts als der quälende Vorwurf, daß ich es besessen und leichtsinnig wieder verschleudert habe! Und zu dem,« fuhr er fort und zuckte leicht mit den Achseln, »Sie spielen nur auf Ehrenwort mit mir!«

Der Graf zitterte vor Zorn beim Anhören dieser Worte aus dem Munde des Schauspielers. Dieser Mensch, den er so gütig behandelt, den er zur Abendtafel geladen, mit dem er umgegangen war wie mit seines Gleichen — dieser Mensch wagte es nun also mit ihm zu sprechen, ihn daran zu erinnern, daß er nichts mehr besitze, was noch von ihm zu gewinnen wäre und gleichsam an der Heiligkeit seines verpfändeten Ehrenwortes zu zweifeln. Wir wissen nicht, was der Graf in seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung Alles zu thun im Stande gewesen wäre, wenn ihn der Schauspieler in seinen Plänen und Absichten nicht unterbrochen hätte.

»Sie mögen mir verzeihen,« sagte er, »wenn ich also zu Ihnen gesprochen — es geschah deshalb, weil ich Ihnen einen Vorschlag zu machen habe, einen Vorschlag, der Sie vielleicht überraschen wird!«

Der Graf nickte mit dem Kopfe — ein Zeichen, daß der Schauspieler sprechen möge. Dieser fuhr fort:

»Herr Graf,« sagte er, »ich liebe das Gold, es ist der Gott des Lebens, es ist die Wünschelruthe für alle Schätze des Lebens, es ist der Zaubertalisman, dessen Besitz Glückseligkeit macht. Und es wird schwer erworben — sehr schwer! Aber ich weiß Etwas, das ich noch mehr liebe als das Gold, etwas, das mir mehr gilt als das Leben und alle Güter desselben, etwas, dessen Besitz allein die Ruhe und das Glück meines Daseins bedingt. Sollten Sie nicht errathen haben, was ich meine, Herr Graf? Ich meine Charlotte Torrau!«

»Charlotte Torrau,« murmelte der Oberlieutenant. »Was wollen Sie mit Charlotte?«

»Ich will Ihnen damit andeuten, daß Sie Charlotten's Liebe besitzen, wie ich Ihr Gold besitze, Herr Graf! Lassen Sie uns wagen — Sie wagen Charlotte Torrau, ich wage mein gewonnenes Gold! Wir spielen darum!«

Mit einem lauten »Ha!« fuhr der Graf zurück. Der Schauspieler fuhr fort:

»Bis jetzt sind Ihnen die Karten unglücklich gefallen, mir aber glücklich — vielleicht ist jetzt der Zeitpunkt erschienen, in welchem sich das Blatt wenden wird — immer kann man nicht unglücklich sein. Muth, Herr Graf, wagen Sie, und damit Sie sehen, daß ich kein Knauser bin, so wollen wir so spielen: Gewinne ich, so ist Charlotte mein und Sie sind der Schuld von 1060 Ducaten quitt; verliere ich, so erhalten Sie nebst Ihrem Ehrenworte auch das zu-

rück, was Sie an Baarem an mich verloren haben. Wagen Sie, Herr Graf. Es ist ein Zeichen von Seelengröße, Alles auf einen Wurf zu wagen!»

Der Graf war in peinlicher Versuchung — die Bedingungen, welche ihm der Schauspieler gestellt hatte, waren loßend, er selbst, was konnte er dabei verlieren? Nichts, denn am Ende hing ja die Entscheidung immer noch von Charlotten selbst ab, er gehörte so gut ihr, wie sie ihm und wenn er sie leichtsinnig auf eine Karte setzte, so konnte doch sie ihn als ihr Eigenthum reclamiren und der Schauspieler war betrogen. Und einen Menschen hinter das Licht zu führen, der so knauserig mit ihm gehandelt hatte, das erklärte der Oberlieutenant für eine Kriegslist, für ein ganz und gar erlaubtes Stratagem. Andererseits aber bedachte er, was Charlotte selbst zu dem Vorfall sagen würde, wenn sie ihn erführe und daß er ihr zu Ohren käme, war er sicher, besonders in dem Falle, wenn er verlieren sollte. Indessen beschloß er zu wagen. Er setzte sich.

»Ihr Vorschlag gefällt mir,« sagte er, »nur möchte ich Sie bitten, mir zu erklären, was für den Fall zu geschehen hat, daß ich verliere?«

»Sie erklären mir schriftlich, daß Sie Fräulein Charlotte Torrau an mich verspielt haben.«

Der Offizier nickte mit dem Kopfe. Der Schauspieler schlug die Karte herunter.

»Welche Karte?«

»Treffkönig!«

»Treffkönig — verloren! Charlotte ist mein! Man soll Damen nie an Könige wagen — man verliert immer dabei!«

Mit diesen Worten stand der Schauspieler auf und holte Athem aus tiefer Brust. Der Offizier aber saß wie zur Bildsäule geworden und starrte immerfort den Treffkönig an,

der vor ihm auf dem Tische lag und besonders angenehm zu lächeln schien.

Nach einer Weile fühlte er sich von rückwärts auf die Schulter geklopft. Wie aus bösen Träumen fuhr er auf und erblickte den Schauspieler mit freudeglühendem Auge, der ihn in kurzen Worten um die versprochene schriftliche Erklärung bat.

Dieser verließ mit derselben das Haus und der Oberlieutenant warf sich in ein Fauteuil und schloß einen kurzen unruhigen Schlummer.

Am Abende dieses Tages wurde ihm folgendes Schreiben von Charlottens Hand zugestellt:

»Guer Hochgeboren!«

»Daß Sie aufgehört haben mich zu lieben, hätte ich Ihnen verzeihen können, daß Sie mich aber als eine Waare betrachten, welche man verkaufen oder verspielen kann, ist eine Beleidigung, die ich rächen würde, wenn ich ein Mann wäre. Als eine schwache Frau aber kann ich meinem Rachegefühl nur dadurch Luft machen, indem ich Ihnen sage, daß ich Sie verachte.

»Versuchen Sie es niemals mehr, sich mir zu nahen. Sie würden sich einer Behandlung aussetzen, welche Sie, so unangenehm sie auch wäre, dulden müßten, weil sie Ihnen von einem Mädchen widerfahren.

»Charlotte Torrau.«

Als der Graf diesen Brief zu Ende gelesen, war sein Erstes, daß er vom Sessel aufsprang und eine lange Reihe schön geordneter Glückwörter ausstieß, dann befahl er sei-

nem Diener, seine Uniform auszubürsten und die Knöpfe daran zu pugen; er beschloß, Demoiselle Charlotte trotz ihrer Warnung einen Besuch abzustatten. Die Ueberlegung einiger Augenblicke brachte ihn indeß von diesem Vorhaben ab, denn er sah ein, daß er sich durch einen solchen Schritt nur selbst compromittiren würde, indem er Charlotten doch nie mehr sich selbst zueignen durfte. Sein Betragen zu entschuldigen war unnütze Mühe, denn eine Untreue können Damen verzeihen, aber eine Verletzung der Galanterie, einen Verstoß gegen die Achtung, welche man ihnen schuldig ist, verzeihen Sie niemals.

Als der Graf zu der Ueberzeugung gekommen, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nichts anzufangen wäre als zu schweigen und es der Zeit und dem Geschieße zu überlassen, seine Uebereilung und seine Thorheit wieder gut zu machen, gab er seinem Bedienten den Befehl, seine Uniform wieder in den Kasten zu hängen und alles zusammenzupacken, indem er in einigen Tagen reisen werde.

Als jedoch der Rittmeister wieder zurückkam, so wußte er den Oberlieutenant zu bewegen, noch acht Tage sein Gast zu bleiben. Er würde es nicht gethan haben, hätte er die Ereignisse voraussehen können, welche diese acht Tage in ihrem Schooße bargen.

V.

Am Morgen des zweiten Tages nach diesem Vorfalle saß der Schauspieldirector von S... in seinem Zimmer und war im Begriffe, die Rollen für die »Räuber auf Maria Culm« auszutheilen, welches rührende Ritterschauspiel in den nächsten Tagen gegeben werden sollte. Der Director war

in einen verschoffenen Schlafrock von Seidenbrocat gehüllt und hatte ein Gesicht, das wie beschriebenes Pergament aussah. Kummer, Sorgen, Nachdenken und wie all jene Dinge heißen, welche ein Gesicht runzelig machen und den Menschen früh zum Altern bringen, sprachen sich in den Mienen des Directors aus. Hinter seinem rechten Ohre steck eine Feder und an dem Zeigefinger seiner linken Hand prunkte ein massiver Siegelring von Gold — vielleicht falschem Gold. Aber er gab Ansehen und das war genug, denn man soll nicht glauben, wie vornehm und wichtig ein massiver Goldsiegelring zu kleiden vermag. Der Schauspieldirector von S... hielt in diesem Augenblicke folgendes Selbstgespräch:

»Ich bin wahrlich ein unglücklicher Mann! Große Gagen — kleiner Theaterbesuch — unzufriedenes Publicum — wenn ich nur wüßte, was ich mit dieser Rolle machen sollte? Dem Fillini kann ich sie nicht geben, der macht aus jedem Helden einen Spitzbuben und aus jedem Spitzbuben einen servilen Zeitungsredacteur oder Theatersecretär. Und der Bruno will besonders ordentlich dargestellt werden. Ich muß die Rolle rein für mich behalten — ach, diese Gagen, es ist horrend, erste Liebhaberin 80 Thaler, erster Liebhaber 60 Thaler, dem ersten Vater und seinen Intriguanten zusammen 57 Thaler 8 Groschen — es ist entsetzlich und jetzt will man auch noch eine Oper, als ob die Primadonnen aus dem Ärmel zu schütteln wären! Es ist nicht zum Aufkommen. Ach, da hab' ich die Berta — wer mir nur die Berta spielen wird? Die Torrau ist jeden Abend krank, hat Migräne und die Werner ist zu alt, man will keine alte Frau als erste Liebhaberin sehen und wenn sie noch so brav spielt. Hier würde man sogar die Rachel auspfeifen. — Am Ende komme ich in die Lage, auch

die Rollen der ersten Liebhaberin selbst zu spielen! Verdammmt!»

Wir wissen nicht, wie lange diese schöne Selbstunterredung des Herrn Directors noch gedauert hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke der Theaterdiener eingetreten wäre, um einen Herrn zu melden. Wenn man, wie das Sprichwort sagt, von dem Costüme und dem Benehmen eines Bedienten auf die Verhältnisse seines Herrn zu schließen berechtigt ist, so befand sich das Theater und dessen Director in S... gewiß nicht in den glänzendsten Umständen. Es war eine alte abgebleichte Figur mit grauem Haar und struppigem Bart, trüben Augen und schmutzig gekleidet. Er trug, obwohl man gegenwärtig im Monat Juli stand, einen blauen, sehr abgeschmact und unmodern gefertigten Bournuß, weiße Hosen und bedeutend zerrissene Stiefel. Wegen dieser Stiefel wurde der Theaterdiener in Geisterrollen verwendet, weil er darin so leise aufzutreten vermochte, daß es ihm unmöglich war, seinen eigenen Schritt zu hören. In seinem Benehmen gegen den Director lag etwas Keckes, Herausforderndes und Absprechendes, was sich nur jene Herrn von ihren Bedienten gefallen lassen, welche denselben ihren Lohn nicht zu bezahlen vermögen oder in die verfluchte Lage kommen, von denselben Geld auszuborgen.

Der Director ließ einige Secunden vergehen, ehe er die Meldung des Theaterdieners berücksichtigte. Dieser lehnte sich indessen sehr vornehm an einen Kleiderkasten, schlug die Arme übereinander und fing an, leise zu pfeifen.

»Und was ist der Herr?« sagte endlich der Director, durch diese Frage die angenehme Unterhaltung des Theaterdieners unterbrechend.

»Ein Künstler, sagt er,« erwiderte der Gefragte.

»Ein Bettler vermuthlich,« bemerkte der Director barsch.

»Das hieße so viel als ein Dummkopf, denn nur Narren und Unwissende können in unser Haus betteln kommen!«

»Lucas!«

»Nun?«

»Ich meine, es würde dir gar nicht schaden, wenn du in deinen Aeußerungen etwas weniger keck sein würdest!«

Der Theaterdiener ließ ein so höhnisches Lächeln auf seine Züge treten, daß ihn selbst Mephisto darum beneidet haben würde. Dies Lächeln ließ ahnen, daß Lucas ein vorzügliches Talent haben mußte, jene Bedienten zu spielen, welche ihre eigenen Herrn foppen. Nachdem Lucas auf diese erbauliche Art seinen Gefühlen Lust gemacht hatte, geruhte er folgendermaßen zu sprechen:

»Und was soll ich dem Künstler sagen?«

»Daß wir kein Geld in der Cassa, große Auslagen und wenige Einnahmen haben und daß es uns leid sei, im gegenwärtigen Augenblicke für einen Kunstgenossen nichts thun zu können.«

»Das würde ich ihm allerdings gesagt haben, wenn er ein Bettler wäre, aber er ist ein Mann, der sich auf Gastrollen meldet!«

»Gastrollen? das ist auch so viel wie Bettelei!« sagte der Director, »ich habe an meinen eigenen Mitgliedern zu viel!«

»Er bringt Empfehlungsbriefe von W...«

»Was geht mich W... an? Wenn man mich überhaupt nur mit Empfehlungsbriefen verschonen wollte! Ich schreibe ja auch niemals Empfehlungsbriefe!«

»Aber vorgelassen muß er doch werden!« bemerkte Lucas, mehr trozig, als einem Herrn an seinem Diener angenehm sein konnte. Der Director schien aber dies gar nicht zu beachten, denn er blätterte in den vor ihm liegen-

den Papieren und warf nur leicht ein »Warum?« hin. Der Theaterdiener fuhr gewaltig auf. Mit dem rauhen Accente eines Menschen, der so eben eine Ohrfeige bekommen, erwiderte er:

»Warum? Ich weiß nur nicht, wie Sie so albern fragen können? Man sieht doch, daß aus Ihnen nie etwas Rechtes werden wird und daß es eine Entwürdigung seiner selbst ist, wenn man länger in Ihren Diensten steht! Warum? Warum? des Anstandes halber muß er vorgelassen werden, damit er nicht an andern Orten unsere Direction herabsetze. Warum? Es ist entsetzlich, wie mancher Mensch beschränkt ist!«

Nachdem Herr Lucas also gesprochen, näherte er sich der Thüre und entfernte sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit; dadurch entging er der Unannehmlichkeit, einem ihm nachgeschleuderten Wasserglase ausweichen zu müssen, welches der erhobte Director dazu bestimmt hatte, am Kopfe des Theaterdieners zu zerschellen.

Der Director hatte noch nicht Zeit gefunden, sich in die gehörige Contenance zu setzen, als schon die Thüre aufging und der angekündigte Künstler eintrat. Er war ein schlank gewachsener junger Mann mit einem leidenschaftlichen Auge und blassen leidenden Zügen. Frau Ida Hahn würde entzückt gewesen sein, diesem jungen Menschen zu begegnen. Er verbeugte sich leicht vor dem Director und übergab ihm ein Schreiben, welches derselbe mit großer Aufmerksamkeit zu lesen begann.

»Also, Sie heißen Heinrich Elbing und wünschen hier Gastrollen zu geben?« sagte der Director, indem er den Brief wieder zusammenfaltete und auf den Tisch hinlegte.

»Zu dienen,« erwiderte der Künstler.

»Erste Helden und Salonliebhaber, das heißt ich meine

junge Grafen und Marquise, welche ihrer Gefühle wegen sehr unglücklich sind und hübschen Bürgermädchen die Cour machen?»

»Ja wohl und ich schmeichle mir, besonders die jungen Herrn gut zu spielen, welche ihrer Gefühle wegen sehr unglücklich sind.«

»Gut — recht gut! Sie beabsichtigen eine blonde Perrücke zu tragen, wenn Sie in solchen Rollen auftreten?«

»Um Vergebung,« erwiderte Elbing, leicht lächelnd, »aber ich glaube, mein eigenes Haar ist zu schön, als daß ich es unter einer Perrücke verbergen sollte!«

»So — so, meinen Sie? — Aber Sie pflegen doch gewisse Blicke in das Publicum zu werfen, welche von den Damen begierig aufgefangen werden, und jenes feine, schmachtende Benehmen zur Schau zu tragen, das einen so großen Eindruck auf weibliche Gemüther macht? Hahaha! O ich weiß, wie man gefällt!«

»Von allen dem hab' ich nichts gelernt,« antwortete Elbing stolz, »ich habe nur gelernt meine Rolle studieren und in ihren Geist dringen!«

»Richtig, sehr richtig, Sie sind also das, was man in der modernen Kritik einen Künstler durch Natur nennt — nicht ein Künstler durch Kunst?«

»Ich weiß nicht, was das sagen will,« antwortete Elbing, »aber aufrichtig gesagt, ich habe mich nie viel um die Kritik und deren Ausdrücke bekümmert; ich halte sie für das tödtende Element in der Kunst!«

Der Director machte sehr große Augen, dergleichen Behauptung fand er kühn und anmaßend, er selbst aber war nie kühn und anmaßend gewesen. Er blickte den Schauspieler mit jener vollen Bewunderung an, welche ein Mensch dem andern niemals versagt, wenn dieser seine eigenen Wege

geht und aus seinen Gesinnungen kein Geheimniß macht. Er sagte:

»Sie scheinen mir ein tüchtiger Geist zu sein und wenn ich etwas bedaure, so ist es nur das Eine, daß mir meine Verhältnisse nicht gestatten, Ihrem Wunsche nachzukommen und Ihnen Beschäftigung zu geben. Sie kennen unser Publicum nicht. Die ersten Novitäten läßt es spurlos vorübergehen, es ist ein Publicum ohne allen Geist, ohne allen Geschmack, welches bei Lustspielen sich langweilt und bei schönen Trauerspielen vor Lachen plagen möchte!«

»Es ist, wie eben jedes Publicum ist!« antwortete der Schauspieler und zuckte mit den Achseln; — »indessen kann ich Ihnen sagen, daß meine Bedingungen äußerst bescheiden sind!«

»Unmöglich! Für diesen Fall ist es mir wirklich ganz und gar unmöglich — meine Cassé ist so zerrüttet —«

»Ich spiele aber ohne Honorar, mein Herr Director, und behalte mir nur das Recht vor, die Rollen zu wählen, in denen ich auftreten will!«

Die Verwunderung des Theaterdirectors ging nun in Enthusiasmus über und mit einer Rührung, welche einer Ver söhnungsscene entwendet zu sein schien, sagte er, die Hand des Schauspielers ergreifend:

»Herr, Sie sind ein großer Künstler!«

VI.

Einige Tage nach dieser Unterredung prangten eines Morgens an allen Gassen- und Straßenecken von S. riesig große Anschlagzettel, welche für den heutigen Abend eine außerordentliche Vorstellung versprachen. Alle Leute, welche

des Weges gingen, blieben stehen und lasen den großen Theaterzettel. Dieser Zettel verkündete mit Riesenlettern das Gastspiel des Herrn Heinrich Elbing, des berühmten deutschen Künstlers, und um den Lesern dieser Ankündigung einen kleinen Begriff von der Berühmtheit des großen deutschen Künstlers zu machen, war ein äußerst baussbäckiger Engel auf dem Zettel angebracht, welcher sich sehr anzustrengen schien, in eine Posaune zu stoßen. Weiters verkündete dieser Zettel, daß Herr Heinrich Elbing heute sein Gastspiel beginnen werde und zwar als Othello im gleichnamigen Trauerspiele von William Shakespeare. Nun folgte der eigentliche Theaterzettel: »Othello, der Mohr von Venedig« oder »Liebe, Rache, Eifersucht und Reue,« großes, romantisches Volksschauspiel mit Tableaux und Tänzen u. s. w. Der Director gab bei dieser Vorstellung den alten Dogen, Herr Fillini den Iago, Fräulein Torrau die Desdemona und Madame Werner die Jofe der Desdemona. Die Rollen waren somit in besten Händen und man versprach sich allenthalben den genussreichsten Abend. Auch hatte es der Director keineswegs gespart, dem Publicum von S... einige besonders rührende Worte an das Herz zu legen, welche in Form einer Einladung zu der heutigen Vorstellung auf den Zettel gedruckt waren und sehr viel von den Aufopferungen sprachen, welche es den Director gekostet hatte, diesen berühmten Künstler zu einem Gastspiele zu gewinnen.

Den ganzen Tag über wurde in S... von nichts als von der heute stattfindenden Theatervorstellung gesprochen — alle Gemüther waren in Gährung. Alles nahm sich vor, den Othello zu sehen, der so eifersüchtig war und seine unschuldige Frau erstach, — gänzlich im Contraste mit den Ehemännern unserer Zeit, welche aufhören eifersüchtig zu sein, sobald sie angefangen haben, verheirathet

zu sein. Auch im Hause des Rittmeisters war die Rede von dem heutigen Theaterabende; Friederick behauptete, sie müsse dieses Trauerspiel sehen und wenn sie in das Theater friechen müsse. Der Rittmeister, der vor mehreren Jahren einen Professor hatte davon sprechen hören, erklärte es für das beste Werk Shakespeare's und der Oberlieutenant schnitt außerordentlich grimmige Gesichter und sagte, jene Komödie sei eine langweilige Arbeit. Nun entspann sich eine äußerst lebhafte Debatte zwischen Friederick und dem Oberlieutenant, welche damit endete, daß Friederick den Grafen einen abscheulichen Menschen nannte und den Grafen zur Erklärung bestimmte, daß die Damen alle zu viel in Büchern lesen. Indessen hatte Friederick den Oberlieutenant doch so in die Enge getrieben, daß er endlich das Versprechen gab, das heutige Schauspiel zu besuchen, ein Versprechen, welches ihm um so weniger schwer fiel, als es den guten Oberlieutenant innerlich gewaltig drängte, seine geliebte, verlassene und verrathene Charlotte einmal wieder zu sehen. Nur, wie er den Anblick seines Feindes, des kalten Räubers seines Glückes, des höhnischen Versuchers ertragen würde — das wußte der Graf noch nicht.

Am Abende dieses Tages, eine Viertelstunde vor dem Beginne der Vorstellung meldete der Secretär dem Director, »daß das Haus in allen seinen Räumen überfüllt sei.« Es gibt nichts, was ein Theaterdirector lieber hört, was ihn angenehmer überrascht, als diese einfachen Worte. Als daher der Secretär seinem Director diese liebliche Meldung gethan hatte, so trat auch augenblicklich ein besonders freundlicher Ausdruck von Zufriedenheit auf das pergamentfarbige Gesicht dieses Herrn. Wissend aber, daß Untergebene jederzeit die gute Laune eines Vorgesetzten benützen und in solchen Momenten glücklicher Stimmung ihre Bitten anbringen, zu-

gleich auch befürchtend, der Secretär möchte diesen gegenwärtigen Augenblick wählen, um seine rückständige Gage oder einen Vorschuß u. dgl. zu fordern, verwandelte der Herr Director sein freundliches Gesicht augenblicklich in ein bitterböses und fing an sehr bedenklich mit den Achseln zu zucken.

»Also doch gefüllt? Es ist gut und ich habe es vonnöthen, Donnerwetter, Secretär, was glauben Sie, wie viel ich im Rückstande bin? Sie können es mir gar nicht glauben, 248 Thaler, 14 Groschen und 2 Pfennige, und das ohne die Gagen! — Also glauben Sie, daß unser Künstler doch einige Häusermachen wird! Sehen Sie ihn an — ein schmucker Mohr, ein prächtiger Kerl, voll Geist!«

Der Theaterdirector wies bei diesen Worten nach Heinrich Elbing, der unfern von ihm hinter den Couliissen auf und nieder schritt und das Zeichen zum Auftreten erwartete.

»Ich denke, er wird einige Häuser machen,« erwiderte der Secretär, »und wenn er heute gefällt, so will ich mein Ehrenwort verpfänden, daß er Ihnen von unendlichem Nutzen sein wird!«

Der Schauspieldirector zu S... war ein zu alter, erfahrener Practicus, um auf das Ehrenwort eines Theatersecretärs etwas zu geben; er wußte, daß ein Theatersecretär gar kein Ehrenwort hat, und daß er jedesmal, so oft er sein Ehrenwort gibt, nur einen schlechten Witz macht. Indes schien doch diesmal die Wahrscheinlichkeit für die Behauptung des Secretärs zu sprechen und der Theaterdirector war damit vollkommen zufrieden. Er klopfte den Secretär sehr liebevoll auf die Achsel, nannte ihn seinen besten Freund und versprach seiner jederzeit zu gedenken — eine Scene, welche sich um so rührender gestaltete, als der Director in

das Costüme eines Dogen von Venedig gehüllt und einen sehr ehrwürdigen, aber sehr falschen Bart trug.

Eben hatte der Theaterdirector seine schöne Rede an den Secretär vollendet, als ein donnerndes Bravorufen und ein stürmisches Händegeklatsche laut wurde — das Publicum hatte Herrn Heinrich Elbing empfangen, der auf die Bühne gekommen war. Der Director ließ nun den Secretär stehen und eilte nach vorwärts, um sein Spiel in der Nähe zu sehen und beurtheilen zu können.

Der Fremde war wirklich ein ausgezeichneteter Schauspieler. Schon in der ersten Scene riß er zu einer wahren Begeisterung hin und fast jedes seiner Worte wurde mit einem anhaltenden Beifallssturme begrüßt. Der Director zitterte, etwas weniger laute Bewunderung wäre ihm um Vieles lieber gewesen, denn er fürchtete, der Fremde würde nun stolz werden und wenn ein Schauspieler einmal angefangen stolz zu werden und sich selbst groß zu fühlen, so ist dies eben nicht sehr vortheilhaft für die Cassen jener Theaterdirectoren, welche er auf seiner Kunstreise beehrt.

Indessen mußte sich doch auch unser Director gestehen, daß Heinrich Elbing ein tüchtig gebildeter Künstler sei; und mit einer Resignation, welche dem Kleide, das er gegenwärtig trug, alle Ehre machte, beschloß er nöthigenfalls ihm ein mäßiges Honorar zu bewilligen.

Während unser Heinrich Elbing stürmisch empfangen worden war und mit jedem Worte, jeder Bewegung sich neuen Beifall errang, saß Demoiselle Charlotte Torrau in der Damen-Garderobe und weinte vor Born, Verdruß und Aerger. Seit dem Tage, an welchem der Oberlieutenant ihr das Schrecklichste angethan, was ein Mann einer Dame anzuthun im Stande ist, war sie nicht mehr heiter gewesen und nur mit vieler Mühe war es dem Director gelungen, sie zu bewegen, seinen Vorstellungen, Bitten, Ermahnungen

und Drohungen Gehör zu geben und in der Rolle der Desdemona aufzutreten. Wenn man bedenkt, daß das Mädchen diesen Heinrich Elbing bitter haßte, so muß man gestehen, daß die Selbstüberwindung Charlotten's wirklich außerordentlich war, indem sie sich herbeiliess in einem Schauspiele als Desdemona aufzutreten, in welchem Elbing den Othello spielte. Jetzt aber bereute sie es, ihr Wort gegeben zu haben und dies um so mehr, als sie wußte, daß der Oberlieutenant mit dem Rittmeister und dessen Schwester anwesend war. Aber schon war es zu spät, zurückzutreten und sie beschloß daher, — freilich ein Entschluß, der unter Thränen gefaßt wurde — muthig auszuhalten bis an das Ende. Einige Augenblicke später wurde sie in die offene Scene gerufen.

Auch Charlotte wurde mit einem stürmischen Jubel empfangen; sie war, wie wir bereits erwähnt haben, schön, seit Langem der Liebling des Theaterpublicums in S... und man versprach sich von dem talentvollen Mädchen eine ausgezeichnete Leistung für den heutigen Abend. Charlotte sah aber heute besonders lieblich aus, in Gang, Haltung und Geberde lag etwas Befangenes, das an ihr nie sonst zu bemerken war, und somit als Folge ihres Studiums erschien — ihr Auge war wie vom Weinen geröthet, ihr Haar lag aufgelöst um den blendend weißen Nacken, die Wangen waren bleich, als ob sie der Schmerz mit seinem verfärbenden Hauche angeweht hätte. Eine gewisse leidenschaftliche Resignation, eine feierliche Wehmuth lag wie ein rührender Schleier um ihre Erscheinung. Es war eher Shakespeare's Julie, die jetzt erschienen war. Das Publicum aber ist nicht so streng in seiner Beurtheilung, dem Publicum gegenüber gilt Schönheit mehr als alle Kunstvorzüge und Charlotte war heute wirklich so herr-

lich schön, daß der Applaus gar nimmer enden zu wollen schien.

Gleich bei ihrem Auftreten hatte Charlotte einen Blick nach der Loge geworfen, in welcher der Oberlieutenant sich befand. Er lehnte die Arme gekreuzt an einer Säule und schien sehr nachdenkend. Seine Hand bewegte sich nicht, sein Mund ließ kein Wort der Ermunterung und des Beifalls ertönen, wie es doch immer sonst seine Sitte gewesen, aber über sein Antlitz schienen schwarze Schatten zu jagen, vielleicht die Schatten seiner düsteren Gedanken. Der lustige Offizier schien alle Lustigkeit verloren zu haben und ein trüber Frost schien in sein Leben gekommen zu sein. Als Charlotte seinem Auge begegnete, stieß sie unwillkürlich einen tiefen Seufzer aus, denn das Mädchen fühlte nur zu sehr, wie viel sie an der Liebe dieses Mannes verloren hatte.

Indessen nahm das Schauspiel seinen Verlauf mit immer mehr sich steigendem Jubel. Othello, Desdemona, der Doge und Iago wurden unzählige Male gerufen und es gab Leute, welche behaupteten, nie in ihrem Leben hätten sie den »Othello« so naturwahr aufführen sehen. So nahte die große Scene des 5. Actes, in welcher Othello den bekannten schönen Monolog spricht, welcher der Ermordung seiner Geliebten vorausgeht. Alles war gespannt und als jetzt Othello auftrat und seine Blicke nach dem Bette warf, in welchem Desdemona ruhig schlummerte, herrschte eine tiefe feierliche Stille unter dem Publicum.

Othello trat vor und sprach den berühmten Monolog — nun zog er seinen Degen und nahte sich dem Lager seiner Gattin. Jetzt schien er zu stoßen — über Aller Rücken lief es kalt — da tönte ein greller herz- und ohrzerreißender Schrei durch die Menge. Einen Augenblick später sah man Desdemona, welche von ihrem Lager entsetzt aufgesprungen war, vorwärts wanken und in der Mitte der

Bühne ohnmächtig niedersinken. Ein Blutstrom quoll aus einer Wunde an der Brust und befleckte das weiße Kleid, welches sie trug und den Platz, auf den sie niedergesunken war. Der verrätherische Mohr hatte den Degen von sich geschleudert und stand, ein teuflisches Lächeln auf den Zügen und mit verschränkten Armen vor seinem todtgetroffenen Opfer. Einen Augenblick später war er verschwunden.

Man kann sich die heillose Verwirrung denken, welche jetzt entstand. Das Publicum lärmte und schrie — Einige hatten sich vom Parterre aus auf die Bühne geschwungen, um der verwundeten Charlotte beizustehen und Hilfe zu leisten, Andere drängten dem Ausgange zu, um von rückwärts auf die Bühne zu kommen, wieder Andere fürchteten neues Unheil und suchten das Theatergebäude zu verlassen, und durch dies Drängen und Stoßen hindurch ließen sich nimmer ruhende Stimmen vernehmen, welche die Festhaltung des Mörders verlangten. Man schimpfte über die schlechten Anstalten, über den Theaterdirector und die Sicherheitswache. — Kurz, es war ein gräßliches Schauspiel, bei dem man nicht mehr wußte, wer Schauspieler, wer Zuschauer war.

Den Bemühungen des Oberlieutenants, welcher einer der Ersten gewesen war, die sich auf die Bühne gedrängt, gelang es endlich, Charlotten in das dem Theater zunächst liegende Wohngebäude eines Magistratsbeamten zu bringen, dessen Bekanntschaft er während seines Aufenthaltes in S... gemacht hatte.

Mit fürchterlichem Geschrei aber folgte das Volk dem Zuge und stellte sich, als Charlotte in das Haus gebracht worden war, an das Thor desselben, um den Ausgang des Ereignisses hier abzuwarten.

Bei Charlotte kam jedoch alle Hilfe zu spät. Eine Stunde nach dem unglücklichen Ereignisse war sie todt. In

rührenden Worten hatte sie Abschied von dem Grafen genommen, der sich als den Urheber ihres Todes anlagte und die ersten Thränen vergoß, deren er sich in seinem Leben erinnern konnte.

Der Oberlieutenant blieb nur so lange in S... bis der Leichnam des unglücklichen Mädchens zur Erde bestattet worden war — dann verließ er den Rittmeister und dessen Schwester und zog wieder in seine Garnison. Von diesem Augenblicke an war die Lustigkeit des Offiziers und seine heitere Lebensanschauung für immer verloren. Selbst in späteren Jahren, als sein alter Onkel wirklich gestorben und er der Erbe seines großartigen Vermögens geworden war, blieb er ernst, verschlossen und schweigsam. Vielleicht mag es einer schönen Dame vorbehalten sein, den bösen Geist zu bannen, welcher das Leben des Oberlieutenants, der noch immer Militärdienste thut, beherrscht. Schöne Frauen vermögen ja so Vieles!

Das unselige Ereigniß in S... hatte zur traurigen Folge, daß kein Mensch mehr das Theater daselbst besuchte und der Director somit gezwungen war, abzudanken. Nachdem die Untersuchung hinsichtlich des Mordes von Charlotte Torrau geschlossen war und der Director von Seite der Gerichte die Erlaubniß erhalten, hinzugehen, wohin es ihm beliebte, soll er in Begleitung seines gehorsamen Dieners Lucas auf Kunstreisen gegangen sein, von denen er noch immer nicht zurückgekehrt zu sein scheint.

Heinrich Elbing aber war und blieb verschwunden. Im ersten Gedränge war es ihm gelungen, zu entkommen und der Himmel mag wissen, was aus ihm geworden ist.

Gedicht von Oscar v. Redwitz.

Waldromanze.



Es ritt zum grünen Wald hinaus
 Ein Ritter stolz und fein;
 Da lehnt holdminnig unter'm Haus
 Des Försters Töchterlein.

„Willkomm, du süßes Kind, willkomm!
 Du zartes, schlankes Reh!
 Dein seidnes Haar, dein Auglein fromm,
 Macht längst das Herz mir weh.“

„Ach hoher Herr, erschreckt mich nicht!
 Ich bin ein schüchtern Kind;
 So friedensreich, so arm und schlicht
 Wie Waldesblumen sind.“

Vom Finger er ein Ringlein zieht,
 Er hat ihr's angethan —
 Das Mägdlein in die Blumen kniet,
 Und sieht ihn fragend an.

„Du Waldes-Blum', vertrau' mir nur
Wie Thau und Sonnenschein!
Und sollt' ich brechen je den Schwur,
Soll Gott mein Rächer sein!“

Da flüstert traurig Blum' und Schleh,
Das Bächlein rieselt drein:
„Ade arm Schwesterlein, ade!
Gott wird sein Rächer sein!“

Gedicht von Ad. Hirschberg.

Der Traum der Bettlerin.

Der Winter webt das Todtenkleid
Der sterbenden Natur,
Und schmücket mit Krystallgeschmeid
Die blüthenleere Flur.

Und als Ersatz für Frühlingslust
Und duft'gen Blumenkranz
Reiht Perlen er an ihre Brust
Und hellen Demantglanz.

Doch ach! nicht weckt die starre Pracht
Natur vom süßen Traum;
Ihr Herz, das nur dem Frühling lacht,
Hat für nichts andres Raum.

Der Liebe ist sie ja verwandt,
Die, kalt für äußern Werth,
Nur durch das Herz, das sie verstand,
Geschmückt wird und verklärt.

Die, wenn den Herzensfrühling ihr
Der Sturm der Zeit verweht,
Nicht angelockt durch eitle Zier,
Still trauernd schlafen geht.

So ward zur Leiche die Natur
Durch Frühlingsliebesschmerz,
Und jene Flitter hängen nur
Um ein gebrochenes Herz.

D'rum weht so eisig kalt die Luft
Um Ager, Feld und Hain;
Wie Schauer einer Todtengruft
Durchrüttelt's Mark und Bein.

Es friert der Schnee, der niederfloßt
Und starrt krySTALLenhell,
Und in der Erde Adern stoßt
Ihr strömend Blut: der Quell.

Und um dem Froste zu entflieh'n
Gilt Jeder und hüllt sich ein;
Nur eine kranke Bettlerin
Sitzt dort auf nacktem Stein.

Mit ihrem spärlichen Gewand
Hält sie ihr Söhnlein warm
Und schlingt ums Kind — als Liebesband —
Den treuen Mutterarm.

So sitzt sie viele Stunden lang
Vergebens dort am Thor;
Kein Mensch, den ihres Glends Drang
Zum Mitgefühl beschwor.

Wohl Viele wandeln ein und aus ;
 Doch zieh'n sie schweigsam fort
 Und es verhallt im Sturmgebraus
 Des Weibes flehend Wort.

Sie weiß sich nimmer Trost und Rath ,
 Des Hungers Qual ist hart !
 Sie bebt und wanket todesmatt
 Im Innersten erstarrt.

Es sinkt ihr müdes Haupt herab
 Bis auf den kalten Stein ,
 Der mehr Trost als die Welt ihr gab ;
 Denn — auf ihm schläft sie ein. —

Der milde Schlaf ! Er bettet sie
 Auf weichem Eiderflaum ,
 Und einer andern Welt Magie
 Rollt vor ihr auf — der Traum. —

Sie ist die Bettlerin nicht mehr ,
 Verschwunden Stein und Thor ;
 Zu hohem Glanz hob sie der Herr ,
 Zu Rang und Macht empor.

Sie wohnt in reichgeschmücktem Saal ,
 Es rauscht ihr seiden Kleid
 Und durch die Locken glänzt ein Strahl
 Von blitzendem Geschmeid.

Wie ist ihr da so wunderbar ,
 So seltsam nur zu Muth !
 Sie blickt erstaunt herum um sich :
 „All' dies mein eignes Gut ?!“

Doch wie sie schauet ringsumher,
 Wird plötzlich sie gewahr:
 Sie hat ihr Söhnlein nimmermehr,
 Das doch ihr Liebstes war.

Und wie im Wahnsinn fährt sie auf,
 Was schießt sie Gold und Pracht,
 Sie stürzt dahin in raschem Lauf.
 Und — ist vom Traum erwacht.

Und wie sie schlägt das Aug' empor,
 Ist's noch derselbe Ort,
 Derselbe Stein, dasselbe Thor,
 Der Kummer nur ist fort.

Denn ihres Mutterglücks bewußt,
 Vergift sie Noth und Harm;
 Sie hält ja ihre einz'ge Lust,
 Ihr Kind, in ihrem Arm.

Sieh, da spazirt zum Zeitvertreib
 Vorbei ein reicher Mann.
 Der staunt, wie doch ein Bettelweib
 So selig lächeln kann.



Ziffer 12.

Von

Franz Stelzhammer.

Ich hatte einen jungen Freund, der das Leben mit einer solchen poetischen Leichtigkeit faßte und nahm, daß, wer ihn in seinen häufigen Belegenheiten und Bechlagen sah, und nicht näher kannte, denselben nachgerade für einen Leichtsinningen erklären mußte; ja, es war auch diese Erklärungsweise, sage: Meinung, von ihm bereits so gang und gäbe; daß es fast ein Wagniß war, mit ihm vertrauteren Umgang zu pflegen.

Ich wagte es.

Und wenn ich mich der vielen angenehmen, ja erhabenen Stunden erinnere, die mir oft bei der lebhaften Schilderung seiner Erlebnisse und Abenteuer vergingen, die mit seinen feurigen Phantasiebildern fortgeflogen, in seinen oft von dem schärfsten Urtheile begleiteten Charakteristiken untergegangen, bei seinen, wenn auch noch so bizarren, doch immer anziehenden Behauptungen und Maximen dahin geflossen sind, ja, wenn ich mich all' dessen lebhaft erinnere, so freu' ich mich sogar meines Wagnisses als einer kleinen

Selbenthät vor den Andern. Und wenn ich darauf noch mehr wage, d. h. wenn ich mich erühne, eines von seinen Begegnissen, und zwar eines mehr phantastischer Gattung ihm nachzuerzählen, so kann ich vielleicht unter Einem der allgemeinen Meinung Rechnung tragen, zugleich aber mich und meinen Freund ein wenig herauspuzen und rechtfertigen.

Mein junger Freund war hochstudirt und, wie schon gesagt, ein erfindungsreicher poetischer Kopf, mit einem bis zum Eigensinn und Stolge ausgebildeten Selbstgefühl, das Alles nur von sich selbst verlangte und consequenter Weise dann auch Alles sich selbst zuschrieb. Der Zufall — behauptete er in diesem Selbstgefühl — gehört den Rathlosen, so wie den Dummen das Glück, wir und unsersgleichen haben nur ein Geschick, und die freilich zarten Fäden zu dessen Lenkung liegen wieder in unseren Händen selbst. Als lieblichsten Gegensatz zu diesem Stolze, gleichsam als etwas Weiches zu dieser Härte gegen sich selbst, trug er ein Herz voll der reinsten Pietät gegen seine bereits gestorbenen Eltern.

»Wiederfinden,« sprach er einmal, »ich brauche sie nicht erst wieder zu finden, ich habe sie noch nie verloren. — Höre ich auch mit den Ohren des Leibes die Mutter nicht mehr beten und lobsingen, sehe ich auch den Vater nicht mehr schaffen und ordnen mit den Augen des Leibes; Nachts, wenn diese gröberen Sinne ruhen und sich stärken für das gröbere materielle Leben am morgigen Tage — Nachts mit den feineren Sinnen des Geistes sieh' und hör' und hab' und genieß' ich sie immer, ja der Vater — gleichwie die Mutter noch stets für mich betet, der Vater läßt es sich nicht nehmen, fortwährend für mich zu denken und zu sorgen, wie er es gethan hat im leiblichen Leben.«

Ich wollte mich eben wundern, er ließ mir aber nicht Zeit und sprach: »Hören Sie:«

»Ich war vor zwei Jahren in G... bei einem Onkel, dem

f. f. Lotto=Inspector und Besitzer des Hauses Nr. 705, auf vorübergehenden Besuch. Der Onkel hatte mich anfangs nicht eben ganz unfreundlich aufgenommen, aber nach etlichen Tagen, wie das schon öfter der Fall gewesen, konnte ich ihm durch eine gewagte Behauptung wieder so gründlich zuwider werden, daß ich fortgehen oder dableiben konnte, wie und wann ich wollte, bei ihm ausbleiben aber konnte ich jedenfalls gleich jetzt.

Ich blieb auch aus, von G. . . fort aber ging ich noch nicht. Mir war's, ich hätte zu thun, wenn auch nichts anderes, so hätt' ich doch einige verblaßte Jugenderinnerungen aufzufrischen, genug, ich hatte zu thun und blieb.

Es war aber damals unglücklicher Weise mein Kopf noch voller, mein Herz noch reicher als meine Börse und schon beim ersten dieser Versuche zu rechnen, muß' ich gewahren, daß ich mich verrechne; fataler Casus das! — Ich war nahe daran, mich ein klein wenig zu betrüben.

Allein, was laß ich zagen Geld
Gleich sinken Herz und Muth,
Fehlt mir auch eitel Geld,
Hab ich doch edles Gut!

Ich hatte eine goldene Uhr in der Tasche stecken, es war zwar das durch ausdrücklichen »Letzten Willen« des Vaters auf mich übergegangene Erbstück, allein Noth bricht Eisen, und dann kann ich mir so für bessere Zeiten die Wiedereinlösung derselben ausbedingen — also ohne Angst und Sorge, mit der Gefahr hat's keine Gefahr! Darauf nahm ich mein Abendmahl nach alter, ursprünglicher Art: in doppelter Gestalt — Brot und Wein, und war guter, guter Dinge, wie Einer, dem nichts fehlt. Ich hätte sogar ein wenig Lust gehabt, meine Tischfreunde, die mir die Zeit über so sanft und geduldig ihren Nuggenuß gestattet

hatten, zum Abschied aus schuldiger Dankbarkeit mit einem kleinen »Best« zu regaliren; allein sie sahen allbereits ohne mein Zutun so satt und selig aus, daß es von mir reiner Luxus gewesen wäre, und Luxus, sagt mein Onkel, der k. k. Lotto=Inspector und Besitzer des Hauses Nr. 705, Luxus — sagt er — ist eine Thorheit, also — bleiben lassen! Aber daß ich mich trotz seiner Unfreundlichkeit in der wehmüthigen Stunde des Abschiedes so rein moralisch seiner erinnerte, das freute mich für ihn selber ungemein, und um meinen Freunden ein äußeres Zeichen zu geben, zog ich ganz geräuschlos und für meine edlen Tischfreunde ohne alle Störung die »chinesische Mauer« um mich mit der einzigen Klumpe für die Kellnerin und regalirte mich mit einer Flasche Luttenberger, von dem ich wohl wußte, daß er den Zutraulichen in die Nerven zu gehen pflegt, aber das thut nichts, er soll's, ich habe eine Menge Nerven, an die noch Zeitlebens auch sonst nichts gegangen war — sie sollen sich nur wacker wehren!

Wie lang ich innerhalb dieser meiner »chinesischen Mauer« gewesen bin, weiß ich nicht, aber als ich endlich höchst freiwillig daraus hervortreten beschloß, waren meine edlen Tischgenossen allbereits fort und wenn mich mein Ohr nicht täuschte, so war der Laut, den ich vernahm, keine Flöte, sondern es war das Schnarchen irgend eines schlafenden Menschenkindes, ganz schmucklos, ganz unraffinirte Natur und unschuldige Einfalt.

»Geda!« rief ich.

»Schon da!« gab es zur Antwort; und gegen mich weinseliges taumelte ein traumseliges Individuum und auf meinen nur hingehauchten Wunsch: »Ich möchte thun, was du thatest!« führte es mich in mein Schlafgemach. Ei, was der Wein für feurige Augen macht! Oder wird die Schrift

an meiner Thür plötzlich licht und lebendig, die schwarze Delfarbe siedend?

Das Individuum mußte es auch bemerken — Nummer 12! rief es; ja, das ist mein Zimmer — beschied ich und nickte unwillkürlich dazu mit dem Kopfe.

»Numer 12!« brummte das Individuum im Weggehen, und als ich dem Nummer nachsah — richtig, brannte und wimmelte auch Nummer 12 inwendig an der Thür.

»Gute Nacht, Nummer 12!« brummte das Individuum.

»Gute Nacht,« sprach ich und mußte unverwandt die wimmelnden Ziffer betrachten.

Gute Nacht, Nummer 12! brummte ich dann auch und — entschlief. Vor dem gänzlichen Einsinken in den Schlaf hatte ich noch einen »guten Gedanken,« das weiß ich, welchen aber, das weiß ich nicht mehr. Schade! — — —!

Es ward Morgen. Ich erwachte. Ob ich gut geschlafen habe? Wer zweifelt. Ich habe geträumt, angenehm geträumt, das fühlte ich. Ich suchte eben, wie jedes Mal, beim Erwachen nach dem gehabt Traum. Ich konnte ihn nicht gleich finden. Da nahm ein durch den offenen Fensterflügel reflectirter Sonnenstrahl meine Aufmerksamkeit in Anspruch — ich folgte seinem Flattern. Sieh da, die Nummer 12 brannte mir aus seinem Lichte entgegen. — 12, ja ganz richtig, 12 Louisdor sagte sie, und was ich eben vergeblich gesucht hatte — mein Traum war gefunden. — Aber ich muß ihn schon nur kurz erzählen! Mir träumte: die dicke Wirthin, die ich nach landesüblicher Sitte gleich mit den anderen Gästen »Frau Mutter« nannte — die war zu mir in das Zimmer getreten und sagte: Herr Bergrin Siebengut, Ihr Herr Vater ist da gewesen und hat mir für Sie zur Bestreitung der Beche 12 Louisdor eingehändigt, dabei machte sie ein Gesicht, als wenn sie sagen

wollte, daß es wohl genüge, aber auch nicht viel davon übrig bleiben würde. Ich wäre gern anderer Meinung gewesen und wollte ihr's durch Nachrechnen beweisen, da mir aber das Rechnen nie gut thut, so muß' ich auch jetzt allsogleich des süßen Morgenschlammers verlustig gehen und jämmerlich erwachen. Hm! sagte ich, als ich mich des Traumes recht lebhaft erinnert hatte, hm, hm. Da pochte es an meine Thür. Herein! Der Postbote war es mit etwas Wichtigem, ich mußte den Empfang bestätigen. Nur dero werthen — sagte er und — den 12. — 12. fragte ich fast ärgerlich, aber das ewige — 12. Ja, ja, Herr Peregrin, der 12. ist heut — großer Glückstag dieser 12. — Ziehung der großen Güterlotterie, wer das rechte Ziffer wüßt und hätte! — Sehr vergnügten Morgen! Herr Peregrin! —

Wer das rechte Ziffer wüßt und hätte, mußte ich unwillkürlich wiederholen, als der plauderhafte Bote fort war.

Wüßt und hätte — das wäre ein Leichtes, rief ich, ich wüßt es wohl und könnte es also auch haben, mein f. f. Herr Lotto=Inspector, mein süßester Herr Onkel — 12 ist der Treffer, wer wetten mag um die Hälfte des Treffers! — 12 ist die Glücksziffer, aber ich setze und wette nicht — für mich sorgen zwei Väter, ich brauche den Zufall nicht, will auch nicht, daß der Besitzer des Hauses Nr. 705 characterlos werde: mir Morgens grolle und Abends wohlwolle und hofiere. —

Ziffer 12! — Ich weiß es, aber ich mag es nicht wissen! Und nie kam ich mir größer vor als in diesem Augenblick cynischer Weltverachtung und stoischer Entsagung.

»Worauf ich nach solchem etwa — erst noch zu sagen, gar zu betheuern hätte, daß Zahl 12 wirklich und richtig traf; daß die einfältige Ziffer Nachmittags in allerwelts Munde war; und daß man mich — war's etwa doch, daß ich

gegen den Boten oder gegen Eins der ab- und zulaufenden Dienerschaft ein schnelles Wort, eine kecke Aeußerung hätte fallen lassen? — ja, daß man mich mit der schönen Zähl in Verbindung brachte; daß Abends sogar der k. k. Herr Onkel einen Expressen schickte mit der freundlichen und dringlichen Frage: ob — ? — und es würde schwer gehalten haben, mich von diesem allerschmählichsten Verdachte zu reinigen; wenn es nicht gar so leicht gewesen wäre; — mußte ich denn nicht — weil ich nun einmal von Glück und Zufall, so wie auch vom k. k. Herrn Onkel nichts haben wollte, mußte ich denn nicht meine Uhr »verkeilen?!« Und da hielt ich denn mit mir folgenden Rathschlag: Die Uhr ist vom Vater auf mich, seinen geraden Descendenten, übergegangen, da es aber scheint, daß diese Uhr den Beruf nicht habe, fernerhin in gerader Linie abzustiegen, so will ich wenigstens versuchen, dieselbe innerhalb unseres Familienkreises nebenan auf den ehrwürdigen Stammbaum aufzuhängen und aufzubewahren, heißt: ich will dem leiblichen Vatersbruder, meinem k. k. Herrn Onkel und Lotto=Inspector, das Verkaufsrecht einräumen.

Gedacht, gethan.

Eben war auch noch der Expresse vom Onkel da, ganz das geeignete Suget, das man mit Gut betrauen und mit dieser Zumuthung betrachten könnte.

Und was glaubt ihr, daß geschehen?

Ach, das Unglaublichste, das bis zum Entsetzen Schönste, das Mirakuloseste!

Mein k. k. Herr Onkel und Lotto=Inspector schickte mir mit der genau auszurichtenden Botschaft: »Er, Christof, Benno Siebengut, sei dabei gewesen, wie mein Vater, sein sel. Herr Bruder, die Uhr zu Geneve in der Schweiz gekauft habe und erinnere sich auch noch genau des

Schillings, der hier ohne einen Heller Abzug mir im Verschluß beigehe.«

»Es sei auch so gescheidter und besonders für mich besser, da mir mit dem Gelde wohl schwerlich geschehe, was mir mit dem Uhrwerke hätte geschehen können, nämlich: daß es mir auf länger oder kürzer stehen bleibe.«

Aber was kümmerte mich der stumpfe Witz meines Onkels. Ich riß nur flink den Verschluß auf und — jetzt kommt das Mirakulose, das bis zum Wahnsinnigwerden Entzündende! — im Verschlusse lagen schön gestößelt — 12 Louisdor.

Mein Traum, mein Traum! schrie ich, Vater, Vater, rief und rang ich, dann — mußte ich heftig — aber so lache doch, Freund! bitte dich, lache! — Ist das denn nicht zum Todtlachen? scherzte er mit rührend weicher Stimme, und lachte dann selbst hellauf, aber beide Augen schwammen tief im Wasser.



Gedichte von Joh. Gabr. Seidl.

1.

M ä n n e r s c h w u r.

Schön Gretchen schlich betrübt umher,
 That kläglich, athmete so schwer;
 Die Mutter sah ihr's deutlich an,
 Daß Lieb' allein so athmen kann.

„Kind,“ sprach sie, „was bedrängt dich so?
 Seit langem bist du nicht mehr froh;
 Ich weiß, du liebst, ich weiß auch wen!
 Warum betrübst du dich um den?“

„Dein Hans ist gar ein braves Blut,
 Er ist dir recht vom Herzensgut,
 Ist dir auch treu —“ — „Wie, Mutter, treu?“
 Bricht Gretchen los und schluchzt dabei.

„Treu? — Nun ja wohl — er schwur mir's ja,
 Er war mir's auch, so weit ich sah;
 Doch wo ich grad nicht hingeseh'n,
 Nocht's um die Treu' wohl schlimmer steh'n.“

»Ach hört nur! Als ich, Hand in Hand
Mit ihm so jüngst vorm Dorfe stand,
Da fiel's wie Ahnung mir auf's Herz,
Und bittend sprach ich wie zum Scherz:

»Geh', lieber Hans, gesteh' mir's ein.
Willst du wohl immer treu mir sehn?“

»Ja!“ — »Rein, Rein, Rein — schwör' du mir's nur,
So recht mit einem festen Schwur!“ —

Er sprach: »Siehst du den Kirchthurm hier?
Bei diesem Thurme schwör' ich dir!
Geh' stehst, sammt Wetterhahn und Knopf,
Du ihn verkehrt steh'n auf dem Kopf;

»Geh' sollst du alle Häuser seh'n
Verkehrt auf ihren Dächern steh'n,
Als Hans dem Gretchen untreu wird!
Nun, Gretchen, bist du überführt?“

Ich sagte: »Ja! — Ich dachte mir,
Ei solch ein Thurm steht sicher hier,
Und solch ein Dach ist fest! — Ja, ja,
Das gilt! — Doch denkt Euch, was geschah!?

»Gradüber unserm Dorfe steh'
Ich jüngst am spiegelhellen See,
Und blick' auf's Wasser sinnend hin —
Ach, Mutter, denkt, was sah ich drin?

»Auf einer Wolke, die sich klar
Im Wasser malt, steht offenbar
Der Kirchthurm hier sammt Hahn und Knopf
Verkehrt — ich sag's Euch — auf dem Kopf.

„Und Haus und Hütt' auch fern und nah
 Steh'n auf den Röpfen alle da —
 Ich blicke weg, seh' wieder hin —
 Doch ach! verkehrt bleibt alles drin!

„Ich weiß, mir fiel's nur sonst nicht auf, —
 Hans aber dachte sicher drauf,
 Drum wählt' er sich's zu seinem Schwur —
 D gar so falsch sind Männer nur!“

Schön Gretchen weint, die Mutter meint:
 „Weißt du, was mir am flügsten scheint?
 Daß Hans nicht untreu werden kann,
 Geb' ich ihn Sonntags dir zum Mann.“

Ein Junggesell — ei nun, der denkt:
 Die Treu' ist Zugab', ist verschenkt!
 Ein Ehemann denkt: Die Treu' ist Pflicht,
 Und die — verletzt ein Mann doch nicht.

2.

Das Amt der Priesterin.

„Fluch über Alcibiades!
 Demeters heil'ge Dunkelheit,
 Demeters ernste Schauernacht,
 Hat seine Sünderlipp' entweiht!

Fluch über ihn, ihr Bürger, Fluch!
 Ein schlechter Bürger ist der Mann,
 Der Hohn den ew'gen Göttern spricht;
 Flucht, Bürger, Flucht!“ —
 Die Bürger fluchen ihm.

„Fluch über Alcibiades!
 Der reichen Segenspenderin,
 Der Welternährerin, in Krieg
 Und Frieden Großen, sprach er Hohn.
 Fluch über ihn, ihr Krieger, Fluch!
 Ein feiger Krieger ist der Mann,
 Der nicht auf Götterschirm vertraut;
 Flucht, Krieger, flucht!“ —
 Die Krieger fluchen ihm.

„Fluch über Alcibiades!
 Ihr, die der Musen Brust gesäugt,
 Ob ihr des Wortes, ob des Stein's,
 Ob der Bewegung, ob des Klang's,
 Ob ihr der Farben Meister seid,
 Flucht ihm, ihr Musen söhne, flucht!
 Die Kunst verhöhnt, wer Götter höhnt:
 Denn im Olympos fußt die Kunst.
 Flucht dem Barbaren, flucht!“ —
 Und alle fluchen ihm.

„Nun aber wend' ich mich zu dir,
 Demeters ernste Priesterin!
 Die Göttin, der du opfernd dienst,
 Hat er entheiligt! Fluch ihm, Fluch!
 Tritt hin, rühr' an sein gottlos Haupt,
 Zwei Locken raub' ihm, streue sie,

Verwünschung murmelnd, in die Glut,
 Daß Du, der schwärzlich thronende,
 Daß der Erinnen Schlangenor,
 Daß es der Moiren drei gewahrt!
 Tritt hin, berühre ihn, sprich ihm Fluch!

Der Richter spricht's; — die Priesterin,
 Die charisvolle, geht und tritt
 Zum Sünder, der entgeistert steht,
 Und legt die Hand ihm auf das Haupt,
 Und blickt ihm lang in's Aug' und spricht:
 »Nicht fluchen — segnen ist mein Amt!« —

Der Richter staunt,
 Der Sünder weint,
 Das Volk verzeiht!

Gedichte von J. f. Castelli.

Auf der Eisenbahn.

O Dampf! was hast durch deine Macht
 Du Großes schon hervorgebracht!
 Seit dich die Menschen zwingen,
 Erhält die neue matte Zeit
 Durch dich mehr Kraft und Schnelligkeit
 Und mehr wird noch gelingen.

Mit Dampfe wird man Häuser bau'n,
 Dem Dampfe sich als Arzt vertrau'n,
 Mit Dampf die Luft bereisen,
 Mit Dampfe malen wunderbar,
 Mit Dampfe dichten auch sogar,
 Den Dampf vielleicht auch speisen.

Vielleicht, daß es auch arrivirt,
 Daß man allein mit Dampf regiert
 In raffinirten Staaten,
 Und daß man Krieg führt nur mit Dampf,
 Dann braucht man auch zu einem Kampf
 Nur lauter Dampfsoldaten.

Kann sein, es kommt einst gar so weit,
 Daß man auch jeden Rechtesstreit
 Mit Dampfe kann austragen,
 Wie glücklich wär' die Welt sodann,
 Da sie der Advocaten kann
 Auf immer sich entslagen.

Statt griechisch und Latein' nach Brauch
 Geschichte, Mathematik auch
 In succum zu vertiren,
 Darf der Student dann ganz allein
 Mit allem Fleiß dem Dampf sich weih'n,
 Und diesen nur studiren.

Wenn's nur geschieht, daß man recht bald
 Mit Dampf auch seine Schulden zahlt,
 Denn ach, das Ding erschwert sich,
 Es wird das liebe baare Geld
 Tagtäglich wen'ger in der Welt,
 Der Dampf jedoch vermehrt sich.

Doch weil, bis dieses arrivirt,
 Noch lange Zeit verfließen wird
 Und viel wird sein zu kämpfen,
 So rath' ich, daß auf jeden Fall,
 Vorerst die Leidenschaften all',
 Ein jeder such' zu dämpfen.

Sanct Odilo.

(Legende.)

Seht Ihr den lieblichen Knaben wohl?
 Seine Wangen sind blaß, sein Aeuglein ist hohl.
 In Jahren, wo wachsen soll jegliche Kraft,
 Vertrocknet in ihm schon des Lebens Saft,
 Aus jenen Mienen grinsset der Schmerz,
 Kann den Körper nicht tragen mehr himmelwärts,
 Gleich Thieren kriecht er entnervt und stumm
 Im stillen Leiden am Boden herum.

Einst als ihn die Wärterin in's Freie trägt
 Und dort auf bemoosetes Erdreich legt,
 Da geht sie dann fort und läßt ihn allein
 Im wärmenden, heilenden Sonnenschein,
 Und eine Capelle steht nebenan,
 Die schaut das Knäblein vergnüglich an;
 Denn es schimmern die farbigen Fensterlein
 Weil d'rauf sich spiegelt der Sonnenschein;
 Und immer schaut er mit trunkenem Sinn,
 Es zieht den Knaben mit Macht dahin,
 Er wälzet sich mühsam hin zur Capelle
 Und kriecht sogar auch über die Schwelle;
 Und jezo an dem heiligen Ort
 Umfängt ihn labende Kühlung dort,
 Er blickt umher so gut als er kann
 Und über dem Altar sieht er sodann
 Ein herrliches Muttergottesbild,

D'rauf schläfert die Jungfrau gar sanft und mild
 Das Jesukindlein zur Ruhe ein
 Und auf die Gruppe fällt Sonnenschein.

Und wie der Knabe das Bild erschaut,
 Da wird er traurig und weinet laut
 Und ruft: „Ach! das ist ein glückliches Kind,
 „Es ruht in den Armen der Mutter so lind,
 „Sie thut ihm so schön und sie deckt es gut zu,
 „Damit es nichts störe in seiner Ruh'.
 „O Mütterchen lieb, o Mütterchen fein,
 „Erbarme dich, gute Mutter, auch mein,
 „Ich bin ein armer, ein kranker Knabe,
 „Noth thut mir's, daß ich auch Pflege habe!“

Und kaum sprach der Kleine die Worte aus,
 Da war's ihm als steig' aus dem Rahmen heraus
 Die milde, die himmlische Muttergestalt
 Und nahe sich ihm und berühr' ihn alsbald
 Mit sanfter Hand, und streck' ihm die Glieder
 Auf ein gutes, gar weiches Bettelein nieder,
 Und flöß' in die Wunden ihm Balsam hinein
 Und in ihren Armen da schlaf' er jetzt ein.

Und als er aus seinem Schummer erwacht,
 Da war es in der Capelle Nacht,
 Er hatte wirklich geschlafen lang
 Und es graute ihm schier und es ward ihm bang,
 Als bald aber fühlt' er ein kräftiges Regen,
 Er konnte aufstehen und sich bewegen,
 Den Kopf, der zur Erde gebeugt war zuvor,
 Jetzt kühn erheben zum Himmel empor.

Da mußte er vor Freude kein Ziel und kein Ende
Und betend faltete er die Hände
Und dankte der Gottesmutter und ging
Nach Haus, wo erstaunt ihn sein Vater empfing.

Von dieser gottgesegneten Stund'
War der Knabe immerdar frisch und gesund,
Und durch sein ganzes folgendes Leben
Mit Inbrunst der heiligen Mutter ergeben,
Sie schenkte ihm Kraft und Geistesstärke,
Mit ihrer Hilf' that er Wunderwerke.



Erzählung für Dämmerstunden.

Aus dem Englischen

von

Josephine von Kemekházy.

So weit ich selbst an folgenden Begebenheiten theilhaftig bin, kann ich für die Echtheit der Erzählung bürgen. — Obgleich ich, weit entfernt — übernatürlichen Dingen unbedingt Glauben zu schenken, mich eher den Zweiflern anschließe, ist es mir doch unmöglich, das Ereigniß, dessen Zeuge ich vor dreißig Jahren in Edingburgh gewesen, zu bezweifeln. Die Zeit hat indessen meine Stirne gefurcht und mein Haar bedeutend gelichtet, aber die lebhafteste Erinnerung der kleinsten Umstände jener Begebenheit ist mir ungeschwächt geblieben.

Es war im Winter 1798, als mein Vater mit seinem Regimente in Irland war, wo der in diesem ausgebrochene Aufstand von unsern Truppen bekämpft wurde. Zu dieser Zeit war die bejahrte Wärterin, welche mich und meinen jüngsten Bruder in der Kindheit gepflegt, viel bei uns, und die ganze Familie liebte sie, ihrer treuen Anhäng-

lichkeit wegen. Ihr Mann war Sergeant in General B o u r-
g o y n e's Armee gewesen, und bei dem Angriff zu Valen-
cia von A l c a n t a r a getödtet worden, als das brittische
Heer die portugiesische Grenze überschritt, um das Vordrin-
gen der Spanier auf Alentejo zu hindern; dieser Umstand
mochte die Sympathie meiner Mutter für sie vergrößern.
Ich erinnere mich deutlich ihrer Gestalt; ihrer zierlich gefäl-
telten Haube mit scharlachrothem Bande, ihrer weiß befranz-
ten Schürze und ihres roth gesäumten Rockes. Dies alles ist
mir so gegenwärtig, als hätt' ich sie gestern gesehen und obgleich
sie damals sechzig Jahre zählte, hatte H a n n a h all' die Leb-
haftigkeit und die heitere Laune von sechzehn behalten. Ihre
Kraft war beinah ungeschwächt und da sie durch Arbeit und
Wachen nur wenig ermüdet wurde, pflegte sie sich als Kran-
kenpflegerin zu verdingen, da sie von vielen Familien ge-
sucht und geschätzt wurde.

Der Winter nahte seinem Ende, und wir warteten
ängstlich der Rückkehr des Vaters, welche um diese Zeit er-
folgen sollte, als unsere alte H a n n a h, wie wir sie zu
nennen pflegten, kam, um uns zu sagen, daß sie die Pflege
eines jungen Mannes, welcher sehr gefährlich krank sei,
übernommen habe. Er wohne in einer Straße der alten
Stadt — denn damals wuchs noch Gras und Getreide,
wo jetzt prachtvoll Gassen der neuen Stadt prangen. Sie
sagte auch, daß ein Arzt, der immer viel Güte für sie ge-
habt, sie dem Kranken empfehle, welcher jedoch in einem
höchst kritischen Zustande sei. Auch war die Art der War-
tung höchst eigenthümlich. Sie sollte jeden Abend um acht
Uhr hingehen, die Wärterin abzulösen, welche den Tag
dort zubrachte, und den Kranken, ohne die höchste Nothwen-
digkeit, durchaus nicht ansprechen, und überhaupt nicht das
leiseste Geräusch verursachen, um ihn ja nicht zu stören.
Noch wußte sie weder den Namen noch die Wohnung des

jungen Mannes. Es schien etwas Ungewöhnliches in Alledem, und meine Mutter forderte sie auf, uns bald wissen zu lassen, wie es ihr ginge. Aber sechs Wochen verflossen, und wir hörten und sahen nichts von ihr.

Meine Mutter ließ endlich fragen, und der Bediente, den sie geschickt, kam mit der Nachricht, daß die arme *Hannah* gefährlich erkrankt und im Bette sei, bald nachdem wir sie zum letzten Male gesehen. Sie war jedoch bedeutend besser und wollte uns am nächsten Tage besuchen. Sie kam; aber ach — wie verändert in so kurzer Zeit! Gebeugt und abgemagert, vermochte sie kaum ohne Unterstützung zu gehen. Die Wangen waren eingefallen, und die glanzlosen Augen tief in den Höhlen eingesunken. Wir erschrocken bei ihrem Anblicke; es schien, daß diese sechs Wochen stärker gewirkt, als es Jahre des Kammers und der Krankheit hätten thun können. Aber unser Staunen über die Wirkung schwand, als wir die Ursache dieser Veränderung erfuhren. Auch schwankten wir keinen Augenblick ihrem Berichte Glauben zu schenken, da wir aus langer Erfahrung wußten, daß sie nie Unwahrheit sprach.

An dem zuerst bestimmten Abend führte der Arzt sie in die Wohnung ihres Kranken, eine der engen Straßen, nah' an der Abtei. Es war eines der großen, alten Häuser, welche für die Ewigkeit gebaut scheinen und bei welchen der Erbauer mehr die Festigkeit und Bequemlichkeit, als Schönheit und Eleganz berücksichtigte. Hohe, steinerne Stufen führten an das Thor, und eine finstere, breite mit eisernem Geländer versehene Treppe an das Zimmer des Kranken. Dies war ein hohes, getäfeltes Gemach mit einem, ellentieft in der Mauer angebrachten Fenster, welches die Aussicht auf einen ganz verwilderten Garten bot, dessen Gras, Ranken und Unkraut beinahe die Höhe der Mauer erreichten, welche ihn umschloß. In der einen Ecke stand

ein viereckiges Bett, in welchem der junge Mann lag. Es war mit Behängen von verblichenen venetianischen Tapeten umgeben und hatte so den Umfang eines mittelgroßen Zimmers. In der andern Ecke, dem Fuße des Bettes gegenüber war ein Camin von ungeheuren, steinernen Pfeilern getragen, aber ohne Rost; einige Stücke Torf lagen auf dem geräumigen Herde aufgeschichtet. Es war kein anderer Eingang da als die Thür, durch welche sie gekommen, und kein Geräthe, als einige niedere Stühle und ein Tisch neben dem Fenster, welcher mit Arzneien und Getränken bedeckt war. Das Eichenholz, mit welchem die Mauern und die Stubendecke getäfelt waren, hatte die Zeit so schwarz als möglich gefärbt, und das ganze Gemach, nach Anordnung des Arztes dunkel gehalten, war so düster, daß der Schimmer eines einzelnen Lichtes am Camine die dichte Dunkelheit nicht zu durchdringen vermochte und einen unheimlichen Schein um sich verbreitete. Während der Arzt leise mit dem Kranken sprach, versuchte Hannah von der anderen Wärterin, welche ihren Hut aufsetzte und sich in ihren Mantel wickelte, denn es war Winter und bitter kalt, einige Auskunft zu erhalten. Sie konnte aber wenig von ihr erfahren, obgleich letztere den Kranken schon einige Zeit pflegte, sie wußte nur, daß er ein Student von Oxford sei, ohne seinen Namen zu kennen. Nie hatte — sie selbst und der Arzt ausgenommen — Jemand die Schwelle überschritten, oder nach ihm gefragt; noch hatte sie irgend Jemanden im Hause überhaupt erblickt, wesswegen sie es für gänzlich unbewohnt hielt. Der Arzt und sie entfernten sich, nachdem sie einige Anordnungen hinterlassen. Hannah schloß die Thür ab, fröstelnd vor Kälte und dem eisigen Luftzuge in dem weiten, einsamen Raum. Sie eilte ihren Pflichten zu entsprechen, dann sich fester in ihr Gewand hüllend, setzte sie sich an den Camin, fachte das Feuer frisch an, und be-

gann in einem Bande von Mr. Alexander Bedon's Prophezeiungen, welchen sie mitgebracht, zu lesen. Kein Laut war hörbar, als dann und wann das Brausen des Windes, welcher die dürrn Bäume des Gartens schüttelte oder das Picken der »Todtenuhr« in dem alten Getäfel.

So mochten eine oder zwei Stunden vergangen sein, und aus der Regungslosigkeit des Kranken schloß sie, daß er schlafen müsse. Sie stand auf, nahm das Licht, und schlich leise über den glatten Eichenboden an das Bett, um ihn zu beobachten. Vorsichtig öffnete sie die Vorhänge, aber wie erschrocken sie, als sie ihn beim Scheine des Lichtes wachend fand. Sie versuchte es, sich zu entschuldigen und ihre Dienste anzubieten, aber Beides war unnöthig. Er bewegte kein Glied, keine Muskel und antwortete nicht mit dem leisesten Hauche. Regungslos auf dem Rücken liegend, starrten seine hellen blauen Augen sie gläsern an. Die Unterlippe war herab gesunken, die Wangen eingefallen, und die langen, weißen Zähne ragten schreckhaft zwischen den geöffneten Lippen hervor. Die langen, sehnigen, eingeschrumpften Hände lagen auf der Bettdecke, mehr den Klauen eines Raubvogels als Menschenfingern ähnlich. Sanna hühlte sich bei dem Anblicke sehr unbehaglich und kehrte nur dann etwas beruhigt an den Camin zu ihrem Buche zurück, als eine leise Bewegung der Augenlider, welchen der Schimmer des Lichtes zu stark schien, sie überzeugte, daß er noch lebe, was sie halb zu bezweifeln geneigt war. — Da man ihr anbefohlen, ihn ja nicht zu stören und er erst am Morgen Arznei bekommen sollte, hatte sie eigentlich nichts zu thun, und brachte daher die nächsten zwei Stunden mit Mr. Bedon's Beistand und dem zeitweiligen Ansichten des Torffeuers hin, als sie ungefähr um Mitternacht bemerkte, daß der junge Mann schwer athme und sich, dem hangen Stöhnen nach, übler fühle. Da er aber weder rief

noch sprach, wähnte sie, daß er schlafe. Sie stand auf um nachzusehen, als sie, höchst erstaunt, eine Dame an seiner Seite am Haupte des Bettes in einem Stuhle sitzen sah. Obgleich einigermaßen betroffen, erschrak sie keineswegs und wollte nach einer Verbeugung ihren Weg zu dem Kranken fortsetzen, als die Dame den Arm erhob, und mit der weiß behandschuhten Hand ihr winkte, zu ihrem Sitze zurück zu kehren.

Sie setzte sich also wie früher, und begann darüber nachzudenken, wie die Fremde herein gekommen sein mochte. Es ist wahr, sie hatte nicht nach der Thür gesehen, und diese konnte unbemerkt geöffnet worden sein. Aber es war eine so kalte Nacht und so späte Stunde; dies war auffallend. Sie drehte sich ruhig um, und betrachtete den Besuch. Die Dame trug einen schwarzen Schleier über dem Hut; das Gesicht war dem Kranken zugewendet, und so konnte sie in dem dunklen Zimmer die Züge nicht sehen. Aber sie gewahrte, daß die Formen des Kopfes und Nackens ungewöhnlich anmuthig und elegant waren. Weiter konnte sie nichts unterscheiden; denn die damalige Mode war der Entfaltung der Gestalt nicht so günstig wie die jetzige und überdem war sie in einen grünseidenen Mantel gehüllt. Sie dachte also es müsse eine sehr vertraute Freundin sein, obgleich die andere Wärterin ihr gesagt, daß nie Besuche kämen. Jedenfalls wollte sie beobachten, ob die Besucherin sich so leise entfernen würde als sie gekommen, und zu diesem Zwecke rückte sie ihren Stuhl so, daß sie die Thür im Auge behielt, legte ihr Buch auf die Kniee und heftete die Augen fest auf die grüne Dame. In dieser Stellung blieb sie geraume Zeit, ohne daß die leiseste Veränderung eintrat. Die Fremde saß schweigend, ihr Gesicht dem des Kranken zugewendet, während er stöhnte, seufzte und so schwer athmete, als drücke ihn der Alp. *Hanna* erhob

sich zum zweiten Mal, um ihm eine Labung zu reichen oder ihm durch Aufheben im Bette Hilfe zu leisten, und zum zweiten Male deutete ihr die geheimnißvolle Besucherin an, ruhig zu bleiben. Wider ihren Willen und doch unfähig zu widerstehen, nahm sie wieder ihren Platz ein. Aber das Wachen wurde ihr peinlich; sie saß so lange und so still, daß sie endlich einige Augenblicke die Augen schloß, und als sie wieder aufblickte, war die Dame fort. Der junge Mann war ruhiger und nachdem sie ihm ein Getränk gereicht, fiel er in einen sanften Schlummer, aus welchem er noch nicht erwacht war, als ihre Collegin Morgens kam, um ihren Platz einzunehmen und sie selbst in ihre Wohnung zurückkehrte, als es Tag geworden.

Den nächsten Abend kam sie etwas später zu Erfüllung ihres Dienstes und fand ihre Gefährtin schon angekleidet und ungeduldig ihrer wartend. Sie leuchtete ihr bis an die Treppe und hörte sie noch das Hausthor schließen. Als sie in das Zimmer zurück ging, löschte ihr ein Luftzug an der Thür das Licht aus. Sie zündete es am Caminfeuer, welches sie neu ansachte, wieder an; nahm ihren früheren Sitz ein, und begann wieder P e d o n's Prophezeiungen zu lesen. Die Nacht war stürmisch. Hagel schlug an das Fenster und der Wind heulte in dem geräumigen Schlott des Camins, während das Rassel der Fensterladen und das Schütteln entfernter Thürme, ein düsteres Echo in den einsamen, unheimlichen Räumen hervorrief. Hannah fühlte sich weit unbehaglicher als vergangene Nacht; das Pfeifen des Sturmes durch die Bäume machte sie unwillkürlich schauern und als es ihr dünkte, als würde eine Thür heftig zugeschlagen, entfiel ihr das Buch und sie betete andächtig um des Himmels Schutz. Auch beschloß sie die Beschäftigung in diesem Hause aufzugeben und zwar gleich am nächsten Morgen, als sie plötzlich die schwe-

ren Athemzüge und das ängstliche Stöhnen des Kranken vernahm. Den Kopf erhebend erblickte sie dieselbe Dame im grünen Gewande, genau in derselben Stellung wie vergangene Nacht. »Das ist außerordentlich,« war ihr erster Gedanke; doch augenblicklich überlegte sie, daß es doch eine Bewohnerin des Hauses sein müsse; denn, welches menschliche Wesen würde sich in solcher Nacht und zu solcher Stunde hinaus wagen? — Aber ihr Anzug; — es war keiner, welchen man in einer Winternacht auf der Straße trug, noch war es eine Hauskleidung. Es war ein damals modischer Sommeranzug. Sie stand auf und verbeugte sich und sprach die Dame höflich an, erhielt jedoch keine andere Antwort als den Wink der Hand, welcher sie wie früher zurück wies.

Endlich aber schienen die Aufregung und das Leiden ihres Pflégbefohlenen auf einen Punct erhöht, daß Hannah es unvereinbar mit ihrer Pflicht hielt, ihn der Fremden zu überlassen, und dabei müßig zu bleiben. Sie näherte sich also dem Bette, trotz dem wiederholten Winken der Dame, welche bei ihrer Annäherung den Schleier dichter über das Gesicht zog und sich zu dem Tische am Fenster begab. Aber Hannah entsetzte sich, als sie das Bett erreichte, bei dem Anblicke des Kranken. Große Tropfen kalten Schweißes rollten über seine bleiche Stirne; die aschfarbenen Lippen bebten und während er ihr winkte sich zu entfernen, folgten die stieren Augen der Gestalt im grünen Mantel. Sie sah, daß es vergebens sei, ihm beistehen zu wollen; denn ungeduldig stieß er jeden Versuch zurück, und sie ging also wieder an ihren Platz, etwas ärgerlich ihren guten Willen zurück gewiesen zu sehen. — Nun beschloß sie aber — ohne an etwas Uebernatürliches zu denken — den Rückzug der Dame zu beobachten, und ob sie im Hause wohne oder sich durch das Hausthor entfernen würde.

Sie hielt an sich, um nicht die Augen zu schließen; doch obgleich sie sich nicht erinnern konnte ihren Blick auch nur *e i n e* Secunde abgewendet zu haben, war der Besuch dennoch plötzlich verschwunden. Es schien als habe sie statt der Augen nur die Gedanken einen Augenblick abgewendet, und dies war genug. Wie in der vorhergehenden Nacht wurde der Kranke ruhiger und genoß eines ununterbrochenen Schlummers, bis das Morgenlicht anbrach, welches hell im Schnee erglänzte und die Frau brachte, welche *H a n n a h* 's Stelle am Bette des Jammers ersetzte.

Sie aber beeilte sich, in das Haus des Arztes zu gehen, welcher sie gemiethet, um ihm zu sagen, daß sie diese Pflege aufgäbe. Sie fühlte sich so beklommen bei dem Gedanken, dahin zurückzukehren, wie sie es nie gewesen. Immer hatte sie in ähnlichen Verhältnissen doch *e i n e* Gefährtin gehabt oder war doch mindestens in einem bewohnten Hause. Auch beschlich sie ein unheimliches Gefühl bei dem nächtlichen Besuche. Sie fand den Arzt aber nicht zu Hause, und man bestimmte ihr eine Stunde, in welcher sie wieder kommen sollte. Indessen ging sie schlafen, und als sie erwachte, war die bestimmte Stunde bereits vorüber. Nun blieb ihr nichts übrig, als diese Nacht nochmals hin zu gehen und ihr Vorhaben morgen auszuführen. Mit schwerem Herzen betrat sie wieder das düstere Gemach, in welchem sie den Arzt fand, der mit Bedauern ihren Entschluß vernahm. Er erstaunte jedoch, als sie ihm von den sonderbaren Besuchen der fremden Dame erzählte. Er betrachtete die Sache selbst als eine ganz gewöhnliche und glaubte es müsse eine Verwandte oder zärtliche Freundin des Kranken sein, von dessen Verhältnissen er nichts wußte. Er nahm Abschied und *H a n n a h* setzte sich in ihren Stuhl, der Ankunft ihrer schönen Freundin harrend. Da der Besuch immer erst in später Nacht erfolgte, trachtete sie, sich bis dahin mit etwas

Anderem zu beschäftigen. Aber umsonst; sie konnte nur an diesen Einen, geheimnißvollen Gegenstand denken, und die Augen an das braune Getäfel geheftet, schauderte sie bei dem leisesten Schritt, welcher in der tiefen, durch den Schnee auf der Straße erhöhten Stille, hörbar wurde. Aber ihre Wachsamkeit blieb wiederholt vergebens. Als sie aus Ermüdung gähnend, mit einem tiefen Seufzer den Kopf hob, begegneten ihre Augen dem grünen Gewand der unerwünschten Gefährtin. Ueber sich selbst ärgerlich und entschlossen, sich keiner Nachlässigkeit schuldig zu machen, wollte sie das Entkommen der Fremden unmöglich machen. Doch eine sonderbare Scheu übermannte sie, so bald sie sich dem geheimnißvollen Wesen näherte, und als die Dame sich wie gestern in die andere Ecke zurück zog, als Hannah an das Bett trat, fand sie nicht den Muth ihr zu folgen. Dieselbe Scene gräßlichen Leidens wiederholte sich bei dem unglücklichen Kranken. Er stöhnte und ächzte, daß ihr das Herz erstarrete. Seine leichenähnlichen Züge, convulsivisch verzerrt, trugen das Gepräge des furchtbarsten Entsetzens, während die Augen aus den eingesunkenen Höhlen heraus zu dringen schienen. Sie sprach, er antwortete nicht; sie berührte ihn, er war eiskalt und schien sich nichts bewußt als der unheimlichen Gestalt, welcher er nachstarrte.

Ich habe meine Mutter oft sagen hören, daß Hannah ein Weib von ungewöhnlichem Muth gewesen; diesmal aber war sie vor Angst außer sich. Sie glaubte den jungen Mann im Verschwinden und war im Begriff das Zimmer zu verlassen, um weitere Hilfe zu suchen, als sie die Dame an das Bett des Sterbenden zurückkehren und sich über ihn beugen sah, während seine Leiden sich herzzersehrend, namenlos steigerten, dann bewegte sie sich stolz nach der Thür. Nun war der Augenblick gekommen. Hannah

schrift mit ihr zugleich vor, legte die eine Hand auf die Klinke, und mit der andern versuchte sie den Schleier der Fremden zu heben. In der nächsten Secunde sank sie besinnungslos zu Boden. Ein Blick in das Gesicht der Unbekannten hatte ihr gezeigt, daß ein lebloser Kopf den Hut füllte. Die leeren Augenhöhlen, die nackten Zähne waren Alles, was sie unter den Falten des Schleiers erblicken konnte.

Am Morgen des nächsten Tages fand die andere Wärterin die arme, alte Frau kalt und betäubt am Boden nahe bei der Thür liegen und als sie nach dem Bette sah, fand sie den Leidenden todt und starr, als hätte schon vor einigen Stunden der Geist die sterbliche Hülle abgeschüttelt. Die eine Hand war über die Augen gehalten, als habe er sich vor einem grauenhaften Anblick schützen wollen, die Andere hielt die Bettdecke krampfhaft fest.

Die Ueberreste des geheimnißvollen Studenten wurden im Friedhofe von Alt-Galton begraben und ich erinnere mich, eh' der neue Weg dazwischen gemacht wurde, öfter sein Grab gesehen zu haben. Aber nie gelang es mir seinen Namen zu erfahren oder in welcher Beziehung das Gespenst zu ihm gestanden, und wie es kam, daß er sich so verlassen in Edinburgh befand. Ich habe anfangs dieser Erzählung gesagt, daß ich für die Wahrhaftigkeit derselben bürgen könne und das ist, so fern ich die arme, alte Frau selbst mit erschreckender Genauigkeit all' die Einzelheiten, welche ich berichtet, wenige Wochen vor ihrem Tode erzählen hörte. Sei es wie immer, es kostete ihr Leben, denn sie konnte sich von der Wirkung des Entsetzens nicht mehr erholen und schwand sichtlich von Tag zu Tag bis zu ihrem Tode, welcher zwei Monate nach jener grauenhaften Begebenheit erfolgte.

Ich für meinen Theil glaube Alles, was sie erzählte. Mein Vater, welcher im Frühjahr zurückkehrte, behauptete zwar, es sei Alles nur ein Traum, oder Spiel der Einbildungskraft gewesen, aber das consequente Zusammentreffen aller Umstände macht es mir unmöglich seine Meinung zu theilen.



Gedicht von Franz Grillparzer.

Wanderscene.

Es geht ein Mann mit raschem Schritt —
 Nun freilich geht sein Schatten mit —
 Er geht durch Dickicht, Feld und Korn
 Und all sein Streben ist nach vorn.
 Ein Strom will hemmen seinen Muth,
 Er stürzt hinein und theilt die Flut;
 Am andern Ufer steigt er auf,
 Setzt fort den unbezwung'nen Lauf.
 Nun an der Klippe angelangt,
 Holt weit er aus, daß Jedem bangt;
 Ein Sprung — und hieher, unverletzt,
 Hat er den Abgrund überseht.
 Was Andern schwer, ist ihm ein Spiel,
 Als Sieger steht er schon am Ziel,
 Nur hat er keinen Weg gebahnt.
 Der Mann mich an Beethoven mahnt.

Gedicht von J. Scheda.

Das Schützenkreuz am Traunsee.

Mit dem Hahnenruf, ist die Sonne bergauf,
 Prüft munter der Schütze der Flinte Lauf.
 Ihn zieht's zu den duftenden Höhen hinaus,
 Nicht Weib, nicht Kind läßt zurück er im Haus,
 Doch fern, wo die Siegesbachalpe grünt,
 Ist das rosigste Mädchen ihm freundlich gesinnt.
 Wohl ist sein Gewerbe sündhaft und schlecht,
 Hat zum Dieb sich an Reich und Kaiser erfrecht,
 Hat sich manche der stattlichsten Gemen geholt,
 Ob ihm auch der Jäger und Himmel großt.
 Doch was seines kühnen Muthes Gewinn,
 Das drückt ihm nicht lange den leichten Sinn,
 Gilt's ein Bagstück, ist unser Schütze dabei,
 Sonst hält er gar viel auf Wort und auf Treu.

Durch Busch und Wald, über Berg und Schlucht
 Der Schütze die Fährte des Wildes sucht.
 Heut ist ihm der Zufall ein tückischer Freund,
 Ermüdend die Sonne bergnieder scheint,

Die Dämmerung hoch und höher steigt,
 Und kein Wild den spähenden Blicken sich zeigt.
 Doch horch! — jetzt ein Rauschen von Tritten geweckt,
 Die Zweige knistern, der Busch sich regt.
 Herab die Flinte und leise ans Ohr —
 Es theilt sich der Busch — ein Jäger tritt vor. —
 Der Schütze hat ihn nicht recht erblickt,
 Glaubt ein Wild zu ersehen, hat losgedrückt.
 Laut kracht der Schuß, es blizt seine Glut,
 Hin kollert im Grase des Jägers Hut.
 Und ein wildes Halloh wird plötzlich laut,
 Der Schütze ein Duzend Jäger erschaut,
 Wie Pilze wachsen vom Boden sie auf,
 Gerichtet auf ihn ihrer Flinten Lauf.
 Hier ist jede Wehre vergebens versucht,
 Nichts rettet Dich, Schütze, als schleunige Flucht.
 Der schnell die Flinte übergehenßt,
 Wie die Gems über dräuende Klüfte sprengt,
 Mit donnernden Flüchen, drohend und schwer
 Die wilden Verfolger hinter ihm her. —
 Wohl hätten den Flüchtigen sie nimmer erreicht,
 Doch plötzlich der Boden neben ihm weicht,
 Und ein weiter, dampfender Krater zu schau'n,
 Liegt vor ihm der See im Nebelgraun. —
 Der Schütze steht — wild rollend sprüh'n
 Seine Augen ein düst'res, unheimliches Glüh'n,
 In's innerste Mark der Seele sich stiehlt
 Ein kalter Schauder, den nie er gefühlt. —
 Doch wie sein Aug' durch den Nebel starrt,
 Jenseits er ein schimmerndes Lichtlein gewahrt.
 Das glänzt von der Hütte des Liebchens her,
 Ein Stern der Liebe, so mild und hehr.

Da dehnt sich die Brust gewaltig und weit,
 Da pocht ihm das Herz in Seligkeit —
 Und ein Sprung in die Flut — die Verfolger steh'n, —
 „Fahr' hin in die Tiefe, auf Nimmersch'n!“ —
 Doch ihr hat der Schütze sich schnell entrafft,
 Und theilet die Fluten mit riesiger Kraft,
 Das Auge starr auf das Lichtlein gewandt,
 Das ihm ein Bote der Liebe gesandt;
 Doch was ihm das Herz so mächtig erfrischt,
 Vor seinen Augen plötzlich erlischt. —
 Durchschwommen zwei Drittheil des Sees er hat,
 Da werden die Hände allmählich matt,
 Da zieht es wie Blei ihn tiefer hinab,
 Da glaubt er zu sinken ins kühle Grab,
 Da schickt er empor ein warm Gebet,
 Das Segen auf's Haupt seines Liebchens erfleht. —
 Doch wie er zu sinken und sterben wähnt,
 Das Lichtlein am nahen Ufer aufbrennt.
 Da ist wie der Blitz im Dunkel der Nacht
 Der entschwundene Muth in der Seel' ihm erwacht,
 Da strömt durch das Herz ihm wonnige Glut,
 Da theilt mit der letzten Kraft er die Flut,
 Da ringt und strebt er mit sehnender Hast,
 Bis endlich die Hand einen Fels ergreift,
 Und krampfhaft der Arm sich um ihn schlingt,
 Und er ohnmächtig zur Erde sinkt. —

Oh' d'rauf ein Jahr noch vorübergeht,
 An jenem Fels sich ein Kreuz erhöht;
 Die Fluten des Traunsees wogen an ihn,
 Hoch blicket der Sonnenstein d'rüber hin.
 Das Schützenkreuz wird es noch heut genannt,

Denn der Schütze weihet es dem rettenden Strand.
Hat dankbar gewendet sein Herz zu Gott,
Der ihn beschützt in der Todesnoth,
Hat im Leben nie mehr einen Schuß gethan,
Hat sein Wort dem Liebchen gelöst als Mann;
Denn was noch kein Schwimmer ihm nachgemacht,
Die Sehnsucht der Liebe hat's fiegend vollbracht. —

Gedichte von W. v. Meßerich.

Die erste und letzte Täuschung.

I.

Beim Erntefeste, strahlend hell,
 Verherrlichend als Krone,
 Streut Lust wie Gnade Mirabell'
 Von ihres Zaubers Throne.

Und freundlich nimmt und heißt sie gut
 Des Landvolks Huldigungen;
 Da kommt ein Knabe, frohgemuth,
 Zu ihr herangesprungen.

Bewundernd blickt er süß und frei
 Sie an, wie Kinder pflegen,
 Verneigt sich dann und streckt dabei
 Ein Sträußchen ihr entgegen.

Doch weh! der schönen Stirne Licht
 Umzieht des Unmuths Wolke,
 „Weg!“ herrscht sie, „weg mir vom Gesicht
 „Mit diesem Bettelvolke!“

Das arme Kind erblaßt und flieht,
 Die Blumen läßt es fallen,
 Und eine große Thräne sieht
 Man seinem Aug' entwallen.

Wohl ruft bewegt mit sanfter'm Blick
 Die Stolze: „Komm nur, Kleiner!“
 Doch kehrt der Flüchtling nicht zurück,
 Und bald vergißt sie seiner.

Und sie vergißt, — das Kind wohl nicht,
 Die erste Täuschung — trifft es;
 Der erste Dorn ist's, der es sticht,
 Der erste Tropfen Giftes.

Und in der Thräne, still und groß,
 Dem Kindesaug' entfloßen,
 Hat wohl ein ganzes Menschenloos
 Sich unvermerkt erschlossen.

II.

Vor der Zelle offnem Fenster
 Schaut ein Mönch in's Weite hin.
 Alles ruht; nur noch wie Träume
 Sieht er es vorüberzieh'n.

Verthen sind's. Des Mönches Züge
 Ueberweht ein heller Schein
 Und er nickt den Vöglein Grüße —
 Sieh! da flattert eins herein;

Naht so harmlos, püßt vertraulich
 Von des Vesperbrotes Rest,
 Und umzwitschert ihn, als lade
 Es auch ihn zum Frühlingsfest.

Da erfaßt's ihn, ach! so mächtig;
 Und er lockt mit süßem Wort,
 Streckt die Hand, um es zu haschen,
 Nach dem Thierlein . . . da ist's fort!

Jubeln noch aus voller Kehle
 Hört er's durch die Lüfte hin,
 Sieht's zum Sitz seiner Lieben
 Nach dem grünen Felde flieh'n.

Und vom Auge, das dem Flüchtling
 Nach wohl starrt, so weit es kann,
 Leis' und zitternd eine Thräne
 Auf des Mönches Wange rann.



Nur Mahal.

Von

J. J. Mannusch.

„Lieb' und Haß ist, Huld und Hohn, hingegangen in
den Wind.“

Friedr. Rückert.

I.

Das »Schlangenkind.«

Es war in Turkistan; das Jahr 1586.

Der Mond schien hell. Zuweilen zogen Wolken über ihn hin. Eben war aus dem kleinen Grabmal dort der erste heilige Spruch des Fakhiers durch die Nacht erklingen, und vom mohamedanischen Minaret tönte der Ruf: »Allaho = Akbar!« — da hob Tschaja = Nyas, vor der Thüre einer ärmlichen Hütte, sein Weib auf das kleine Pferdchen, und schritt es selbst am Zaume führend, zu Fuße voran: sein Glück in Hindustan zu suchen. Seit der berühmte Baber auf dem Thron Dehli's saß, das er wunderbar durch's Schwert erobert, zog alle Turkistaner die Abenteuerlust nach dem schönen, fernen Land.

Ahaz war von edler Abkunft. Die vielen Herrscherwechsel hatten das Geschlecht herabgebracht. Etwas von dem Glück, deß die Väter sich einst erfreuten, ward noch dem Enkel zu Theil: eine gute Erziehung und der ritterliche Muth seines Stammes. Der Muth des jungen, unternehmenden Mannes schwellte seine Brust. Er besaß die Kunde: Geschriebenes zu lesen und zu zeichnen. Er kannte die Dichter seines Vaterlandes und dichtete selbst. Er verstand die Waffen zu brauchen, und ein Roß zu tummeln. Früh lernte er die Liebe kennen. Ein schönes, gutes Mädchen ward seine Herrin, seiner Seele Spiegel. Aber arm wie er, erfuhren Beide früh genug die Noth des Lebens. Unmöglich schien es ihm, im Vaterlande sich aufzuschwingen. Er wollte sein Glück in Indien versuchen. Er verließ für immer Freunde und Verwandte, kehrte seinem Vaterland den Rücken. Ein mageres Pferd, eine kleine Summe Gold, der Einlös seiner Habe, waren vor der Hand Alles, außer der Hoffnung und dem Muth, worauf seine Zukunft fußte. Der sogenannte Zufall sollte das Glück bringen, und er brachte es, wie es nun die armen Menschen haben können.

Tage kamen und gingen. Das Gold schmolz zusammen. Sein schwaches, junges Weib, gesegneten Leibes überdies, fühlte schwer das Drangsal der langen Fahrt. Schon ward die Milde guter Menschen in Anspruch genommen. Da betraten sie die unbebauten menschenleeren Berge. Hier schied sich Turkestan von den Ländern des Hauses Timur in Indien. Bald fehlte Obdach und Nahrung. Hinter ihnen lag Elend, dem sie entflohen. Vorwärts drohte der Tod. Einmal führte sie der Weg eine geraume Strecke an einem ganz aus zerbröckeltem Schiefer bestehenden Berge hin. Jeder Regen sendet dort einen Lawinensturz von Gerölle in die lautlose Tiefe, bis ein neuer scheinbarer Fußpfad sich bildet. Der Weg, gerade breit genug für ein Pferd, bietet oft Stellen, die dem

Reisenden zu überschreiten unmöglich scheinen. Betritt er ihn, so fühlt er den Boden unter jedem Schritte weichen. Man sieht die Steine, die der Fuß kaum erst berührte, unter der gehobenen Ferse rieselnd in die Tiefe kollern. Zuweilen glitscht der Reiter mit der weichenden Schicht einige Schuh tief hinab, und das Roß muß seine ganze Kraft aufbieten, weiter zu schreiten; während das erschreckte Auge den Abgrund mißt, in welchem einige tausend Fuß unter dem treulosen Pfad der wilde Strom dahin schäumt, das sichere Grab des stürzenden Wanderers.

Drei Tage waren ohne Nahrung dahin geschwunden und noch immer kein Dorf im Gebirg! Nichts als die freischwebenden Vögel hoch in der Luft und rund um die Felsen klappen. Eben berieth sich Tschaja = Ajaß mit seinem Weibe: »was zu thun?« als der erste Bote der nahen Entbindung, ein schneidender Schmerz, die zarten Glieder durchzuckte. Ein Vorwurf traf die Seele des Mannes, das bescheidene Glück der Heimat, das die Genügsamkeit der Armuth wohl geboten hätte, gegen die thörichte Eitelkeit fraglicher Größe und ungewissen Reichthums eintauschen zu wollen, um hier fern von jeder Menschenhilfe elend und unbeklagt zu verschmachten! Einige Augenblicke, und das Weib genas eines Löchterchens, eines lieblichen Wesens. Die Eltern verweilten mehrere Stunden da, wo das Kind geboren war, ob nicht reisende Himmelsboten des einsamen Weges kämen. Aber selten verirrt sich ein menschlicher Fuß in solche Einöde. Keine athmende Menschenbrust, die ein fühlendes Herz barg, in dem weiten Gebirgsland, während des ganzen langen Tages.

Schon sank die Sonne. Der Abgrund füllte sich mit schwarzer Nacht. Finsterniß lagerte zwischen den Schluchten. Der Tiger und der Schakal verließen nun bald ihre Verstecke, und doch setzten Mann und Frau noch ihre Hoffnung

auf einen leuchtenden Morgen voll goldenen Lichtes. In dieser Noth hob der Mann die junge Mutter nochmals auf das ermüdete Köpfelein. Er selbst, zum Tod ermattet, hält mühevoll mit seiner zitternden Hand die erschöpfte Frau aufrecht im Sattel. Sie drückt das Kind ihrer Liebe an ihre bebende Brust.

Aber Mutterliebe lag im Kampfe mit menschlicher Ohnmacht. Bald trug die Mutter das Kind in ihren Armen, bald der Vater, bis Beide auf das Aeußerste erschöpft nur zu wählen hatten, entweder auf den furchtbar gefährlichen Nachtwegen alle drei gemeinsam in den Abgrund zu stürzen oder das Kind in der Einöde zurückzulassen.

Als die Nacht kam, war die Wahl entschieden. Die unglücklichen Eltern legten ihr Kind in ein Gebüsch und setzten trostloser als zuvor langsam ihren Weg fort.

Eine Meile war zurückgelegt. Immer noch fand das rückgewendete Auge die Richtung, nach welcher das Kind liegen mußte. Da krümmte sich der Pfad, und barg die Aussicht. Jetzt ergriff Verzweiflung die Mutter. Sie sank von Schmerz überwältigt vom Pferde. Mit dem wiederholten Jammerruf: »Mein Kind, mein Kind!« verließen sie die Sinne. Ayaß versuchte, was an ihm war, die Ohnmächtigen zu beleben. Darauf tappte er sich zurück, das Kind zu holen, damit sie alle drei zusammen stürben. Schon hat er die Stelle erreicht, Schrecken befällt ihn. Er steht wie gelähmt. Eine schwarze Schlange umschlingt das Kind, züngelt mit offenem Rachen über dem kleinen Häuptlein! Ayaß sieht das Kind erwürgt. Mit einem lauten Schrei rennt er los auf das Thier. Die Schlange, erschreckt, wickelt sich ab, und verschwindet in der Höhlung ihres Baum-lagers. Rasch ergreift der Vater sein Kind und schleppt sich mühevoll zur Mutter zurück, die glücklich ist, ihr Kind zu haben.

Da kamen Reisende, wahre Himmelsboten! des Weges; hören den wunderbaren Vorfall, erquickten die Wanderer, und mit ihrer Hilfe erreichen sie Lahor.

So erzählt *Mati med Khan* von Dehli in seinem »*Jehanghiri Nama*« die Begebenheit von *Nur-Mahal* dem »Schlangenkinde.«

II.

Die Sonne der Frauen.

Damals herrschte zu Lahor *Mohammed Akber* der Große. Ein tapferer Mann, heldenmüthig, von edlem Geiste, ein gerechter und milder Fürst. Ihm zur Seite stand *Asiph Khan*, ein mächtiger Herr des stolzen Mongolenhofes. An ihn, seinen Vetter im entfernten Grade, wendete sich *Ayaz*. *Asiph Khan* gewährte ihm seinen Schutz und ernannte ihn zu seinem Geheimschreiber. Bald fand *Ayaz* Gelegenheit, sich auszuzeichnen und erhielt vom Kaiser den Befehl über tausend Reiter. Kurz darauf ward er zum Hofmeister ernannt, erhielt den Titel: »*Actimad* und *Daula*« und stieg bis zur Würde des Oberschatzmeisters von Indien. Der noch vor Kurzem arme Verlassene war nun einer der Vornehmsten im Lande. Die Schätze Indiens standen zu seiner Verfügung.

Das Schlangenkind der Wüste war ein reizend schönes Mädchen geworden, berühmt in Delhi ob ihrer blendend weißen Haut. Sie hieß: *Mihri ul Nissa*, die Sonne der Frauen. Sie kannte die Schrift und schrieb eine zierliche Hand. Selbst Dichterin: klang ihre Rede wie Silbertöne. Aber sie wußte, daß sie schön war und Jedermann sah es, sie wolle gefallen. Und sie gefiel mit Recht, durch Geist und Anmuth.

Actimad und Daula gab ein Fest. Es galt dem Prinzen Selim, Akber's Sohn. Als die große Zahl der Gäste sich verlor und die sich nahe standen, nur einen engen Kreis mehr bildeten, erschienen zuletzt die Frauen des Hauses verschleiert in dem Saal. Selim sah Ayaß's Tochter. Er sah und sprach sie; sah ihre Gestalt und sie erschien ihm einzig schön. Ihre Züge machten Eindruck auf sein Auge, ihr geistreiches Gespräch auf sein Herz. Mihr ul Nissa legte es darauf an, den Prinzen zu fesseln. Wie zufällig ließ sie den Schleier fallen. Das reizende Antlitz voll holder Verwirrung bezauberte ihn. Ihr Loos war gefallen. Selim hörte nur Ayaß's Tochter. Ihre süßen Töne, ihre lieben Worte allein schmeichelten seinem Ohr. Ein unaussprechlicher Ausdruck lag in jedem Klange, der von ihren holden Lippen floß. Aber Mihr ul Nissa ist verlobt, verlobt an Schehr Afkan, einen turkistan'schen Edelmann, am Hof des Kaisers.

Selim hat am nächsten Morgen seinen Vater, ihm des Edelmanns Verlobte zum Weib zu geben. Der gerechte Akber schlug die Gewährung ab. Der heiße Selim wendete sich an Schehr Afkan selbst. Er verschwendete Bitten, daß Jener seinen Ansprüchen entsage. Aber Schehr Afkan lehnte ab, und Mihr ul Nissa ward das Weib eines der tapfersten Männer im Heere des Großmogols. Akber grollte nicht dem kühnen Edelmann, und Selim zeigte keine Bitterkeit. Aber es gab genug dienstwillige Dmrah's, die sich schon jetzt der aufgehenden Sonne zuwandten und Schehr Afkan es fühlen ließen, daß er Mann war, zu weigern. Entrüstet verließ Schehr Afkan Akberabad, zog mit der schönen Mihr ul Nissa nach dem reichen Bangala, dessen Statthalter ihm das Gebiet von Burdwan zu verwalten gab.

III.

Der Tigerkampf.

Akber starb und Selim bestieg den Thron. Er nannte sich Jehanghir, das Licht des Glaubens; Mohammed, der Eroberer der Welt. Die Geschichte nennt ihn unter den größten Kaisern Indiens, gerecht und menschlich, tapfer und liebenswerth. Prachtliebend war er Kaschmir's Verherrlicher. Er hatte die »Sonne der Frauen« nicht vergessen. Darum berief er Schehr Afkan an seinen Hof.

Schehr Afkan war ein berühmter Kämpfer, stark und muthvoll. Er hieß eigentlich Asta Jilla. Schon als Jüngling in Persien unter Schah Ismael ausgezeichnet, betrat er Indien bereits mit dem Ruf eines großen Namens. Ein Löwe, den er erlegte, veranlaßte seine Freunde ihn Schehr Afkan, Ueberwältiger des Löwen, zu nennen. Unter diesem Namen war er einer der Tapfersten in jedem Gefechte unter Akber's Herrschaft, der selbst ein Held, unbändigen Muth, der ihn beseelte, auch an Andern liebte und keine Gelegenheit versäumte, Schehr Afkan auszuzeichnen.

Als Schehr Afkan im Hoflager zu Dehli eintraf, empfing ihn Jehanghir mit großer Huld, ihn mit neuen Ehrenstellen überhäufend. Die offene Seele Schehr Afkan's, fremd jedem Mißtrauen, empfing dankbar die Zeichen der Gunst des Fürsten. Er glaubte, Jehanghir habe vorlängst Selim's flüchtige Neigung vergessen! Jehanghir war Herr aber Tyrann. Nicht mit Gewalt konnte er Mihr ul Mißa in sein Zenana führen. Schehr Afkan war Herr in seinem Hause und freiwillig konnte

dieser, auch wenn er gewollt hätte, sein Weib nicht verschenken, denn allgemeine Verachtung ruht auf dem indischen Mann, der eine Frau aus seinem Serail entfernt. Darum auch wimmeln die Benana's der Könige von Weibern, denn nur einmal geschaut vom Mann, darf das Weib die Gemächer, die es betrat, nicht mehr verlassen.

Sch e h r A f k a n war von nun an stets im Gefolge des neuen Kaisers.

Einmal war große Jagd. Unzählige Jäger auf Elephanten! Ein Heer von Treibern. Man fand die Spur eines ungeheuren Tigerthiers. Ein weiter Kreis umstellte das Waldgebüsch. Das Raubthier lag lauernd im Dickicht des hohen Grases.

T e h a n g h i r blickte fragend auf sein Gefolge.

»Wer von euch wagt es, den Tiger anzugreifen, ganz allein, im ehrenvollen Zweikampf?«

Man suchte sich mit den Augen und schwieg. Wen sollte es gelüsten, dem kaiserlichen Einfall zu genügen? Zuletzt blickten Aller Augen auf S c h e h r A f k a n. Er aber ließ es unbemerkt.

Als auch der Unerschrockenste schwieg, traten zuletzt drei Omrah's aus dem Hofstaat. Sie zogen den Ruhm dem Leben vor! beugten sich vor dem Kaiser, und nach dem Salam baten sie um Erlaubniß den Kampf zu bestehen.

Da erwachte S c h e h r A f k a n's Stolz. Er hatte darauf gerechnet, daß Keiner zum Wagstück sich melden würde. Dann aber wollte er allein der Held des Tages sein, zu unternehmen, daß sich Keiner unterwand! Nun aber wollten wirklich drei den Kampf bestehen, und es quälte ihn, zu denken, man könne Furcht bei ihm voraussetzen. Ein Augenblick Zögerns noch, und er ritt vor seinen Gebieter, und sprach:

»Nicht gleicher Kampf ist's. Waffen zu brauchen gegen

waffenloses Thier! nicht mannhaft, den schwertlosen Gegner mit dem Schwert zu bekämpfen. Auch der Mensch empfang Muskeln und Sehnen wie das wilde Thier, und statt der stärkeren Klauen und Zähne erhielt er — Verstand, die Blößen des Feindes zu erspähen! Darum, Herr! gestatte deinem Knecht vor dir in den gleichen Kampf zu gehen, mit dem Thiere der Wüste.«

Der Fürst schwieg. Die Omrah's riefen:

»Das ist nicht Muth, sondern Tollheit! Ein Tiger kann nur mit geschmiedeten Waffen bezwungen werden.«

Da warf Schehr Afkan die Waffen weg und rief:

»Das Gegentheil will ich beweisen!«

Iehanghir, was immer auch seine Brust durchwogte, mahnte den tapferen Mann doch ernstlich ab. Aber Schehr Afkan's Ehrgeiz litt es nicht, nun nachzugeben. Er bat und bat, bis der Kaiser zugab, den gleichen Kampf!

Und nun schritt der Kühne, allein, ohne Waffen, dem hohen Grase zu. Als er nahe war, regt es sich d'rinnen, und bewegt sich unruhig, raschelnd und knackend. Plötzlich mit Gebrüll fährt's empor, richtet sich auf, rollt glutrothe Augenräder, und heraus springt das gewaltige Thier, und in einem Satz über den Gegner, denn der, darauf gefaßt, lag lang am Boden. Der Sprung ging über ihn weg. Setzt Afkan auf, wie Stahlfeder, wendet sich, faßt rasch des Gethiers Schweif mit beiden Händen, schwingt mit furchtbarer Macht das Ungethüm um sich herum, und wirft's, mit dem Aufwand der vollsten Mannskraft, rücklings zu Boden, daß dumpf der Grasboden dröhnt! Nicht so schnell erholt sich das betäubte Ungeheuer, und schon ist mit raschem Sprung der Löwenieger an des Tiegers Kehle, greift mit der Rechten in die unteren, mit der Linken in die oberen Zähne, öffnet so den weiten, rothen, glutwarmen

Rachen, die Kinnladen auseinander zu reißen! Aber vor Wuth und Schmerz krümmt sich die gräuliche Tigerkaze unter ihm zu einem Knäuel zusammen, so daß die vier Branken unter Schehr Affan zu liegen kommen; greift mit den vorderen Tazen in seine Arme, und stemmt sich mit den Hinterbeinen an des Gegners Schenkel. Schehr Affan, in die Höhe geschoben, verliert den Boden unter den Füßen. Doch weiß er noch zu wollen, die Gruppe rollt so, zum allgemeinen Entsetzen, mitten in den Kreis der Zuschauer, zu den Füßen des Kaisers.

Einen Augenblick lag der Knäuel still vor dem erstaunten Blick Jehanghir's. Plötzlich wand sich langsam der Sieger unter dem Thier hervor. Aber er blutete aus vielen tiefen Wunden. Der Tiger aber lag todt da, mit zerrissenen Kinnladen.

Schehr Affan's Ruhm dieser That erscholl durch ganz Indien. Aber er lag lange krank an seinen Wunden.

IV.

Der Ueberfall.

Als Schehr Affan wieder vor Jehanghir erschien, ward er von dem Kaiser auf das Guldvollste empfangen.

Nicht lange und ein neuer Vorfall zog neuerdings die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Helden.

Eines Morgens begab er sich in seinem Palankin nach dem königlichen Palaß. Aus einer engen Straße tobte ein scheugewordener Elephant hervor. Er rief dem Mahaut zu, auszuweichen! Es war nicht möglich. Das Thier rannte gerade zu auf den Palankin. Erschreckt lassen ihn die Träger

fallen und laufen davon. Zertrümmert liegt die Sänfte am Boden, *Schehr Affan* mit ihr. Es gelingt ihm, sich hervorzuarbeiten. Naht das Schwert! ein Streich und der Rüffel des wilden Kolosses ist hart am Kopf durchhauen. Das Ungethüm stürzt vor Schmerz zu Boden und verblutet.

Bald darauf kehrt *Schehr Affan* nach Bengal zurück. Den Höflingen schien es nun Zeit, *Jehanghir* in der Ferne besser zu dienen, als dies in Lahor möglich war. Man wußte wohl, daß der Kaiser »die Sonne der Frauen« nie vergessen habe!

Kuttub, Bengals Statthalter, dachte sich zu befördern. Vierzig Mörder sollten das Ihrige dazu thun. *Schehr Affan* sollte stumm und blind werden. Der Held erfuhr es, kümmerte sich aber wenig darum. Er fühlte sich. Seine Diener schliefen in den äußeren Wohnungen des Hauses; *Schehr Affan* allein, wie immer.

Einst in der Nacht (ein alter Mann hatte nur von innen das Thor verriegelt) fanden die Mörder Eingang in das Haus. Ein treuloses Fenster ließ sie ein. Schon standen sie im Schlafgemach. *Schehr Affan* schlief. Die Dolche der Mörder näherten sich schon der Brust des edlen Helden. Empört von dem traurigen Anblick, rief einer von ihnen, ein alter Mann, laut genug:

»Pfui der Schande! Vierzig gegen einen Schläfer!«

Das laute Gefühl des Rechtes war der Engel *Schehr Affan's*. Er riß sich empor und das gute Schwert rasch ergriffen, sprang er mit den Worten:

»Gesprochen wie ein Mann!« in eine Ecke des Saales den Rücken deckend und begann den Kampf. Wenige Minuten und Zwanzig lagen blutend am Boden. Die Andern flohen. Sein Retter blieb zurück. *Schehr Affan* dankte und beschenkte ihn reichlich. Nur Eines frug er:

»Wer dinge euch?«

Und als er's mußte, befahl er ihm, was gesch'eh'n zu erzählen.

Als Schehr Affkan öffentlich erschien, wurden die Straßen zu eng für das Volke das den Kämpfer zu schauen verlangte. Doch dünkte ihm gewiß, daß vom Subadar zu Tanda sein Leben gefährdet werde. Schehr Affkan kehrte nach Burdwan.

V.

Todeskampf.

Nicht lange und der Subadar kam nach Burdwan. Er besichtigte die Provinzen der Statthalterschaft. Seiner Pflicht gemäß mußte ihn Schehr Affkan bewillkommen. Er ritt ihm mit zwei Reitern entgegen. Kuttub war zuvorkommend und freundlich. Sie ritten eine Zeit lang einander zur Seite, besprechen Land und Volk.

Plötzlich hielt der Subadar, um abzusitzen und seinen Staats-Elephanten zu besteigen, in Burdwan seinem Rang gemäßen Einzug zu halten. Ein Lanzenreiter stach das Kopf Schehr Affkan's, als steh' es dem Herrn im Wege und trieb es vor sich. Das Pferd schlug aus und bäumte. Schehr Affkan wandte das zornige Thier und bedrohte den Lanzknecht. Der warf sich nieder vor ihm und flehte Gnade. Schehr Affkan sah wohl was es war, der Schimpf war ausgedacht. Das ertrug er nicht. Augenblicklich sprengt er Kuttub entgegen, haut die Stricke, die den Thurm auf dem Rücken des Elephanten halten, auseinander. Gewaltig reißt er das Amari zu Boden, spaltet mit einem Hieb den Kopf des Subadar.

Jetzt auf's Gefolge! Arba Khan aus Kaschemir, ein Oberbefehlshaber über fünftausend Rosse, fiel zuerst von

seiner Hand. Jeder Streich kostete ein Leben. Die Truppen flohen. Aber in der Entfernung hielten sie an, schossen Pfeile und sandten Kugeln auf ihn. Sein Kopf stürzte todt dahin.

Schehr Affan, aus vielen Wunden blutend, richtet sich auf, heißt sie Feiglinge und fordert jeden Einzelnen zum Kampfe. Keiner wagt es, die Ladung anzunehmen.

Schehr Affan fühlt sein Ende. Er sinkt zu Boden, hebt sich, wendet das Antlitz nach Mekka, der heiligen Stadt, greift in den Staub und füllt sich die Hand statt Wassers vom heiligen Ganges und schüttet den Staub mitten im Gesause der Kugeln sich über den Scheitel, den Geist im Haupte zu reinigen und die dahinfahrende Seele zu segnen vor dem Tode des Leibes nach dem Gesetz des heiligen Propheten. Die bleiche, sterbende Lippe spricht noch leise das Gebet zum Vater der Menschen, dann sinkt er, von zweimal drei Kugeln getroffen, entseelt auf das Heldenantlitz nieder.

So endete der tapfere Schehr Affan, der Bewältiger des Herrn der Wüste, der Tiegersieger im Gleichkampf, der schönen Mihr ul Nissa Gemal.

»Die Sonne der Frauen« war Witwe.

VI.

Einsames Zenana.

Hatte Jehanghir Antheil an des Helden Fall? Wer kann es sagen? Wer beweisen, ob der Subadar eigenem Entschlusse oder geheimer Weisung folgte? Rutub war todt. Auf jeden Fall war, wenn gleich von gerechtem Zorn erfüllt, diesmal Schehr Affan der An-

greifer. Nur Eins konnte Jehanghir's Unschuld beweisen, wenn er Mihr ul Mißa nie mehr sah. Aber das war mehr als man erwarten konnte.

Einer der vornehmsten Hauptleute in der Suba Bengals verlor keine Zeit, für Jehanghir zu handeln. Fürchtend, daß Mihr ul Mißa, wenn die Nachricht von Schehr Afkan's Tod sie erreichte, sich vorschnell das Leben nehme, betrat er das Haus Schehr Afkan's in Burdwan. Aber Mihr ul Mißa schien gefaßt, ja sie vernachlässigte sogar alle äußeren Zeichen der Witwentrauer, in Indien so gewöhnlich, und verlegte den Anstand, indem sie erklärte: »so handle sie dem Willen des Gatten gemäß!« Schehr Afkan habe ihr geboten, sich, falls er aus dem Leben schiede, Jehanghir's Willen zu ergeben. Das Gedächtniß seiner Thaten würde dann leben, habe er geäußert, im Ruhm ihres Namens, wenn ihr Schicksal an des Kaisers Geschick gekettet, Schehr Afkan's Witwe zu Indiens Herrscherfrau erheben würde.

Mihr ul Mißa erschien im Triumph in Dehli. Jehanghir befahl, die »Sonne der Frauen« habe nicht in das Haus Aktimad und Daula's, sondern in das Zenana des Kaisers einzutreten.

Jehanghir fühlte seinen Antheil an dem Tod des Helden; Mihr ul Mißa sich geschmeichelt die erste Sultana zu sein und etwa hatte der Ehrgeiz schon zumal seinen Theil daran gehabt, als die erste Begegnung Selim's in dem Hause des Vaters Statt fand.

Aber Mihr ul Mißa's Stolz oder Liebe erlitt eine tiefe Kränkung. Zwar Rokia Sultana, die Mutter des Kaisers, empfing sie freundlich, aber Jehanghir befahl, ihr die geringste Wohnung des Zenana einzuräumen und verbot, daß sie sich daraus entferne. Auch Akber's Sohn hielt streng an dem Gesetz. Ihm galt kein Ansehen der Per-

son. Zu Gerechtigkeit und Nothwendigkeit bedarf der König keiner Augen, war sein Wahlspruch. *Schehr Afkan's* Tod, voreilig herbeigeführt, konnte ihn und *Mihr ul Mißa* straffällig erscheinen lassen. Schwer traf die Sonne der Frauen solche Demüthigung. Jetzt betrauerte sie ernstlich des hohen Helden Tod. Sie gefiel sich in ihrem Schmerz. Des Kaisers anscheinende Verachtung wandelte ihre Trauer in Verzweiflung. Aber die Zeit brachte Fassung in ihr Gemüth. Die Lebenshoffnung wuchs, damit die Lust zu leben. *Rokta Sultana* besuchte sie, und schien ihr hold. Die Mutter selber lud zuletzt *Tehanghir* ein, die Arme doch einmal zu sehen. Aber er wandte, wahr oder verstellt, das Haupt, wann *Mihr ul Mißa's* Namen genannt ward.

Der Gehalt der Witwe *Schehr Afkan's* reichte gerade hin, ihren Haushalt zu führen. Ueberfluß aber und die gewohnten Zierlichkeiten des Lebens fehlten ihr. Aber ihr Geist fand Mittel den Mangel zu ersetzen. Erfindungsgabe und Geschmaç halfen dem ab, was ihr so schmäählich schien zu tragen. Sie begann *Shawle* und *Sari* zu sticken, Seidenstoffe mit schönen Zeichnungen zu zieren. Die Dienerinnen mußten ihre Kunstfertigkeiten beisteuern. Die *Sclavinnen* trugen dann die schönen Arbeiten in des Kaisers *Zenana* herum, von Thür zu Thüre oder außerhalb dem Kaiserpalast in die Wohnungen der *Omrab's*. Und die feinen Bugwaaren fanden so großen Beifall, daß sie stets zu hohen Preisen verkauft wurden. *Mihr ul Mißa* erhielt bedeutende Summen, besonders wenn solche Waaren in das *Zenana Aftimad* und *Daula's* gelangten. Ihre Umgebung ward glänzender. Ihre Dienerinnen prunkten in kostbaren Gewanden. Sie selber saß im einfachen Kleide. Zuletzt strahlten die Gemächer von Pracht. *Mihr ul Mißa* bloß durch ihre Schönheit und Anmuth. So schwanden vier Jahre. Nie sah sie *Tehanghir*.

VII.

Ein feltner Augenblick.

Neugier führte zuletzt aus, was Liebesqual nicht vermochte. Vielleicht auch bot Neugier willkommenen Vorwand.

Seit langem wußten die Frauen des kaiserlichen Zennana fast nur von der Pracht und Herrlichkeit in Mihr ul Mißa's Gemächern zu sprechen. Da beschloß der Kaiser sie zu sehen. Niemand wußte darum.

Eines Abends, der Mond leuchtete so schön und mild am sternenfunkelnden Himmel und die Nachtigall sang und die Abendluft wehte so lind, betrat Sehanghir geräuschlos die Schwelle des Frauengelasses Mihr ul Mißa's.

Prachtvolle Ispahaner-Teppiche lagen auf dem Estrich ausgebreitet. Hohe silberne und vergoldete Leuchter standen überall in den Ecken oder den Rundgemächern, wo die Sclavinnen saßen, in Goldstoff und kostbare Shawle gekleidet mit herrlichem Schmuck bedeckt. Flüchtig streifte des Kaisers Blick an ihnen hin, denn er suchte das Herz des Herzens.

Da saß sie auch, endlich, die Geliebte! auf Kissen, mit Multanzeugen bedeckt; das schöne Haupt in die schnee-weiße Hand gestützt. Ein Kleid aus dem feinsten Arnika-Mouffelin, ohne Gold und Steine, umfloß die reizenden Glieder. Leppige, dunkle Locken wallten über die schönen vollen Schultern der rührenden Gestalt. Neben ihr lagen die schöngemalten Blätter der lebenswarmen Dichtung. Die Liebesabenteuer von Parwez und Schirin aufgeschlagen. Vielleicht hatte so eben der Ausdruck des verwandten

Schmerzes in der schönen Sage ihre Seele bewegt, denn ihr schön gewölbter Busen hob sich, von warmer Leidenschaft bewegt, wie von tiefem, sehnsuchtsvollem Athmen.

Eben öffnete sie fast unwillkürlich die schönen Wimpern, um mit dem schwärmerischen, thränenschweren Blicke, in der Erinnerung des Geistes, Selim's Bild zurückzurufen, als ihr Auge auf Je hang hir haftete, der wie sie in Liebe aufgelöst, regungslos da stand, die schönste Gestalt zu betrachten, in welcher je ein Engel die Erde betrat.

Von der plötzlichen Erscheinung betroffen, sprang Mi hr ul Ri ß a auf, Täuschung zu zerstören und war sie's, mit ihr sich aufzulösen oder Wirklichkeit zu finden und glücklich zu sein. Entgegen fliegt sie dem Kaiser, streckt ihre Rechte aus und rührt bebend an ein körperliches Bild. Kein Traum ist's, nein ein lebendiges warmathmendes Wesen, Selim! der Kaiser selbst.

Ehrfurchtsvoll tritt sie einige Schritte zurück. Dann berührt sie, wie die Sclavin, mit der Hand den Boden und hebt sie wieder auf zur tiefgebeugten Stirn. Zitternd mit niedergeschlagenen Augen harret sie des Wortes des Herrn, der nun ihr Schicksal entscheiden wird.

Je hang hir dünkt die Selbstqual genug; genug die Sühne Mi hr ul Ri ß a's. Lange schwelgte sein Blick in den Formen und auf den Zügen des holden Wesens. Dann ließ er sich auf den Kissen des Serai nieder und winkte der Theuren, ihm zur Seite zu sitzen.

»Geliebte meiner Jugend!« ruft er; »Unvergeßliche, ewig Geliebte! sprich, warum umfängt deine holden Glieder nur so einfaches Gewand, während deine Sclavinnen gleich Königinnen strahlen?«

Mi hr ul Ri ß a antwortete mit gesenktem Auge:

»Sie sind meine Sclavinnen und ich Sorge für sie. Ich

bin die eurige. Der Slave muß die Kleider tragen, die sein Herr ihm gibt.«

Sehanghir, statt zu antworten, hielt seine glückliche Braut lange in seinen Armen, sie an seine Brust drückend, ihre Augen, ihre Stirne, ihre Lippen mit Küssen überdeckend. Ein einziger seliger Augenblick hüllte lange Jahre erzwungener, durch Pflicht gebotener Trennung in dunkle Vergessenheit.

Am nächsten Morgen erscholl Delhi von tausend Befehlen zur Vermählung des Kaisers mit M i h r u l N i s s a.

Sie erhielt nun den Namen: Nur Mahal, das Licht des Palastes; und von diesem Augenblick an bis zu Sehanghir's letztem Athemzug war Nur Mahal des mächtigen Kaisers Geliebte, seine Rathgeberin, die unumschränkte Gebieterin des unermesslichen Reiches. Weisheit und Schönheit gewannen den Sieg über den Eroberer der Welt.

VIII.

Das Licht des Palastes.

Nur Mahal's Vater wurde Bezir, ihre beiden Brüder Omrah's der ersten Classe und hießen Aktimad Khan und Asiph Jah. Bald zogen nahe und ferne Anverwandte aus Turkistan nach Indien, Gnaden vom Hause Ahas zu heischen und zu empfangen. Alle wurden befriedigt. Nie stieg ein Haus so schnell, bemerkt ein Zeitbuch, aber auch nie so verdient. Sehanghir war glücklich und genoß des Glückes, denn Aktimad und Daula hielt die Zügel des Reiches mit sicherer Hand.

Noch heute bewundert der Reisende Denkmale aus jenen Tagen. Sie sind die schönsten in Indien. Zu Agra, am

linken Ufer der Jumna, erhebt sich der prachtvolle Bau, den Nur Mahal zuerst für ihren Vater schuf. Aktimad und Daula starb allgemein beklagt im Jahre 1618. Nur Mahal war im Innersten betrübt. Das Andenken ihres Schmerzes und ihrer Kindesliebe sollte der Nachwelt erhalten werden, in einem Nur Mahal's Macht angemessenen Gedächtnißmal. Ein Dom von Silber war zuerst die Absicht. Aber der Baumeister meinte, nicht der Stoff, sondern Dauer schaffe das werthvollste Denkmal. Geld wäre wohl Allen werth, aber Geld sammt dem Hause Timur und allem Irdischen schmelze dahin. Die Schätze gehen von Hand zu Hand. Gerathener scheine es, aus edlem Gestein und kostbarer Arbeit ein werthvolles Denkmal zu bereiten, als durch Gold und Silber. Nur Mahal erkannte die Wahrheit des Ausspruches. Marmorblöcke wurden aneinander gefügt, um eine Gartenmauer zu bilden, innerhalb welcher ein prachtvoller Pavillon über die Jumna sich erhob. Mitten darin zwischen Blumenbeeten steigt auf einer Marmorterrasse ein Gebäude empor, geziert mit edlen Steinen, dem Reichthum indischer Herrscher entsprechend. Das Ganze umschließt von Oben ein künstlich durchbrochenes Marmorgeländer. Die Gebeine ruhen in einem Sarkophag von Pietra dura, worüber hoch hinauf ein Dom sich wölbt.

IX.

Uebermuth.

Glänzend war die Zeit der Jugendtage des Kaisers von Hindustan und der schönen und weisen Nur Mahal. Täglich ersann sie neue Beweise ihrer Liebe für den Gemal. Ihr Gefühl für ihn machte sie unerschöpflich in Erfindungen.

Je h a n g h i r's Liebe für die reizende M u r B e g u m grenzte an Schwärmerei. Bald erhielt sie einen neuen Namen. Sie hieß M u r J e h a n , Licht der Welt.

Nach ihres Vaters Tode ward sie der gute Geist des Landes der Hindu. Sie und ihr Bruder A s i p h J a h , der nun Bezir, herrschten ohne Beschränkung. Der Kaiser selbst wünschte, daß seine Frau Schahi, Kaiserin, angeredet werde.

Gleichwohl wurde die Mächtige späterhin noch hart geprüft.

Je h a n g h i r's ungemessenes Vertrauen in ihre Weisheit gab ihr und den Ihrigen Regentengewalt. Dadurch, und gefesselt durch ihre Reize, verlor sein Geist die Spannkraft des Gebieters. M u r J e h a n herrschte unbeschränkt; that Gewalt an, fügte Unrecht zu, vielleicht mit dem Willen gerecht zu sein, wo sie wollte, weil sie durfte.

So litt M o h a b e t , einer der tapfersten und weisesten Heerführer Je h a n g h i r's , der treuesten Diener Ciner. Verdächtigt, während der glorreichen Eroberungen in dem Dekhan und Bengal, den kaiserlichen Prinzen P a r v e z begünstigt zu haben, gab ein kleines Versehen seinen Feinden Gelegenheit, ihn zu verleunden. M o h a b e t hatte Elephantenbeute gemacht und behielt sie, da er ihrer zur Führung des Krieges bedurfte. Gewonnene Elephanten aber wurden stets dem Kaiser zugesendet. Plötzlich wird M o h a b e t , der Oberbefehlshaber des Heeres, entfernt und S u b a d a r vom Panjab dem Fünfwasserlande getrennt von Lahor.

War M o h a b e t ein Verräther, so war es unflug ihn so zu behandeln, denn noch war er Befehlshaber und konnte sich als solcher gerade jetzt für P a r v e z erklären. Aber der Feldherr nahm Abschied von dem Prinzen und begab sich nach dem Hofsager des Kaisers.

Auf der Reise warnten ihn die Freunde nicht zu ver-

trauen. Der Kaiserin erschien er als Feind. Daß ihm Untergang drohe, unterlag keinem Zweifel.

Mohabet sandte Briefe an Jehanghir, bat um sicher Geleit. Schweigen — war Antwort. Und wieder schrieb er.

Mohabet, der sein Leben für Jehanghir wagte in vielen rauen Schlachten, will es nicht geben in die Hand des boshaften Feindes. Gib mir Geleit, Jehanghir! die Rechtfertigung ist dann meine Sache.

Jehanghir zürnte und sandte Befehl an den Bitenden vor ihm zu erscheinen.

Mohabet gehorchte. Aber fünftausend Rajaputen, Königsfinder, treue Hindu, alle erprobte Kriegsgesellen, rauche Helden, gaben Mohabet dem alten Heldenführer das sichere Geleit.

X.

Strafe.

Am 18. April 1626 brach Jehanghir auf von Lahor, um nach Kabul, dem Schlüssel Indiens, der Alexanderstadt am Parapamisus zu gehen.

Eben hatte er Vizierabad an der Jilum, die große Indusquelle erreicht, als es hieß:

»Mohabet kommt!«

Nur Jehan erschrak, denn er kam nicht allein. Sprach er den Kaiser, so war Mohabet gereinigt.

Mehr noch fürchtete die Schahi die Unbestechlichen, die ihn begleiteten. Im Augenblicke der Entscheidung verließ sie alle Klugheit. Dem Ankommenden ward der Zutritt versagt. Sein Eidam, der als Abgesandter die verweigerten Elephanten und kostbare Geschenke ins Lager brachte, da

Mohabet selbst nicht erscheinen durfte, wurde, als er herabstieg vom Rücken des prächtig geschmückten Reitcollosses, schmachvoll ergriffen, der reichen Gewande beraubt, mit zerrissenen Stücken Zeuges bekleidet, gepeitscht, in verkehrter Haltung einem Esel aufgebunden und so an Mohabet zurückgesendet.

Das Gerücht erreichte Mohabet. Der Jüngling ward gefaßt empfangen. Man hieß ihn nur sich umkleiden. Mohabet, rasch und kühn, wußte was er wollte.

Als beim Anbruch des Tages der größte Theil des Lagers und des Heeres das Wasser überschritten; der Kaiser nur noch mit Wenigen sammt dem Hofstaat diesseits weilte, unterbrach Mohabet plötzlich mit einer raschen Bewegung den Zug, hielt die hölzerne Brücke, die über den Fluß führte, verbrannte sie, ließ zweitausend Rajaputen und den Sohn dort zurück, mit dem Befehl: »Jeden nieder zu hauen, der aus verlassene Ufer zurückkehren wolle.« Er selbst ritt nach des Kaisers Zelt. Lange währte die Verhandlung. Die wackeren Rajaputen und Mohabet selbst, zur Wuth gereizt und im Rachedurst erlittener Schmach, brauchten ihre Waffen.

Am Ende des Kampfes, in welchem zahllose Opfer fielen, blieb der Kaiser Mohabet's Gefangener.

Nur Jehan entkam in der ersten Verwirrung zu Asiph Sah, dem Vizier, der mit dem Heere am andern Ufer stand. Man hielt den Kaiser für todt. Bald aber kam Botschaft, Versöhnung sei mit Mohabet. Der Vizier erhielt die Weisung, weiteren Befehl zu erwarten. Aber dieser mißtraute der Kunde.

Am nächsten Tage ordnete er das Heer, und versuchte den Uebergang. Aber jede Abtheilung, die das diesseitige Ufer erreichte, wurde vernichtet, bis zuletzt eine grö-

ßere Abtheilung festen Fuß faßte und die Rajaputen, an Zahl geringer, vom Ufer zurücktrieb.

Jetzt galt es am Zelt des Kaisers. Dort tobt die Wuth des Kampfes am heftigsten. Pfeile und Kugeln durchrissen von allen Seiten die leichten Zeltwände. J e h a n g h i r's Krieger deckten den Herrn mit ihren Schildern. Wieder siegte M o h a b e t. Die Angreifer wurden zurückgewiesen. Kaum Einer erreichte lebend das jenseitige Ufer.

Nur J e h a n hatte einen Elephanten bestiegen. Das Töchterchen saß vor ihr. In Mitte der Angreifer ritt sie, mit eigener Hand vier Köcher voll Pfeile versendend. Vier unerschrockene Mahuts wurden vor ihren Augen erschossen, sie selbst am Arme verwundet. Wider den Willen der tapferen Frau ward der Elephant aus der Schlacht geführt, eben als sie im Handgemenge mit den Rajaputen in Gefahr war, gefangen zu werden.

Das Gefecht endete mit der Auflösung des Heeres. A s i p h J a h schloß sich in Retas ein. Nur J e h a n flüchtete nach Lahor.

J e h a n g h i r, der Regierungsjorgen entwöhnt, versöhnt mit M o h a b e t, regierte durch diesen. Bald fiel Retas die starke Feste. J e h a n g h i r gab Befehl, daß Nur J e h a n im Hoflager erscheine. Er zog langsam gegen Kabul.

A s i p h J a h wurde von dem Sieger mit Freundschaft empfangen, Nur J e h a n bei ihrer Ankunft von Bewapneten umgeben.

M o h a b e t trat vor den Kaiser. Auf die S c h a h i fiel nun die Anklage des Verraths.

Entfremdet habe sie im weiten Hindustan den Kaiser den Herzen des Volkes, willkürlich und grausam sei sie verfahren, dort und hier. Stolz und böser Wille aber seien ein öffentliches Uebel, und daß Herrschsucht sie bewege,

dies beweise ihre Empfehlung Schariar's, Jehanghir's jüngsten Sohnes, dessen schwacher Verstand ihr Unentbehrlichkeit verbürge. Mohabet verlange daher, mit Fug und Recht, als Beispiel vor der Welt, die Bestrafung des eiteln Weibes. Dies werde erweisen, daß vor Jehanghir dem Gerechten auch der höchste Rang nicht schütze vor der Strafe. Zuletzt schloß der Kläger:

»Zu dir, o Kaiser der Gläubigen und Herr der Welt! schauen wir auf wie zu den Unsterblichen, denn du bist ein Gleichniß des Allmächtigen, vor dem jeder Rang verschwindet.

Jehanghir war altersschwach. Mit Mühe erinnerte er sich noch, daß er einst kräftig und gerecht war und der Beweis, den er ablegen sollte, er sei es noch, schien willkommen, da er gab, was ihm einst das Theuerste war auf der Erde.

Der Todesbefehl ist ausgefertigt, Nur Jehan soll sterben. Nachdenklich setzte Jehanghir sein kaiserliches Handsiegel auf das kleine Pergamentblatt der Urkunde.

XI.

Nachedurst.

Nur Jehan empfing die Nachricht ihres Todes mit Ergebung und antwortete nur:

»Gefangene Fürsten verlieren mit der Freiheit auch das Recht zu leben!«

Darauf:

»Ich wünsche noch einmal die Hand mit meinen Thränen zu benetzen, die das Siegel zu dem Todesworte drückte.«

Mohabet bewilligte was sie verlangte.

Es war bei Hussein Abdal im Palaste Bah. Drei herrliche Quellen sprudeln in drei großen mit Steinplatten eingefassten Marmorbecken, welche ihrer Größe wegen eigentlich Teiche heißen sollten. Sie wimmeln von großen Fischen der verschiedensten Art. In den großartigsten Verhältnissen strahlen die mit kunstreicher Stuckadorarbeit verzieren Räume. Die Aussicht auf das Gebirge bietet das herrlichste Bild. Am Fuße einer ausgedehnten Terrasse breitet sich eine Wiese im zartesten Grün des beginnenden Jahres. Ein Flößchen schlängelt sich durch die wie mit der Wasserrinne geebnete Fläche von ungeheurer Ausdehnung, bis zum Fuß der Gebirge, deren erste Reihen im blauen Dunste der Entfernung mit sanften Einbiegungen wie eine grüne Umzäunung die Ebene begrenzen. Wenn das Auge von dieser, den zahllosen hinter einander aufsteigenden Gebirgsreihen folgt, die sämtlich mit Schnee bedeckt sind und dadurch um so viel näher scheinen, dann kann der berechnende Geist fassen, bis zu welcher Höhe die zackigen Firnen emporragen. Die Ebene, dorf- und baumlos in dieser Richtung, zeigt die großartigsten langgedehnten Linien, im grellen Gegensatz der in den vielfältigsten Formen gestalteten Hochgebirge. Dies war das Naturschauspiel, welches Nur Jehan's Auge zum letzten Mal erblicken sollte, ehe sie, die Schöne, Liebliche vom Leben Abschied nahm.

Nur Jehan stand vor dem Kaiser.

Ihre unzerstörbare Schönheit strahlte mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Thränen, welche über ihre bleichen Wangen rollten. Kein Wort, kein Klagelaut entschlüpfte ihren Lippen. Sie beugte sich tief vor dem Kaiser. Jehan ging in heftiges Weinen aus. Die ganze schöne Zeit langer Seligkeiten trat noch einmal in ihrer vollen Gewalt vor seines Geistes Auge.

»Moha bet!« sprach er endlich, »willst du dieser

Frau das Leben schenken, sieh wie die Thränen über ihre Wangen rollen!«

Mohabet antwortete:

»Der Kaiser Delhi's soll nie vergebens wünschen!«

Laut schluchzend lagen sich der Kaiser und die Kaiserin in den Armen.

Mohabet war es sicher nie gewillt Nur Jehan zu tödten. Er mußte sonst des Kaisers Siegel haben, ehe Nur Jehan im Lager erschien und den Befehl vollziehen, ohne sie Jehanghir mehr zu zeigen. Er konnte es wissen, daß ihr Anblick zu verführerisch war, um ihm zu widerstehen und die dem alternden Kaiser inwohnende, an Schwäche grenzende Güte in Berechnung bringen. Seine Absicht war vielleicht, Nur Jehan seine Macht fühlen zu lassen, und durch Schreck zu zähmen.

Mohabet war ein großer Krieger, ein guter Vizier, aber ein schlechter Menschenkenner. Nur Jehan haßte ihn und fürchtete ihn. Das war mehr als er voraussah. Sie athmete Rache vom Wirbel bis zur Zehe, gegen den, der sie so tief erniedrigt hatte, sie den Tod fürchten zu lassen. Sieben Monate that sie sich Gewalt an. Nur hie und da durfte, konnte sie necken. Dann kam ihre Zeit.

Mohabet kehrte mit Jehanghir von Kabul zurück. Es war im Beginn des Jahres 1627.

Müde der Last der Geschäfte, empfing Mohabet von seinem guten Kaiser einen theuren Eid, zu vergeben und zu vergessen, was geschehen und vorbei war. Seine treuen Rajaputen, mit ihm grau geworden im Staub der Schlachten und altermüde wie er selbst, freuten sich darauf, endlich die heimatlichen Berge wieder zu schauen, die frische freie Bergluft in vollen Zügen zu trinken. Reich beschenkt, entließ er sie, sich zurückziehend zu ersehnter Ruhe.

Der Kaiser hielt seinen Schwur. Dem Todespruch

über den alten M o h a b e t, einst vorgelegt, versagte er das Siegel. So viel Kraft war ihm geblieben in der Schwäche, einen Schwur zu halten als heilig. Außerdem aber hatten alle Feinde M o h a b e t's freie Hand und Spiel.

Eines Morgens erscheint M o h a b e t bei dem kaiserlichen Freund. Wie er so vor ihm sitzt in vertraulichem Geplauder auf dem Teppich, neigt J e h a n g h i r vorsichtig und still ihm das Haupt zu, und flüstert das leise Wort:

»Nur J e h a n hat einem Sklaven den Auftrag gegeben sich hinter meinen Thron zu bergen, um dich zu erschließen, sobald du einmal deinen Salam machen wirst. Ich hörte es nur durch Zufall. Freund, nur vor offener gerichtlicher Verfolgung kann ich dir nützen, dich schützen, aber nimmer vor dem heimlichen Meuchler! Nimm dich in Acht.«

Dem alten Helden war es klar, sein Tod beschloß'ne Sache war.

Gilig ließ er Haus und Schatz, floh verkleidet in der Nacht schnell ohne Aufschub mit einem Diener, das nackte Leben sicher zu retten.

Nur J e h a n's Hand lag, nach Morgenlandes Sitte, auf des Feindes Schätzen. Sein Eigen ward das Ihre.

Aber auch das Licht des Palastes mußte einst verlöschen. Nicht fern war die Zeit. Die strahlende Lampe war ein flackerndes Flämmchen.

XII.

Schluf.

Mit den ersten Frühlingstagen unternahm J e h a n g h i r eine Reise nach K a s c h m i r, gegen die heiße Sommerluft sanftere Kühlung zu tauschen. Aber den Athmungs-

beschwerden war die frische scharfe Luft der Thalgelände nicht günstig. Gegen den Schluß der schönen Jahreszeit trat früher als gewöhnlich kaltes Wetter ein. Des Kranken Uebel verschlimmerte sich. Langsam kehrte der Kaiser im Palanquin nach Indien zurück. Die rauhe Kälte der Gebirgspässe wirkte nachtheilig auf die wundete Brust. Plötzlich trat eine Lähmung ein und brachte den Tod. In dem kleinen Dertchen Matti verlosch das Licht des Glaubens von Indien am 9. November 1627. J e h a n g h i r zählte erst achtundfünfzig Jahre. Sein letzter Wille ernannte S c h a r i a r zum Nachfolger.

A s i p h J a h, mit M o h a b e t im Einverständniß, entschied sich für S c h a h J e h a n, der aber im Dekan war, wohin er nach der Empörung gegen seinen Vater sich zurückgezogen.

S c h a r i a r war zu Lahor und nur D a w i r B a f s c h, Sohn von J e h a n g h i r's Erstgebornem war im Lager bei des Kaisers Tod. A s i p h J a h rief ihn zum Kaiser aus, indeß M u r J e h a n sich für S c h a r i a r erklärte. Aber der Bizier hielt die Schwester in seinem Zelt verschlossen. S c h a r i a r nahm den Schatz von Lahor und zog A s i p h J a h mit einem zahlreichen Heere entgegen. Aber Tapferkeit kann nicht vererbt werden. S c h a r i a r sah sich aus der Ferne den kurzen verwirrten Kampfsnäuel an. Seine vielen Haufen übel gestellt und berathen, schlecht oder vielmehr kaum angeführt, ohne Begeisterung für Mann oder Sache, wurden zuletzt sich selbst ein Hinderniß zu siegen. Sie geriethen in Verwirrung, bald in Flucht. Der feige S c h a r i a r wird mit fortgerissen. Nach Lahor gekehrt, verläßt ihn Alles. Die Führer der Heeresheile unterhandeln jeder für sich. Wenig Tage und A s i p h J a h hält in Lahor seinen Einzug. S c h a r i a r in der Teyfana seines Benana im Kühlungszimmer, dreißig Fuß unter dem Boden des Hauses versteckt, wird herausgeholt und geblendet.

Drei Tage nach Asiph Jah erscheint Mohabet mit einem mächtigen Heer für Schah Jehan. Auch jener erklärt sich für diesen, setzt nun selbeigen Dawir Bafsch und dessen Bruder gefangen. Darauf übergibt er die Schlüssel des Gefängnisses in ungetreue Hände. Er selbst eilt nach Agra, Schah Jehan entgegen. In derselben Nacht werden die Prinzen erdrosselt.

Nur Jehan brachte man in den kaiserlichen Palast nach Lahor. Sie wußte, ihr Reich war gewesen. Aber in dem Palast, worin sie siebenzehn Jahre lang als Kaiserin geherrscht, galt noch ihr Wille als unverbrüchliches Gesetz. Nie verließ Nur Jehan mehr den Bezirk ihres Hauses. Sie beschäftigte ihren Geist mit den Schriften der Weisen und Dichter, und umgab sich mit einer eigenen idealen Welt, umgeben von der Pracht einer reizenden Natur. Mit der Außenwelt hatte sie ein für alle Mal abgeschlossen. Nach vielen Jahren genoß Nur Begum wieder des ganzen Landes Achtung und Liebe. Es war fast wie bei ihrem ersten Auftreten in der Welt. Zweihundertfünfzigtausend Silberstücke waren für ihren ausschließlichen Haushalt ausgesetzt. Dies und ihre Schätze gestatteten ihr, sich mit königlichem Glanze zu umgeben.

Nur Jehan starb im Jahre 1645.

Sie ward in Schah Dera, dem Grabmal Jehan-ghir's, an der Seite des Kaisers beigesetzt.

Eine Sage läßt sie auch in Hussein Abdal, einem Gebäude ohne Inschrift, ruhen. Ein riesenhafter Dom erhebt sich, noch heute bewundert man die Ruine. Durch die mächtigen Risse in dem Gewölbe der Kuppel leuchtet und strahlet das goldene Licht, das herrliche Blau, die ziehende Wolke oder es schimmert im Dunkel der Nacht der Himmel hindurch mit den ewigen Sternen, und verleiht dem, den Einsturz drohenden Prachtbau einen großartigen Charakter. Dichtes

Gebüsch umwuchert das Gebäude. Zwei große Cypressen stehen dabei auf erhöhten, mit Steinmauern umfangenen Plätzen. Nur die Einfassung des Thores aus schwarzem glänzenden Marmor zeigt noch den Prachtschmuck von ehemals, das Thor, selbst vielleicht von demselben edlen Gestein, ist geraubt. Merkwürdige Felsen umgeben das Grab. In ungeheuren Blöcken von regelmäßiger Gestalt, bald über einander gethürmt, bald einzeln, wie geometrische Figuren, heben sich dunkel vom Horizonte ab. Das Grab selbst steht auf dem höchsten Punct der Umgegend. Hinter ihm erscheint das weit entfernte, himmelansteigende Hochgebirge, dessen höchste Aufragungen die Schneekuppen des Pir-Panjab sind, die wie endlose Schneeberge thronen.

Hier ruhen Staub bei Staube die Ueberreste der einst durch Schönheit, Geist und Macht so berühmten Nur Begum, des Lichtes der Welt! Gemalin des mächtigen Kaisers Jehanghir von Hindustan.



Gedicht von Otto Prechtler.

Schwingt den Hammer.

Man nennt sie arm — die gute deutsche Presse,
 Die Triebkraft deutschen Schaffens scheint geschwächt;
 Und doch trifft man zu Leipzig auf der Messe
 Vor lauter Katalogen nicht zurecht.
 Es drängt sich zu der literar'schen Esse
 Das ganze, deutschgeborene Geschlecht,
 Und formet — Schilder nicht aus blankem Erze —
 Nein — neuen Geist aus — alter Drucker'schwärze.

Wir haben Zeit zum geist'gen Wiederkäuen,
 Bequem gestreckt auf des Vorhand'nen Pfühl.
 Und kommt man auch vom Reden oft in's Schreien:
 Ein Jeder will bemerkt sein im Gewühl.
 Man wägt das Alte, mäfelt an dem Neuen,
 Bestimmt uns Richtung, Grenze, Zweck und Ziel.
 Man legt die Art an manchen Baum der Lieder —
 Doch keinen Saamen in das Erdreich nieder.

Der commentirt in zwanzig Bänden Göthe,
 Ein And'rer zeigt wie Schiller — groß gefehlt.
 Der sieht in G u ß f o w Deutschlands Morgenröthe,
 Indes ein Bierter sich mit Hebbel quält.
 Und an der Spree ein Schwäzen und Geslöte,
 Als käm' erst dort Euripides zur Welt.
 Der deutsche Geist verflacht sich in Broschüren —
 Die Welt, die schon gemacht — zu registriren.

Zur Poesie erfanden sie den Schlüssel —
 Doch wer erfand zuerst die Poesie?
 Nein! der Verstand mit scharfem Vampyrzüssel
 Entseelt das Schöne — doch er schafft es nie.
 Er bringt dem Hungernden die gold'ne Schüssel,
 Doch fehlt die Frucht — und laben kann nur sie.
 Und was die stolze Klarheit nie errungen,
 Hat oft der Dichter wie im Traum gesungen.

Aus eig'ner Kraft — halb unbewußt des Lebens
 Drängt sich der Dichtung Saame still zum Licht.
 Und die Mimose seines Seins und Webens
 Sie duldet prüfende Berührung nicht.
 Die Treibhausglut der Weisheit wirkt vergebens,
 Und wenn es Zeit — gewiß, die Knospe bricht!
 Laßt dem Talent das stille schwüle Brüten —
 S'ist Frühlingsnacht! — Der Morgen bringt uns Blüthen

Zu schaffen gilt's — der Predigt ist man müde
 Und deine Albas, Deutschland, schick' nach Haus.
 Das Werdenbe bedarf erst der Megide,
 Und das Geword'ne spricht von selbst sich aus.

Es rege sich die Kraft im freien Liebe,
Sie trete als Gestalt in's Sein hinaus!
Hinweg denn endlich, literar'scher Jammer!
Schafft nur und formt! — und rüstig schwingt
den Hammer!



Gedicht von Julius Kuttor.

Der Zehn-Ringthurm zu Wertheim.

(Volkslage.)

Zu Würzburg ist der Bischof
Dem Grafen tief ergrimmt,
Der auf dem Schloß zu Wertheim
Nicht Achtung vor ihm nimmt.

Er ruft mit stolzer Miene;
„Des trotz'gen Gräfleins Schloß,
Das soll zum Maine schleifen
Der Bischofspferde Troß!“

Das hat der Graf vernommen; —
Und auf des Bischofs Droh'n
Macht man zehn Eisenringe
Am Thurm an, ihm zum Hohn.

Dem Bischof läßt verkünden
 Der Graf von Wertheim dann:
 Er möge eilig kommen,
 Treu seinem Wort als Mann.

Der Stricke nicht vergessend,
 Zu schleifen ihm das Schloß;
 Die Ringe wär'n am Thurme,
 Am Ziehen fehlt' es bloß.

Mit seinen Streitern nahte
 Der Bischof dort am Main;
 Der stolze Graf von Wertheim
 Lud ihn nun selber ein.

Er zog aus seinem Schlosse
 Mit seinen Mannen aus,
 Und lieferte dem Bischof
 Dann einen blut'gen Strauß.

Die Bischofsknechte wurden
 Geschlagen in die Flucht;
 Das Grafenschloß zu schleifen
 Der Bischof nicht versucht.

Die Ringe sind zu schauen
 Noch an des Thurmes Wand;
 Der Thurm wird d'rum in Wertheim
 Zehn-Ringthurm noch genannt.

Gedicht von Friedrich Galm.

Rathschlag.

Lasse dir des Lebens Tage,
Mensch, wie liebe Freunde sein,
Welche Bürden er auch trage,
Jeder tret' willkommen ein!

Jeden grüße fromm ergeben,
Wie der Freund dem Freunde thut,
Und wie Freundeslaunen eben
Trag geduldig seine Glut;

Jeder, der dir will entinnen,
Nehm' von dir ein freundlich Wort,
Nehm' ein löbliches Beginnen
Zur Erinn'ung mit sich fort!

Jeden, Mensch, entlaß' mit Segen,
Denn, wenn einst dein Stündlein kam,
Tritt dir jeder so entgegen,
Wie er von dir Abschied nahm.

Was du jedem mitgegeben,
Bringt dann jeder dir zurück,
Sieht dich an, wie im Entschweben
Ihn berührte einst dein Blick.

Lasse, Mensch, des Lebens Tage
Dir wie liebe Freunde sein,
Denn es holt nicht Wunsch noch Klage
Die verlor'nen wieder ein!



Der Teufelsstein zu Mödling.

Eine Volksfage, erzählt

von

Rudolph Labrès.

I.

Mitten zwischen den üppigen Traubenhügeln, welche das freundliche Dorf Mödling zu einem malerisch schönen Park gestalten, stand im Jahre 1325 am Fuße des steilen Aninger-Berges Robert Helmerich's reinliches Häuschen.

Er hatte in der Zeit seiner kräftigen Jugend unter Oesterreichs biederem Herzog Friedrich dem Schönen als muthiger Krieger gefochten, und am blutigen Tage bei Mühldorf, an welchem Friedrich's siegreiche Waffen denen Ludwig des Strengen von Baiern erlagen, bei der persönlichen obschon fruchtlosen Vertheidigung seines Herrn durch den mächtigen Schlag eines feindlichen Kriegers schwer verwundet — und hiedurch zur ferneren Heerfolge untauglich — das Kriegshandwerk aufgegeben, um an seinem väterlichen Erbe in Mödling, zurückgezogen von dem wir-

ren Getümmel der Welt, sich von dem Ertrage seiner Weinberge und seiner Heerde zu ernähren.

Der Himmel segnete seinen Fleiß; und an dem frohen Tage, an welchem die begeisterte Kunde auch in das blühende Mödlingerthal gelangte, daß besiegt von Friedrichs fast beispielloser Rechtlichkeit, der strenge aber hochherzige Ludwig ihm die Hand zum Frieden bot und Reich und Lager brüderlich mit ihm theilte, feierte Selmerich beglückt das schöne Fest seiner ehelichen Verbindung mit Ludmilla, der tugendhaft und reizenden Tochter des wohlhabenden Mühlenbesizers Max Laubacher aus dem benachbarten Orte Heiligenkreuz. Es hatten die Herzen dieses Bündniß geschlossen, und beide Gatten genossen in süßem Frieden den heiteren Himmel stillen häuslichen Glückes. Jahre schwand dem zufriedenen Paare wie Stunden und Selmerich's wolkenloser Himmel spiegelte sich in seinen wonnetrunkenen Augen, als ihm auch Vaterfreude wurde und er einen lächelnden Knaben in seinen vor Freude zitternden Armen hielt. Der kleine muntere Knabe, Hermann, wuchs schlank und nervig an der Hand seines guten Vaters, am Busen der Natur wie die Tannen in den heimatlichen Forsten empor. Früh schon hatte Vater Robert in das empfängliche Herz des Sohnes die unerschütterlichen Grundsätze der Ehre und reiner Sittlichkeit gepflanzt, die durch des Vaters edles Beispiel erstarkt, seinem Charakter eine Haltung und Consequenz verliehen, deren der Mensch in diesem vielbewegten wechselreichen Leben so nöthig bedarf. Er war bestimmt, einst das väterliche Besizthum als sein Eigen zu erhalten und ein zufriedener einfacher Landmann inmitten dieses stillen Edens zu wirken. Er blieb das einzige Kind seiner Eltern.

Wenn der fruchtbare Herbst die Trauben gereift, und die Weinlese die ländliche Jugend zum frohen Reigen lud,

war es Hermann, der als der beste hübscheste Tänzer, als der Liebling der weiblichen Dorfjugend galt.

Allein Hermann hatte nur Augen und Bewunderung für Bertha, die schlanke blühende Tochter und einzige Erbin des sehr vermöglichen Krämers Christoph Silmaier, dessen ansehnliches Haus und Verkaufsgewölbe zunächst der Behausung Helmerich's gelegen war, und dessen Weinberge nachbarlich an des alten Roberts Rebenhügel grenzten. Die beiden Liebesleuten waren wie für einander geschaffen. Bertha hatte erst durch 17 Lenze die duftenden Rosen ihrer reizenden Heimat gesehen und meistens den Reigen beim Lesefest mit Hermann eröffnet. Aus ihren veilchenblauen großen Augen von seidenen schwarzen Wimpern umschattet, lachte der Unschuld kindlich frommer Sinn. Ihr glänzend schwarzes Haar einfach auf dem Scheitel getheilt, barg sich im festlichen Sonntagsstaat unter dem niedlich kleinen goldgestickten Häubchen; während es ihr sonst in reichen Flechten unter dem leichten Strohute um den Nacken hing. Höher wogte ihr voller Busen unter dem seidenen Halstuche, das eine einfache goldene Nadel züchtig schloß, wenn sie ihrem Liebling begegnete und laut und mächtig pochte Hermann's Herz, wenn seine freudetrunkenen Blicke auf der zierlichen Gestalt der schönen Jungfrau weilten. Wenn er entglüht von reiner Liebe sie verschämt in seine Arme schloß und brennende Küsse auf die entglühten Wangen drückte, so schwanden ihnen — bewacht von der Unschuld schützendem Genius — in reinster Wonne himmlisch schöne Stunden; und eine selige Zukunft lächelte beiden entgegen.

Zu schüchtern in ihrer beiderseitigen Abhängigkeit hatte weder Hermann noch Bertha es gewagt, ihre Eltern zu Vertrauten ihrer Liebe zu machen, zumal da Hermanns

Vater sich oft schon gegen zu jugendliche Bündnisse ausgesprochen hatte.

Der alte Hilmar dagegen hatte beim letzten Kirchweihfeste wohl bemerkt, daß Hermann nur mit seiner Tochter tanzte und vernommen, wie sich manche Gäste in seiner Nähe äußerten: Hermann und Bertha wären ein Pärchen wie für einander geschaffen, und als Bertha am folgenden Tage dem Vater seinen Morgentrunck kredenzte, zog er sie auf den gepolsterten Sitz der breiten Wandbank nieder. »Bertha,« sprach er, »fühlst du dich wohl auf die ermüdende Anstrengung des gestrigen Tanzes? Ich gestehe dir, mein Kind, daß mir sehr bange war, du nimmst an jedem Tanze Theil bis ans Ende, und deine Wangen glühten. Wenn nur deine Gesundheit —«

»Seid unbesorgt, mein liebes Väterchen!« sprach froh das Mädchen ihn liebkosend, »der Tanz von gestern hat mich nicht ermüdet,« und (den Sinn dieser Einleitung nicht ahnend) fuhr sie unbefangen fort: »hab' ich doch beinahe ausschließend nur mit Helmerich's Hermann getanzt. Ihr saht es selbst; so leicht wie ein Schmetterling flog er mit mir den Uebrigen voran, und . . .«

»Ja,« fiel der Vater ihr ins Wort, »ja, ja! so schien's auch mir, und dein Gleichniß von den Schmetterlingen finde ich recht bezeichnend. So schweben sie dahin die Jünglinge mit leichten Flügeln bald zu der und bald zu jener Blume, ohne bei einer zu verweilen. Sie nippen nur im Fluge vom Honig der ganzen reichen Blütenflur.«

»Ah Väterchen! das wäre? — das glaubt nur ihr!«

»Ei, das verstehst du nicht! du bist ein Kind! ein braves liebes Kind, doch ohne Klugheit und Erfahrung. — Meinst wohl die Welt sehe auch mit so arglosen Augen wie du? Allein du irrst. Die Mehrzahl ist unerschöpflich und sinnreich in boshaften Deutungen; und daß wir bei deinem

gewählten Beispiele bleiben: der Mädchen Ruf gleicht eines Schmetterlinges Flügel. Der leiseste Hauch einfältiger oder böshafter Mißdeutung verweht den herrlichen Farbestaub. Der Flecken bleibt; der schöne Farbenschmelz jedoch, der ist für immerdar verloren. Diese ausschließende Annäherung, diese unbefangene Redseligkeit können sich die Hämiſchen nicht anders erklären, als durch ein vertrautes Verhältniß zwischen euch beiden. Ich weiß es wohl, bei dir und Hermann ist dies nicht der Fall. Er ist ein schmucker, ich glaub' es selbst ein braver Junge. Sein Vater ist ein Biedermann, allein siehe, liebe Bertha! da wir nun einmal in dieser Welt leben, wir auch ihr Urtheil brauchen, und darum selbst den Schein vermeiden müssen, der seiner Wirkung nach der Wirklichkeit ganz gleich kommt, Gott aber meinen Fleiß gesegnet hat, muß deine Wahl durch die Vernunft geleitet werden. Dich glücklich und geehrt zu wissen, ist mein eifrigster Wunsch. Zur Jungfrau nun gereift, ist die Bestimmung deines Geschlechtes, als Gattin und Hausfrau zu wirken. Meine Lage und die Vorzüge deines Herzens wie deiner Gestalt beschränkt dich nicht in deiner Wahl. Du hast auf reichliche Versorgung Anspruch.«

»Ach Vater! Gold allein ist's nicht, was glücklich macht.«

»Wohl,« gegenredete der Vater, »allein, wenn sich ein Freier meldete, der hübsch und brav und auch die Mittel noch besäße . . .« Bertha wollte ihm entgegenen.

»Nun ja, ich kenne,« fiel ihr Vater lächelnd in die Rede, »deine schwärmerische jugendliche Genügsamkeit. Allein bedenke, wir sind ja keine Lilien des Feldes.«

»Ähnliche Unbesonnenheiten verschrecken rücksichtswürdige Freier. Darum sei fein bedächtig in deinem Benehmen gegen Hermann. Ich bin ihm gar nicht abhold, liebes Kind, und wenn er seiner Zeit behaußt, sich um

deine freie Hand bewerben würde, und wirklich hoffen könntest mit ihm glücklich zu werden, je nun, ich würde deinen Wünschen feindlich nicht entgentreten; doch du wirst dich nicht so vorschnell von deines Vaters Herzen reißen.«

Befriedigt durch die milde hoffnungsvolle Wendung des Gespräches und gerührt küßte sie ihn auf die Stirne und entfernte sich mit der Versicherung, seine väterliche Liebe dankbar zu erkennen.

Von nun an beobachteten Hermann und Bertha die größte Vorsicht, und geraume Zeit vermied ein Jedes, sich die Mittheilungen ihrer Väter zu entdecken. Endlich brach Hermann das Schweigen. Bertha erwiderte seine Offenherzigkeit. Man gelobte sich wechselseitige Treue, und tröstete sich mit der lohnenden Zukunft, die ihre Standhaftigkeit am Ende krönen würde, und sie theilten sich die milderen Erklärungen ihrer Väter mit.

So blieb das Verhältniß von Eltern und Nachbarn beinahe rein vergessen; durch den Schleier des Geheimnisses aber für die Liebenden nur noch inniger, gewann es nicht minder an Reinheit; doch der stille Friede, der Roberts Tage im freundlichen Kreise der Seinen zum neidenswerthen Freudenhimmel gestaltete, sollte bald das Loos alles irdischen Glückes erfahren, das so selten ungetrübt den Sterblichen bis zum Grabe wandellos lächelt.

Der erste harte Schlag, der den Redlichen zerstörend traf, war der Verlust seines Weibes. Kein Laut der Klage entschlüpfte seinem Munde, aber sein Herz war verwaist; und wenn er einsam durch die weiten Räume seines sonst so frohen Hauses schritt, trat eine heiße Thräne in sein männliches Auge.

II.

Der Sommer war eingetreten, als sich nach einem schwülen Tage dunkle Gewitterwolken am Himmel thürmten, Blitze zuckten an der verfinsterten Himmelsdecke, wie ein Orkan heulte der Sturmwind durch Wald und Trift; die Fenster klirrten in den Stuben. Der schwarze Mantel der Nacht verhüllte selbst den bleichen Schein jedes einzelnen Sternes, als ein gelblicher Blitz von einem furchtbaren Donner gefolgt auf Helmerich's Haus niederfuhr, und schon im nächsten Augenblicke die Flammen hoch emporschlugen. Der brausende Sturmwind hatte sie in wenigen Augenblicken mit verheerender Hast verbreitet. Die thätigste Anstrengung der zur Rettung schnell herbeigeeilten Nachbarn war fruchtlos. In wenigen Stunden lag Helmerich's Haus in glimmenden Trümmern bis auf den Boden niedergebrannt. Blaß und zitternd blickte Helmerich, der Vater, auf seinen vernichteten Wohlstand. In Schutt und feuriger Asche lagen die Ersparnisse Jahre langen Fleißes begraben. Händeringend stürzte sich Hermann in die feuerflammenden Rauchwolken, das Unentbehrlichste nur mit Gefahr seines Lebens zu retten. Verzweiflungsvoll starrte er in eine hoffnungslose Zukunft, denn mit den Mauern seines Vaterhauses waren auch die schönen Träume seines Glückes in Staub gesunken. Die erlittenen Verletzungen, und noch mehr die Schwere seines Unglückes hatten die letzten Kräfte seines Vaters erschöpft und nach wenigen Tagen schloß sich sein Auge zum Schlafe des Todes, den er als wohlthätigen Retter willkommen heißen hätte, wenn nicht sein Sohn in einer untheilnehmenden Welt zurückgeblieben wäre. Er segnete ihn noch in den letzten Stunden seiner Erdenleiden und ermunterte ihn zu standhaftem

Muthe und unbeirrtem Vertrauen auf eine ewig waltende Vorsicht.

In thränenloser Verzweiflung stand der nun arme Hermann bei der Leiche seines so sehr geliebten Vaters und drückte auf desselben erstarrte Lippen brennende Scheideküsse. — Alle seine Hoffnungen waren zerfliebt; — seine Liebe ohne lohnende Aussicht und die jammervolle Zukunft stand wie ein drohendes Gespenst vor seinen Augen.

Auf der zerstörten Stätte ehemals friedlichen Wohlstandes war der Vogt und Richter des Stiftes zum heiligen Kreuze, Herr Cuno, und untersuchte den Werth der Brandstätte und des Vermögens des Verunglückten. Er trug das unverkennbare Gepräge der Verworfenheit und theilnahmloser Härte in seinem abstoßenden widerlichen Aeußern. Geiz und Jähzorn hatten in diesem Antlitz tiefe Furchen gezogen. Wenige mit Grau gemischte röthliche Haare zogen sich um seine Schläfe. Unter buschigen Brauen glänzte in tiefen Höhlen, stechend und tückisch lauernd, ein graues Auge, das andere ging bei einem Streite, den er einer Grausamkeit wegen mit einem Bürger hatte, durch das Rappier verloren. Abgemagert wie ein Gerippe, klapperten seine Arme an dem verdorrten Körper niederhängend, und schleichenden Schrittes trat er mit inquisitorischer Sorgfalt einher; den Blick nach allen Seiten wendend suchte ein schadenfrohes Lächeln um seine zahnlosen Lippen. Von Schätzleuten begleitet ließ er sich in Helmerich's Sorgenstuhl gemächlich nieder, und sich im selben behaglich wiegend, das Schätzungsoperat durchgehend, kündete er gähnend Hermann mit gefühlloser Trockenheit an: Bei der Unzulänglichkeit des Vermögens zum Wiederaufbaue verfüge die Obrigkeit den ungesäumten Verkauf der Brandstätte im Wege der Versteigerung, von deren Ausschlag der Erlös kaum zureichen werde, den erhobenen Betrag der Gerichtsgebüh-

ren, Steuern und Ausstände zu tilgen. Hermann möge daher gleichwohl sich um einen Dienstplatz bewerben, und diese Räume ungesäumt verlassen, widrigens man ihm eine Versorgung in den Reihen der Landsknechte von Amtswegen anweisen werde. Cuno hatte in den glücklichen Tagen von Roberts ehemaligem Wohlstand für seine ebenso häßliche als bössartige Tochter Kunigunde um Hermanns Hand geworben, nicht bezweifelnd, daß sich der einfache Landmann durch diese Verbindung hoch geehrt finden werde und diesfalls Hermanns Vater den Antrag gemacht, dem Paare gegen ein unbedeutendes Leibgeding Haus und sämtliche Gutszubehörungen abzutreten. Als jedoch Hermann mit unbesonnener Freimüthigkeit der Jugend erklärte, daß er über sein Herz nicht mehr verfügen könne, und Hermanns Vater sich mit männlicher Geradheit dahin aussprach: er könne und wolle sich bei dieser Sache keinen Zwang anmaßen, verzog sich Cuno's Gesicht in ein tückisches Zerrbild und mit scheinbarem Gleichmuth sprach er achselzuckend: »Auch gut. Meiner Kunigunde wird es nicht an schmucken Freiern fehlen. Ich wünsche euch vom Herzen Glück zur putativen Schwiegertochter; allein nehmt euch in Acht, daß die Hochzeitkuchen bis dort nicht trocken werden.« — »Hat vor der Hand noch keine Eile,« erwiederte Robert. »Meint ihr?« grinzte der Vogt, und ging von dannen. Seit jener Zeit ward Cuno Helmerich's unversöhnlicher Feind und neckte ihn, wo er nur konnte. Die ganze Umgegend haßte Cuno seiner Rachsucht, seines Geizes und seiner Bestechlichkeit halber, aber Jedermann fürchtete ihn auch. Bertha verwendete sich zwar bei ihrem Vater, für Hermann das Anwesen zu erstehen oder selbem Geld zu leihen. Allein der alte Hilmaher gerieth nur über diese Zumuthung in Unwillen. »Laß mich,« sprach er, »mit diesem unbesonnenen Mitleid! Das hieße doch zum Spott der Welt

sein Geld nutzlos vergeuden, und sich den Haß des bösen Vogtes noch muthwillig auf den Hals laden. Kein Wort mehr davon.« Und so wurde der Verkauf vollzogen. Hermann sah sich am nächsten Morgen schon aus den Trümmern seines Geburtshauses gewiesen. Seine bekannten vollständigen Oekonomiekenntnisse und seine Redlichkeit verschafften ihm indeß einen Platz als Wirthschaftsleiter bei einem reichen Gutsbesitzer.

Von Nahrungsorgen war er wohl frei, aber es fehlte ihm zum Glücke unentbehrlich seine Bertha und selbst die entfernteste Aussicht auf ihren jemaligen Besiz. Er kämpfte oft den schweren Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft; aber seine Liebe war zu edel, seine Bertha ihm zu theuer, um letztere zu bewegen zu suchen, sein jetziges Loos mit ihm zu theilen. »Ja sie würde mir dies Opfer bringen, allein ich darf, ich will es nicht annehmen, und nur ihr Glück bedenken. Ich will ihr die Lösung unseres Bundes erleichtern. Möge sie mich leichtsinnig und ihrer Liebe unwürdig wännen; so nur wird es ihr möglich werden, nach dem Willen ihres Vaters ihre Hand einem vom Glücke besser bedachten Jünglinge zu schenken, der sie liebt, wenn auch nicht mit der Innigkeit, womit sie in diesem verblutenden Herzen thront.« Von der Stunde an sah Hermann Bertha immer seltener, und wich ihr geflissentlich aus. Aber Abends, wenn er von der Arbeit müde in sein Stübchen kehrte, überließ er sich den zerstörenden Qualen seines verlorenen Glückes. Bertha wußte sich sein Betragen und seinen Rath nicht zu erklären, dem Wunsche ihres Vaters zu willfahren und im lohnenden Bewußtsein erfüllter Kindespflicht Ersatz für eine hoffnungslose Liebe zu finden. Wie aus einem freundlichen süßen Traume zur erstarrenden Wirklichkeit erwacht glaubte Bertha, als sie sich von Hermann getäuscht wähnte; ihr Herz müsse brechen. Gram und verletztes Ge-

fühl empörten ihr Innerstes; und mit stieren thränenlosen Augen sagte sie: »Du hast es ausgesprochen, Hermann! Es mag klug sein, was du sagtest; ob es auch recht ist und gut, mag Gott entscheiden. Ich trage keine Schuld daran. Ich weiß, was ich mir selber schuldig bin und will dich weder anklagen, noch in den Beschlüssen deiner ruhigen Besonnenheit beirren. Da es dir so leicht wird, ein, wie ich einst glaubte, für die Ewigkeit geschlungenes Band zu lösen, so sei glücklich ohne mich, und mögest du nie bereuen, ein Herz gebrochen zu haben, das den Muth gehabt hätte, freudig jeden Wechsel des Schicksals mit dir zu theilen. Es sei wie du gewünscht. Lebe wohl, und wenn du kannst, vergesse deine erste Liebe;« — ihre Stimme erstickte nun unter Thränen — »auch von dir vergessen und verlassen bleibe ich meinem Eide treu. Die Erinnerung an die schönen Tage unserer Liebe ist mein theueres Eigenthum, die kannst du mir nicht rauben; aber nie werde ich meine Hand einem Andern geben. Ich scheide ohne Groll, und die Kunde von deinem Glücke wird die einzige Erheiterung meiner noch übrigen Tage sein.« Wehmüthig, sanft und freundlich bot sie ihm die Hand. Von dieser Herzensgüte überwältigt, breitete Hermann seine Arme nach ihr aus und wollte sie mit dem Ausrufe: »Bertha, meine Bertha!« an seine Brust drücken. Aber zurücktretend, wich diese seiner Umarmung aus. »Nicht so!« sprach sie entschlossen, »ich wollte dich nicht durch Gefühl erweichen, nicht um eine Liebe betteln, die du nicht mehr fühlst. Lebe wohl!« Mit diesen Worten entfernte sie sich rasch. Sie kehrte ins Vaterhaus, er in das Haus seines Dienstherrn zurück. Aus beider Brust war Lebenslust und Friede entflohen.

Kein Laut der Klage entschwebte ihren Lippen. Aber auch kein heiterer Blick, kein Lächeln verklärte wie einst ihr Antlitz. Ihre sonst in frischer Rosenglut blühenden

Wangen bleichten sich von Tag zu Tag. Zusehends schwanden ihre Kräfte und fieberhafte Träume ließen sie nur Hermann erblicken, wie er am Traualtare ihr unverbrüchliche Treue schwur zum Lebensbunde, zauberten die schönen Bilder ihrer glücklichen Vergangenheit vor ihr brennendes Auge. Diese Fantasien zerstörten ihres Körpers Kräfte und nach kurzer Zeit verfiel sie in ein Nervenfieber, das nach den Aeußerungen des aus Wien herbeigerufenen Arztes wenig Hoffnung für die Rettung übrig ließ.

III.

In Bertha's fieberhaften Träumen entschwebte den glühenden Lippen das Geheimniß ihres gebrochenen Herzens und es lag enthüllt vor den Blicken des Vaters, der nun wider Hermann in Wuth entbrannte, und ihn als den Mörder seines einzigen Kindes anklagte. Hermann aber verfloß freudenlos die Tage, schlaflos seine Nächte, und hinaus drängte es ihn aus der Grabstätte seines zerstörten Glückes in die fremde Welt. Da traf ihn wie ein Donner Schlag die Kunde vom hoffnungslosen Zustande der Geliebten und er trat mit Blicken verzweiflungsvoller Entschlossenheit vor seinen Dienstherrn, ihm bedeutend, daß er länger hier nicht weilen könne, und um seine Entlassung bitte. Sein Dienstherr aber, ein Mann von gutem Herzen und Verstand, bot ihm, nachdem er aus Hermann's Munde erfahren, was ihn zu so schneller Flucht bewege, bereitwillig seine Hilfe — den Pacht eines zweiten ihm gehörigen Gutes an und vertragsmäßige Versicherung desselben, falls Bertha's Vater sich dadurch bewegen ließe, ihm seiner Tochter Hand zu geben; ja er geleitete ihn am späten Abend noch selbst dahin.

In lebhafter Gemüthsaufregung eilte Hermann allsogleich in Hilmayer's Haus, der wie versteinert ihn anstarrte, als er Bertha's Krankenzimmer betrat, und ihrem Bette nahend sie mit der Wahrheit und der unveränderten Innigkeit seiner treuen Liebe bekannt machte. Auf seines Dienstherrn Zeugniß sich berufend, wies sich Hermann über die Aussichten seines künftigen Erwerbes bei dem Vater aus und beschwor ihn, bei dem Glücke seiner Tochter um ihre Hand. Wie verklärt, erglänzten freudelächelnd Bertha's Augen, ihre Wangen überzog eine von ihnen lang schon gewichene Röthe und sie vereinte ihre mit Hermann's Bitten. Auch Hilmayer's Augen belebte Feuer, doch nicht vom milden Strahle der Rührung, sondern des Jornes wilden Flammen; auch seine Wangen glühten, allein nicht von Bewegung des Gefühles, und lange den flammenden Blick schweigend bald auf Hermann, bald auf Bertha geheftet, brach er in die fränkendsten Ergießungen seines Jornes aus, und schloß damit: es bleibe unabänderlich dabei; nur wenn er — Hermann — sich über den Besiß eines selbstständigen Eigenthums ausweisen könnte, werde er in seine Bewerbung willigen. »Ja, wenn des Vaters Haus dein eigen wäre,« fuhr Hilmayer fort, »das wäre etwas Anderes; allein nicht einmal dessen Grundstein ist dir geblieben; und so rechne nie auf meine Einwilligung. Ich bin ein Mann, und weder die träumerischen Hoffnungen eines leichtsinnigen Jungen, noch die abgeschmackten schwärmerischen Thränen eines verliebten Mädchens sollen mich jemals wankend machen. Endlich als Hermann's Vorstellungen, vereint mit denen seines Dienstherrn, nicht endeten, als Bertha's Thränen immer heftiger die blassen Wangen der trostlosen Kranken neigten, sprach der Jürnende — wie beruhigt — höhnisch lächelnd mit bedeutungsvollem Seitenblicke durch ein kleines Fensterchen

ins anstoßende Gemach: »Se nun, damit Ihr seht, daß ich nicht bin, wofür ihr Dreie mich wohl haltet; wohlan! Hermann soll meiner Tochter Hand bekommen, wenn er mir nur den Grundstein seines väterlichen Hauses bringt. Schon übermorgen wird vom neuen Eigenthümer der Bau des Hauses vorgenommen; noch liegen unberührt die Trümmer des bis auf den Grund abgebrannten Hauses. Seht zu und schafft mir den Stein, Ihr braucht des Hauses nicht, seid mir als Eibam dann willkommen. Doch — findet Ihr ihn nicht, versprecht Ihr mir euch ungesäumt aus dieser Gegend zu entfernen und keinen weitem Versuch um meiner Tochter Hand zu wagen. Wollt Ihr? Es ist nun eben eine Laune, auf der ich aber eisenfest verharre.« Hermann bot seine Hand zu dem Vertrage und Berthas Vater nahm sie trocken lächelnd an.

Am nächsten Morgen gruben mit Bewilligung des Eigenthümers der Ruinen Hermanns väterlichen Hauses viele Leute und er mit, den heißersehnten Grundstein zu entdecken. Aber fruchtlos war das Bemühen Aller und die Nacht war eingebrochen; doch der Grundstein blieb verborgen. Trostlos und ermüdet kehrte Hermann den Brandruinen seines Geburtshauses den Rücken und sein Entschluß stand fest, schon mit dem nächsten Morgen seine Heimat auf immer zu verlassen.

Auf dem Rückwege lag in kleiner Entfernung der schmucklose Friedhof des Dorfes auf seiner Bahn und mit Wehmuth sah er durch das eiserne Gitter, das dessen stumme Pforte noch verschlossen umgab; hier von der Zeit schon verblichene, dort traurig flimmernde Kränze auf schwarzen

Kreuzen und die weißen Steine einzelner Gräber ihm entgegen blicken. Erschöpft setzte er sich in einen mit Fichten und Strauchwerk dicht umwachsenen Wiesengrund und starrte mit brennenden, thränenlosen Augen bald nach der Schlummerstätte seiner Lieben, dann tief aufseufzend nach der Gegend, wo krank und hoffnungslos seine Bertha in Verzweiflung rang.

Alles rings um in der Gegend war stumm, und die schauerliche Stille, die ihn umgab, ward nur durch das Heulen des Sturmes unterbrochen. Feuerige Blitze durchkreuzten nun in immer kürzeren Zwischenräumen den nächtlichen Himmel; aber Hermann störte nicht der Aufruhr der empörten Elemente; ihn, der nur mit seinem Schmerze beschäftigt war.

Da schreckte ihn ein derber Schlag auf seine linke Schulter aus seinen Träumen auf. Aus dumpfer Kehle scholl ihm der hohle Ruf entgegen: »Hallo, junger Geselle! noch so spät im Sturme auf einsamer Waldebahn?« Hermann blickte nach dem Sprechenden, und hart an seiner Seite stand ein Mann in Jägertracht, auf sein Doppelrohr gestützt — eine mumienartig verschrumpfte Gestalt — mit einem Antlitz, von bleicher Mulattenfarbe übergoßen. Struppige schwarze Haare hingen um sein auf die Brust gesenktes Haupt, und ein krauser dichter Bart zog sich um sein Kinn. Unter buschigen borstenähnlichen Brauen funkelten ein Paar feurig grüne Augen und die stark gebogene Nase und das spitzige Kinn gab dem widerlichen Gesichte das Ansehen von dem Kopfe eines Geiers. »Hallo!« rief wiederholt der Unbekannte, über dessen plötzliche Erscheinung Hermann ganz verdutzt war, »das ist so

Waidmannsgruß. Ihr seid, so scheint es mir, mein Junge, wohl auch nicht sonder glücklich, und doch lacht euch das Leben noch in frischer Blüthe. Allein, man muß den Kopf nicht gleich verlieren. Faßt Zutrauen! Gesteht mir euren Kummer, mir, einem Manne, den des Lebens wirrer Wechsel schon erfahren machte; ich will euch gerne helfen.«

»Ach, mein Gram, der endet nur im Tode, den ich bald zu finden hoffe.«

»Also seelenkrank!« fuhr der Unbekannte fort, »unglückliche Liebe! nicht wahr, ich hab's errathen? Hat euer Liebchen euch getäuscht, verzweifelt darum nicht! Es gibt noch andere hübsche Mädchen.«

»Ihr irrt. Bertha ist ein Engel.«

»Ein harter Vater also?«

»Ihr könnt mir doch nicht helfen; auch kenne ich euch nicht.«

»Laßt euch nicht vom Vorurtheile leiten. Alte Bekanntschaften sind nicht immer die besten. Genug, ich helfe euch. Was braucht ihr mehr zu wissen? Woher das Gute kommt, gilt — meine ich — gleich.«

»Gut, ich vertraue euch. Der Vater meiner Bertha fordert von mir den Grundstein meines väterlichen Hauses, soll er in dieses Bündniß willigen. Zwei Tage gab er mir zur Frist, dann — kann ich ihm selben nicht schaffen, nahm er mein Ehrenwort zum Pfand, muß ich die Gegend also gleich verlassen, und niemals darf ich mich um Bertha's Hand bewerben. Ich fand den Grundstein alles Suchens ungeachtet nicht. Ihr wißt jetzt Alles. Doch wer seid ihr, und träumt ihr noch mir beizustehen?«

»Mein Kleid läßt euch den Stand errathen, mein Name ist Andromalech. Die undankbare Welt nennt mich gewöhnlich nur — den wilden Jäger.«

»Gott!«

Der Unbekannte beugte sich tief zur Erde, und sein Gesicht verzerrte sich; in seinen Zügen lag der Verdammiß Fluch, und seine Glieder bebten. »Wehe dir!« rief er, nachdem er langsam sich erholte, »nennst du noch einmal diesen Namen!« Wieder lächelte die Frage und er griff mit Hast nach Hermann's Händen. »Hanshasenfuß! warum erschrickst du denn? Ich helfe dir, und fordere nur einen kleinen Gegendienst, der dich nichts kostet. Schenke mir dein erstgebornes Kind; Knäblein oder Mädchen. Dein Seelenheil ist nicht gefährdet. Du hast ja noch Zeit zur Reue und Buße, und dazu will ich dich noch lange leben machen im ungestörten Glücke der wunderbarlichsten Fantasie. Auch sollst du noch der Kinder mehr erhalten. Bedenke dich. Ist's dir genehm, erscheine morgen Mitternacht zur selben Stelle. Denke an eure Liebe und an Bertha's rettungslosen Zustand, wenn du meine Hilfe verschmähst.«

Noch stand besinnungslos, betäubt von dem Gehörten Hermann. Unwillkürlich richtete er seine Blicke auf den Jägersmann, der seines Lebensglückes ihn bedingt versicherte, wenn er, Hermann, nur wollte. Da verwischten sich des Jägers Züge mälig; undeutlich wurden die Umriffe seines Körpers, bis nur eine dichte Nebelsäule mehr vor seinen Augen stand, und aus diesen ein dunkelrother feuriger Funke elektrisch durch die Erde schlug. Zur gleichen Zeit erleuchtete ein Blitz den nahen Friedhof, und Vater Roberts Grab und das seiner Gattin, die beisammen ruhten, umfloß ein überirdisch heller Glanz. »Gott, ich erkenne dich!« rief Hermann auf die Kniee sinkend und die Hände faltend aus. »Nein, nein, um diesen Preis, mag auch mein Erdenglück zertrümmern. — Kann ich Bertha nicht erringen; will und darf es nicht. Morgen mit dem Frühesten verlasse ich die Heimat und sehe sie wohl niemals wieder.«

IV.

»Ich hab euch's schon einmal gesagt, weil ich es für meine Pflicht hielt, Bertha's Zustand rührt von Seelenleiden, woran die Kunst des Arztes scheitert, wenn ihr das Mittel nicht gebrauchet, das ihr wohl kennet und sie allein zu retten vermag; doch ist *periculum in mora*. Was zu geschehen hat, das thuet bald; ich bürge euch für keinen Tag.«

»Ihr schwagt mir so oft davon, mein Meister Theobaldus, daß ich versucht bin fast zu glauben, ihr seid mit Bertha und mit Hermann einverstanden. Bemüht euch nicht. Lieber will ich meine Tochter auf der Bahre sehen, als meines Hauses Ehre dadurch beflecken, daß ich einen Bettler meinen Eidam nenne, der einst nach meinem Tode sich mit meinem mühevoll errungenen Eigenthume gütlich thäte, und,« schloß Hillmayer seine trockene Rede, »ein junges reiches Mädchen, für die kein Arzt und Medicin zu theuer, stirbt nicht so leicht.« »Leicht?« erwiderte der Arzt mit schlecht verborgenem Aerger, »das glaube ich selbst. Leicht wird ihr Tod nicht sein. Euch scheint es leichter ihn herbeizuführen.« Murrend verließ der Arzt die Stube. Mißgelaunt, im Streite mit den Besorgnissen für Bertha's Leben, hing Hillmayer seinen Gedanken nach; sich endlich selbst beruhigend durch die vorgefaßte Meinung, daß der Arzt mit Hermann und Bertha einverstanden den Zustand der letzteren gefährlicher mache, als er sich wirklich verhielte und Hermann's dringende Bewerbung nur die Verfolgung eigennütziger Gewinnsucht sei. Zum Schlaftrunke nach dem vollen Becher langend, erstickte er den leg-

ten Zweifel, der ihn befangen hielt, und begab sich in sein Schlafgemach.

Schon stand die Sonne hoch am Firmament; ein heiterer Morgen grüßte die Bewohner Mödlings; da trat Hermann ernst und tief bewegt zu seinem väterlichen Freunde, seinem Dienstherrn, umständlich die Ereignisse der verwichenen Schauernacht berichtend — und bat ihn tief gerührt, sich überzeugt zu halten, wie er der liebevollen Güte, die er von ihm erfahren, sich mit Dank erinnern werde, und daß ihn nur die unvermeidliche Nothwendigkeit aus seines Wohlthäters Haus entfernen könne.

Ein ungestümes Pochen hemmte den Fluß der Dankesrede Hermanns, und eintrat Hillmayer's Magd, hastig meldend, daß ihr Herr sie beide ungesäumt zu sprechen wünsche.

»Ist Bertha todt!« rief Hermann bis in die Rippen bleich werdend.

»O nein! der Arzt verbürgt sich für die vollkommene Herstellung der besten Gesundheit. Aber eilet nur, Herr Hermann, und Ihr, Herr Clarenbach; es wird euch sicher nicht gereuen; mein Herr erwartet euch mit Ungeduld.«

Beide folgten voll Erstaunen — nur mit stummen Blicken sich befragend, der raschen Schritte Voraneilenden.

V.

Schon an der Hausflur trat ihnen Hillmayer bewegt entgegen, nahm Jeden lautlos bei der Hand und führte sie in seine Stube. Noch wußten Hermann und Glarenbach den Alten und seine sonderbare Handlungsweise sich nicht zu deuten. Da brach Hillmayer das Schweigen.

»Hermann,« sprach er, »ich forderte den Grundstein deines elterlichen Hauses — hier ist er!« — und er deutete auf einen Stein, der auf einem in der Ecke des Zimmers stehenden eichenen Tische lag. Eben wollte Hermann um Aufklärung dieses ihm unbegreiflichen Ereignisses bitten, als Hillmayer selbst ihn weiter anzuhören ersuchte. »Hermann,« sprach er, »an des Steines Echtheit bleibt kein Zweifel übrig, da des Erbauers Name, die Jahreszahl und des Baumeisters Name hier eingegraben sind. Doch, wie kam er in meine Hände? — Hört! — Zur gewohnten Stunde zog ich mich gestern Abends in meine Stube zurück. Ein böser Geist hielt immer noch meinen Verstand und Herz mit sündigem Troge gefangen. Leidenschaft und Wismuth hatten mir den Schlaf geraubt. Meine Schlafstätte verlassend, begab ich mich ans Fenster und starrte schweigsam in die finstere Nacht hinaus. Ein wüthender Sturmwind brauste erst durch das undurchdringliche Dunkel. Die Wetterfahnen flirrten und kein Fußtritt störte in der menschenleeren Straße das unheimliche Schweigen. Da erhellte plötzlich eine ungewöhnlich grelle Lichte den Horizont. Ich konnte jeden Gegenstand in meinem Zimmer deutlich unterscheiden; und so sah ich auch den Zeiger meiner Uhr auf der zwölften Stunde. Das Fenster eilig öffnend, wollte ich mich

überzeugen, ob vielleicht ein Brand im Dorfe ausgebrochen sei, da hörte ich deutlich etwas Schweres fallen in den Hofraum meines Hauses. Von plötzlicher Ahnung voll, eilte ich ungesäumt dahin und fand mein Gesinde schon in einem dichten Kreise versammelt, nach einem Punkte starrend, und mir versicherten sie nun, wie sie deutlich sahen, wie der große Stein da aus den Lüften auf den Boden hier gefallen sei, da sie ebenfalls das Wetter nicht zur Ruhe kommen ließ. Hermann! wer beschreibt dir mein Erstaunen, mein Entsetzen, als ich dann in dem Steine meines Vaterhauses Grundstein erkannte, den ich noch ehegestern — reumüthig und beschämt gestehe ich es dir — vom Bogte — stehlen ließ, da du, Hermann, und Ihr, Clarenbach, bei mir wartet, um zu werben. Bogt Cuno war im Nebenzimmer und der Satan — Gott sei mir Sünder gnädig! — gab mir den Gedanken, auf des Bogtes Beistand zählend, ein Bedingniß euch zu setzen, leicht, dem Anscheine nach und doch unmöglich, um so euch und meiner Bertha für immer jede Hoffnung zu benehmen. Der Bogt nahm diesen Stein mit sich, in seines Hauses Brunnen ihn zu versenken, und — hier ist er. Ich sah den Fingerzeig von Oben und fühlte tief zerknirscht seine Barmherzigkeit. Noch ehe ich um euch sandte, meldete der Arzt meiner Tochter mit Behutsamkeit den Vorfall, und versicherte mich kurz vor eurem Erscheinen, daß in Folge dieser segensreichen Nachricht Bertha die erwünschte Crisis, welche eben eingetreten war, glücklich überstanden habe, und seine Kunst sie nun bald zum Troste meines Alters und meines Vergehens wieder blühen machen werde. Hermann, könnt ihr mir verzeihen?« — Stumm umarmte ihn der Freudentrunkene, und auch Clarenbach bot versöhnend Hillmayer die Hand. Nun erzählte auch Hermann seinem neuen Freunde die Geschichte seiner Versuchung.

»Ja, Hermann, wo Gott so sichtbar richtet, darf der schwache Mensch nicht frevelnd widerstreben. Sei mir willkommen als mein Eidam. Was ich besitze, ist redlich erworben, mache meine Bertha durch treue Liebe glücklich. Der wilde Jäger mag seine fluchbeladenen Schätze behalten. Ihr habt mein Gut, das ich vor Kurzem an mich brachte, als euer Eigen. Der Stein wird aufbewahrt als ein Denkmal von Gottes unbegrenzter Güte, der wandellosen Liebe eines tugendhaften Paares, als ein warnendes Beispiel der Härte eines wahnbethörten Vaters. Und jetzt zu meiner lieben Bertha. Laßt mich ungesäumt ein Bündniß segnen, das Gott selbst geweiht.« Arm in Arm betraten sie das Zimmer der Reconvalescentin.

»Mein liebes Kind,« sprach Hillmayer, »nimm Hermann aus des Vaters Händen, den Geliebten deines Herzens, der zwar arm an Gold, aber ein reiches edles Herz im Busen trägt; nimm ihn mit des Vaters reichstem Segen.

Mit neuer Lebenslust im verklärten Blicke sank die Ueberglückliche an des wonnevollen Jünglings Brust. Die beiden Alten und der Arzt Theobaldus drückten sich schweigend die Hände, die Augen feucht von Thränen, die Blicke zum Himmel gekehrt. Bertha's Gefühle zu beschreiben, ist des Dichters Feder zu schwach.

Nicht lange darnach kam ein Bote von Heiligen-Kreuz und meldete dem Krämer, daß in der letztverfloffenen Nacht den Vogt der Schlag getroffen. Der Sprache und der Besinnung beraubt, war es nicht mehr möglich, ihn mit den Tröstungen der Kirche zu versehen. In einer Viertelstunde war er unter fürchterlichen Krämpfen — eine Leiche.

»Der Herr sei seiner Seele gnädig!« sprach erschüttert Hillmayer. »Amen,« erwiderte der kleine Kreis.

Spät erst trennten sich die Fröhlichen in einer ernst ge-

wordenen Stimmung. Auf Bertha's Wangen erblühten bald wieder der Gesundheit und des Frohsinns frische Rosen, und nach wenigen Monden sprach der Priester seinen Segen aus über das glückliche Paar. Noch in jeziger Zeit blüht das Geschlecht der Helmerichs. — Der wunderbar den Mächten der Finsterniß und der Arglist des böshaften Bogtes entriffene Grundstein aber wurde an Hillmayer's Haus und später am Eingange des Dorfes befestigt. Bis heute noch zeigt man ihn dem Wanderer; bis zur Stunde erhielt sich in des Volkes Munde die Sage vom Teufelstein zu Mödling.



Gedicht von Philipp v. Körber.

An die Poesie.

Ein schöner Frühlingstag war mir beschieden,
 Der schönste wohl auf meiner Lebensbahn,
 Als mich zum ersten Mal der Dichtung Frieden,
 Der Dichtung zaubervolle Glut umfah'n.

Es war ein hohes heiliges Empfinden,
 Ein Saitenklang in sanfter Harmonie,
 Wie Engelshauch und himmlisches Verkünden,
 Als mich dein Strahl durchzückt, o Poesie!

So innig, selig waren wir verbunden,
 Wie Liebende vereint ein süßer Schwur,
 Du bliebst mir treu in froh' und trüben Stunden,
 Und wo ich war, da war auch deine Spur.

Oft lagen wir im Dunkel grüner Bäume,
 Wenn Morgenroth vergoldet' Berg' und Thal,
 Oft schwebten wir empor in jene Räume,
 Wo Gletscher glüh'n im letzten Abendstrahl.

Oft wenn ich einsam saß im stillen Zimmer,
 In Schmerzes Wucht erlag mein armes Herz,
 Da hast du tröstend, engelsmild wie immer,
 Gelöst in sanfte Wehmuth meinen Schmerz.

Auch jetzt, wo ich in meiner Lieben Kreise
 Wohl selten meiner Freundin denken mag:
 Nah'st du mir oft und mahnst mich ernst und leise
 An jenen ersten schönen Frühlingstag!

Und wieder strömt ein heiliges Empfinden
 Durch meine Brust in sanfter Harmonie,
 Und lauter tönt's wie himmlisches Verkünden
 Daß ich dir treu, du heil'ge Poesie!

Treu auf der Flur, der zarten Blümlein Wiege,
 Auf luft'ger Alp' umglüht vom Morgenroth,
 Treu, wenn der Sieggott ruft zum Kampf und Siege
 Im heißen Schlachtgewühl, treu bis zum Tod!

So treu in frohen und in trüben Stunden,
 Wie Liebende vereint ein süßer Schwur,
 So innig, selig bleiben wir verbunden,
 Und wo ich wandle — ist auch deine Spur!



Lieder von Alex. Patuzzi.

1.

Am Abend.

Sende deine Engel nieder,
Wo dein Vaterauge wacht,
Daß mit glänzendem Gefieder
Sich erhellt des Lebens Nacht.

Laß in sanften Melodien
Uns'res Herzens Töne schweben;
Laß nicht uns're Brust durchziehen
Wilder Stürme rauhes Leben.

Wenn in Nacht die Stunden trüben,
Sende deiner Güte Licht;
Lehre deine Kinder lieben,
Daß der Haß im Busen bricht.

Will ein Mensch in Qualen enden,
 Winnt ihm nimmer mehr die Ruh',
 Dann magst du den Tod ihm senden,
 Drücke ihm die Augen zu.

Laß die Hoffnung ihn umwehen!
 Wenn sein Herz im Scheiden bricht,
 Und zum frohen Auferstehen
 Leuchte ihm dein ew'ges Licht.

2.

Auf der Alpe.

Nach den Wolken, nach den Sternen
 Steh' ich hier, und schau zurück,
 Wo in weiten, weiten Fernen
 Weilt der Thäler stilles Glück.

Immer kälter wird die Höhe,
 Jede Blume ist verblüht;
 Kalt ist es, so nah der Sonne,
 Die im Thale segnend glüht.

Will der Geist sich stolz erheben,
 Wird er ewig einsam steh'n;
 Kalt umfasset ihn das Leben,
 Rauhe Stürme ihn umweh'n.

In dem Thale bei den Brüdern
Fühlt sich reich die Menschenbrust
Und es tönt in süßen Liedern:
Glaube, Hoffnung, Liebeslust.



Gedicht von C. Cerri.

Das Gesetz des Schmerzes.

Wir alle weinen! — alle
Sind wir dem Schmerz geboren;
Dort sitzt in stolzer Halle
Betrübt und traumverloren
Still eine Braut und — weint,
Und weint ob auch im Glanze
Von einem Myrtenfranze
Ihr junges Haupt erscheint.

Wir alle weinen — Thränen,
Sie zeichnen uns're Züge,
Es weint im dunklen Sehnen
Das Kind schon in der Wiege,
Und selbst das Rosenblatt,
Das nur mit Faltern spielt,
Wacht morgens auf, und fühlet,
Daß es auch Thränen hat.

Seht dort in blauer Ferne
 Das Wölklein weiter fliehen,
 Wie möcht' es doch so gerne
 Zum Born des Lichtes ziehen:
 Es jagt dahin und sucht
 In niegestilltem Triebe
 Das Märchen seiner Liebe,
 Die Sonne auf der Flucht.

Umsonst! durch jene Leere
 Entflieht sie, bis am Abend
 Dem perlenreichen Meere
 Als Braut sie naht, sich labend
 In heißer Wollustglut;
 Da bleibt das Wölklein stehen,
 Will sie erröthen sehen
 Vor seiner Thränen Flut.

In uns'ren tiefsten Tiefen
 Ragt auch ein solches Drängen
 Und immer ist's als riefen
 Mit wunderbaren Klängen
 Uns Stimmen kühn und wild;
 Es lockt der Wahrheit Quelle,
 Und scheint uns nah' die Stelle —
 Vergeht das Zauberbild.

Doch nimmer ruht im Streben
 Das menschliche Verlangen,
 Es will — ein Gott — im Leben
 Die Ewigkeit umfassen

Von was noch ist und war :
 Es achtet keine Schranke
 Der menschliche Gedanke,
 Ein kühner stolzer Nar.

Auf seinen Riesenschwingen
 Dringt er hinauf zur Sonne,
 Will Zeit und Raum bezwingen
 Und schwelgen von der Wonne,
 Die nur für Götter da;
 Und soll der Adler sterben,
 Und soll er auch verderben —
 So sei's der Sonne nah!

Doch plötzlich stürzt er nieder
 Von einem Sturm getroffen,
 Zum Staub der Erde wieder;
 Dahin sein stolzes Hoffen,
 Dahin als leichter Schaum:
 Der Schleier ist zerrissen,
 Und seine Thränen fließen
 Ihm nach dem schönen Traum.

Das Weltall wollt' er fassen,
 Es an die Brust zu pressen:
 Nun steht er da verlassen,
 Verfluchet und vergessen,
 Die Welt um ihn — ein Grab.
 Da mag er gerne lauschen
 Den Wellen, die da rauschen,
 Sie locken ihn hinab.

Was soll denn auch auf Erden
Ein Menschensein, wo Tausend
Geweckt derselben werden
An einem Tag, wo brausend
Geschlechter nah'n und flieh'n?
Heut' blühen Völker — morgen
Hält sie das Grab verborgen,
Wo neue drüber zieh'n.



Künstlerchicksale.

Novellete

von

Dr. August Schilling.

Vergang'nes Leid muß Wohlsein fühlen lehren.
Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.

Haller.

Der junge Maler Anselm war ein armer Schlucker. Hätte er fleißig porträtiren gelernt, wäre er ein wohlhabender Mann geworden; denn Niemand besitzt so wenig Eitelkeit, daß er nicht seine geistreiche Stirne und seine viel-sagenden Blicke gerne abgebildet sehen möchte und kein Mensch, weder Mann noch Weib, ist so häßlich, daß er nicht gewisse geheime Schönheiten an seinem Gesichte entdeckte. Das bringt Brot und gute Nahrung läßt das Leben leichter ertragen.

Oder hätte Anselm Thierstücke für Liebhaber gemalt, einen Papagei, einen Pintsch, einen englischen Vollblutrenner, oder sogenannte Stillleben und Genrebilder, als da ist: ein Glas Bier und ein Stück Emmenthalerkäse daneben, einen todtten Schnepfen, eine mittelalterliche Sackuhr

und eine Portion Kalbsbraten, — das hätte auch noch seine Verehrer gefunden; denn in jedes elegante Appartement hängt man Bilder mit reichen Goldrahmen, — was sie vorstellen ist am Ende einerlei.

Aber Anselm malte Geschichte. Nicht nur, daß diese Kunst in politischer Beziehung sehr verfänglich ist, so findet sie sehr wenig Abnehmer, weil sie zu erhaben ist und überdies braucht man dazu viele Leinwand, viele Farben, viel Zeit und nebstbei auch etwas Wissenschaft, d. h. mehr Wissenschaft als Leinwand, Farben und Zeit. Die Studien hatte Anselm allerdings, er war ein durchgebildeter, kenntnißreicher und in der Geschichte vielseitigbewandelter junger Mann; — dafür aber fehlte es ihm an allem Uebrigen.

Anselm hatte für zweiunddreißig kleine Copien des »Ueberganges der Israeliten durch das rothe Meer,« welche er für einen Kirchenbilder-Trödler fabriksmäßig angefertigt hatte, ein kleines Sümmlen erworben. Mit diesem Sümmlen wollte er lange, lange Zeit auskommen und einmal etwas Ordentliches leisten, ganz nach seiner Lust und Liebe, ein großes Historienbild; daran wollte er Monate lang malen, unbekümmert ob es Käufer fände oder nicht; denn zur rechten Kunst gehört immer ein sorgenfreies unbekümmertes Gemüth.

Da saß er denn mitten im Jänner in seinem kalten Kämmerlein; denn Anselm vergönnte sich aus Besorgniß, mit dem Sümmlen nicht auszulangen, keinen warmen Ofen; die Schneelichte prallte so hell an den geweißten Wänden seiner Stube zurück, daß er sich kein besseres Licht wünschen konnte, nur der Pinsel vibrirte zuweilen in seiner oft vor Kälte zitternden Rechten. Aber dann durfte Anselm nur aufspringen und zum Fenster eilen, um an jenem des gegenüberstehenden Hauses einen geliebten weiblichen Kopf zu sehen, so rieselte augenblicklich eine süße, wohlthuende, vom Her-

zen ausströmende Wärme durch alle seine Glieder und belebte Anselm's kunstfertige Hand wieder bis zu den Fingerspitzen.

Zwar hatte ihn das Glück noch nicht so weit begünstigt, daß der junge Maler mit dem Gegenstande seiner Sehnsucht sprechen durfte, aber das engelschöne sanfte Antlitz des Mädchens, das tagelang im Fenster lehnte, um nach ihm herüberzusehen, entschädigte ihn durch den Anblick allein vollkommen für manche Entbehrungen, welche er sich auflud, um zu seinem Ziele zu gelangen und das Bild zu vollenden. Die Liebe ist bekanntlich sehr billig zu fristen, sie nährt sich von Wünschen, Sehnsucht, Seufzern und Thränen. So billige Waare kann ein junger Künstler gut brauchen. Unser Anselm quartirte also die Liebe zu dem holden Mädchenkopfe vis-à-vis förmlich in sein Herz und in sein Atelier ein, sie ersetzte ihm die Ofenwärme, den Braten und Champagner und dabei gedieh sein Kunstwerk vortrefflich.

Das Bild müssen wir doch auch mit ansehen. Es stellte vor: »Hero an der Leiche Leanders« nach Schiller's Ballade. — Anselm hatte sich so tief in den wilden, rasenden Schmerz Hero's hineingebacht, wie sie die Leiche des Geliebten von den treulosen Wogen des Hellesponts ausgeworfen wiederfindet, er war so innig durchdrungen von der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, daß schon die ersten skizzirten Elemente des werdenden Bildes Geist, Gemüth und eine echte Künstlernatur verriethen.

»Gesezt den Fall,« dachte Anselm, »das Mädchen da drüben liebte mich zum Sterben, und ich sie gleichfalls — und wie weit haben wir denn noch bis dahin? — Ist es nicht genug, daß wir uns an einander nicht satt sehen können? — Gesezt also den Fall! und ich schwämme alle Nacht durch diese »hohle Gasse« — d. h., wenn sie mit Wasser angefüllt wäre, wie die Canäle Venedigs, zu ihr hinüber, und nun verlöschte einmal das Licht an ihrem Fenster, ich ginge

unter und sie fände mich des andern Tages todt an der Schwelle ihres Hauses liegen, welches Gemisch von Jammer, Vernichtung des Liebesglückes, Trostlosigkeit und Verzweiflung würde sich in ihren Zügen malen! Wie würde sie mit Küffen mein bleiches Angesicht bedecken und zum Leben zurückzurufen suchen, wie würde sie zweifelnd und mit bebenenden Händen die nassen Haare aus meinen Wangen streifen, um sich selbst zu belügen, ich sei es dennoch nicht, es sei ein fremder Unglücklicher, der todt in ihren Armen ruht!« — Schauer durchrieselte Anselms Rücken, er sprang auf und lief zum Fenster, um sich der Geliebten zu zeigen, daß er noch lebe und sie lächelte dankbar für die freundliche Erinnerung zu ihm herüber.

Das sind so die stillen Leiden und Freuden des Künstlerlebens. Indes zuweilen, wenn Anselm ausruhend die Palette aufs Knie sinken ließ und sein Bild von verschiedenen Seiten prüfend betrachtete, da fiel es ihm bei, daß es doch nicht so bleiben könne, daß er sich doch erkundigen müsse, wer denn das holde Mädchen sei und ob sie denn wirklich auch so schön wäre, wie sie ihm durch vier geschlossene Glasfenster vorkäme; denn Anselm war in allem Ernste etwas kurzsichtig und hatte schon manches Mädchen, das häßlich wie die Nacht war, für recht niedlich angesehen und einmal sogar auf einer Landpartie im Sommer von einer Anhöhe herabkommend den Kirchturm im Thale, der allmählig emportauchte, für eine alte Bäuerin mit einem rothen Umhängetuch gehalten, die ihm entgegen käme. — Das peinliche Gefühl der Ungewißheit quälte Anselm so lange, bis er endlich Gelegenheit fand, mit dem Portier des glücklichen Hauses zu sprechen, das in seinen Mauern den kostbaren Schatz, seine unbekannte Angebetete bergen durfte.

Einige Maravedis und Doublonen, jedoch nur in Gestalt von bescheidener kleiner Münze, welche Anselm

seufzend dem edlen Zwecke opferte, machte den Pforte bewachenden, verschmitzten Cerberus geschmeidig und beredt, und Anselm erfuhr bald, daß das Mädchen Göl est i n e heiße, eine Waise und Mündel eines sehr strengen, geizigen und widerwärtigen Vormundes sei, selten und nur unter argusähnlicher Bewachung ausgehen dürfe und ihr schönes junges Leben wie eine Klosternonne vertrauern müsse. Anselm entschloß sich zu einer brieflichen Anknüpfung der Liebesbande und bald war durch die aufopfernde hausmeisterliche Bereitwilligkeit die zärtlichste und gefühlvollste Correspondenz im lebhaften Gange.

Nichtsdestoweniger aber währte die Coquetterie durch die Fenster fort und so störte kein unangenehmer Zwischenfall die geheim lodernde Leidenschaft Anselms und Göl est i n e n s, welche vollends den Zenith des beiderseitigen Glückes erreicht haben würde, wäre es ihnen nur einmal gegönnt gewesen, zusammen zu kommen. Zum Glücke aber besäßen Künstler eine glühende und lebhaftere Phantasie und zum Glücke wich die, wie es schien, bis über die Ohren verliebte Göl est i n e den ganzen Tag über nicht vom Fenster und ging beinahe gar nicht mehr aus, nur um beständig nach Anselms Fenster blicken zu können — und so war beiden Theilen geholfen, denn auch Anselm wollte durch eitles Promeniren die kostbare Zeit, die er zur Vollendung seines Gemäldes bedurfte, eben nicht gerne verlieren.

Unter dieser Gestaltung der Dinge kam der interessante Moment der Kunstausstellung heran. Anselms Herz pochte Tag und Nacht ungestüm, sein Bild nahte dem letzten Pinselstriche, es sollte nun hinauswandern in die fremde Welt, die gerne mit scharfer kritischer Lauge die Flecken und Fehler der Kunstwerke in ihre Beize nimmt, hinaus unter die Basiliskenblicke der eifersüchtigen, schadenfrohen, neidigen Kunstcollegen, hinaus aus dem heimlichen Stübchen, wo es frei-

lich zwischen vier fahlen Wänden das werthvollste Kunstwerk war, in die Reihe der eminentesten Leistungen der Künstler ersten Ranges des In- und Auslandes. Bebennd vor Angst hob es Anselm von der Staffelei, als der Vergolder den Rahmen brachte, dessen Kosten der Künstler freilich noch nicht sogleich erschwingen konnte; indessen hoffte er das Bild doch an Mann zu bringen und dann war ja alles gut!

Aber es galt ein viel größeres Opfer zu bringen, als das, seine Kunstleistung der Kritik der Oeffentlichkeit zu unterziehen. Dieses Opfer bestand darin, für mehrere Tage, vielleicht auch Wochen, aus diesem Zimmer, von diesem Fenster zu scheiden. Es galt, die geliebte Cölestine zu verlassen, welche so gewohnt war, den Anbeter am Fenster zu sehen und deren Anblick wiederum Anselms Gemüth erheiterte, erhob, mit süßen Hoffnungen erfüllte und beseligte. Anselm lief zum Fenster, er nahm diesmal sein Glas, öffnete trotz der winterlichen Kälte das Fenster und erhob sein Auge liebevoll nach »jenseits,« d. h. nach Cölestinen am jenseitigen Fenster.

Ach diesmal saß sie abgekehrt von Anselm, als wäre sie müde geworden des ewigen nutzlosen Herüberblickens, so daß er sie nur von der Seite betrachten konnte. Er hustete, nießte, pffte, sumnte, sang, winkte mit dem Schnupstuche — vergebens — Cölestine blickte nicht um, es gab dem Liebenden einen tiefen Stich in sein gekränktes Herz. Nur der Gedanke, daß vielleicht der tyrannische Vormund eben im Zimmer verweile, wo sie saß, und daß sie deshalb keinen Blick herüber wage, konnte Anselm etwas beruhigen. Aber auch die Seitenansicht des schönen Mädchens befriedigte des Malers Fantasie vollkommen.

Eine Fülle reicher blonder Locken drang unter einem niedlichen Spitzenhäubchen üppig schwellend hervor und der Schnee auf Nacken und Hals, die blühenden Rosen der Wan-

gen schienen dem Künstler in ein harmonisches Farbenspiel zusammengestellt, das seinen Kennerbegriffen als Maler und Liebhaber vollkommen entsprach. Schweigend warf Anselm der Geliebten eine Unzahl Küsse zu und hörte mit diesem lebhaften Mienenspiele erst unwillig auf, als er bemerkte, daß ein Rudel muthwilliger Gassenjungen ihn bereits die längste Zeit angaffte und seine zärtlichen Pantomimen unter diabolischem Gelächter nachzumachen versuchte. Anselm schloß eiligst das Fenster, hinterließ ein *billet doux* an *Coléttinen* und begab sich mit seinem Bilde in die Kunstausstellung.

Anselms Kunstwerk zog die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich. Obschon die älteren Maler und Professoren achselzuckend daran vorübergingen, den Himmel zwetschkenblau und das Meer erbsengrün nannten, obschon Einer fand, daß die *Hero*, welche ein weißes Band auf der Stirne trug, aussehe wie ein Firmling, und der Andere meinte, der todte *Leander* hätte eine frappante Ähnlichkeit mit einem Kellner vom »wilden Mann;« — obschon diese die »Conception, Illumination, Interpretation und Constellation« übel deuteten, und Jene, die »Natur, Coloratur, Architektur und Lazur« verdammten, so gab es doch immer ein großes Gedränge vor dem Gemälde und besonders die feinfühlende und immer richtig urtheilende Frauenwelt fand an demselben viele verborgene Schönheiten und namentlich in der Darstellung der Leidenschaft die höchste Wahrheit ausgeprägt, in dem Ausdrücke der verzweifelnden Liebe das Höchste erreicht.

Sei es, daß eine solche geheime weibliche Gönnerin im Spiele war, oder daß das Bild wirklich einigen Kunstwerth hatte, — kurz ein russischer Graf kaufte das Gemälde von der Wand weg um tausend Silberrubel.

Anselm traute seinen Ohren kaum. — Einen so

glücklichen Erfolg seines ersten historischen Versuches hätte er sich nicht im Traume beifallen lassen.

Die tausend Silberrubel verschafften ihm plötzlich die Achtung seiner Collegen. Alles drängte sich um ihn, schüttelte ihm die Hände und beglückwünschte ihn. — Nun war der Himmel wundervoll durchsichtig, das Meer naturgetreu, die *Hero* eine junonische Gestalt, der *Leander* ein sterbender Held, die »Conception« höchst intelligent und die »Coloratur« ergreifend schön. Anselm aber fand in seinem Glücke vorläufig nur die Silberrubel ergreifend schön, ergriff sie mit beiden Händen und eilte damit nach Hause.

Nun konnte er auftreten, nun konnte er *Gölestin* en rund herausbegehren; denn ein Maler, der mit einem einzigen Bilde 1000 Rubel verdient, kann schon mit einem Vormunde, der vielleicht nichts verdient, als um ein schönes Mündel geprellt zu werden, ein paar ernste Worte sprechen.

Als Anselm, stolz wie ein König, unter die Thorhalle des Hauses trat, in welchem seine Geliebte wohnte, die er heute unter den glücklichsten Umständen der Welt zum ersten Male sprechen sollte, nämlich, um sogleich auch ihre Hand zu erbitten, schlug sein Herz hörbar. Er wußte nicht, sollte er dem Portier um den Hals fallen, oder ihm den glänzendsten aus den tausend Silberrubeln, den er zufällig bei sich hatte, in die Hand drücken. Indessen faßte er sich, fragte umständlich nach der Wohnung des »hartherzigen« Vormundes (man sieht, daß auch diese Species nicht aus dem üblichen Genus der Vormünder schlug) und schritt festen Fußes als artifex laureatus die Treppe hinan, brachte es aber dennoch nicht übers Herz, anders als sehr bescheiden und submiss an der Glocke zu ziehen; denn so sehr nistet sich die Demuth eines jahrelang von Armuth gedrückten Gemüthes in die menschliche Seele, daß sie zuletzt selbst im

Glücke nicht wagt, mit Sicherheit und fühner Männlichkeit aufzutreten.

Eine alte, taube und klapperdürre Magd öffnete, fragte nach des Herrn Begehr und ließ endlich, nicht ohne mancherlei Querfragen und Hin- und Widerreden den Fremden in das Heiligthum des Himmelreiches eintreten, in welchem Anselm gleiche Luft mit der Angebeteten athmen sollte.

Da saß er, der Drache, der Moloch, das Monstrum ingens, das Ungethüm, der Lindwurm, den Anselm mit dem Speere seiner tausend Silberrubel erlegen wollte — der Tyrannenvormund, der Rabenvater — bei Tische, es war eben Mittag, und er zerfleischte mit mörderischer Lust einen geschöppten Kapaun. Das Männchen sah dabei recht freundlich und vergnügt drein. An seiner Seite aber unterhielt sich ein kleines, etwa fünfzehnjähriges, mageres und rothhaariges Mädchen damit, einen Häuptelsalat mit den Fingern anzumachen.

Der Vormund empfing den fremden Herrn sehr artig, rückte ihm einen Stuhl zum Tische und fragte nach seinen Wünschen.

»Mein Herr!« donnerte Anselm, den die Höflichkeit des Mannes einen Augenblick verduzt gemacht hatte, der aber bald seine Fassung wieder gewann und nun energisch auftreten zu müssen glaubte. »Mein Herr! ich bin der Maler Anselm, der heute für ein Historienbild tausend Silberrubel zum Preise erhielt, ich bin Künstler, mein Herr, im vollsten Sinne des Wortes, mit Leib und Seele: Künstler! Sie begreifen, daß ich eine Frau wohl ernähren kann!«

Der Vormund machte große Augen.

»Ich ersuche Sie daher,« setzte Anselm fort, »mich nicht durch lange Widerreden entmuthigen zu wollen; Ihr

Mündel liebt mich zärtlich — ich liebe sie wieder — und bitte um ihre Hand!«

»Mein Mündel? — das Kind — die kleine Cölestine da?«

Die Kleine schlug erröthend die Augen nieder.

»Ja wohl, Cölestine heißt sie, aber dieses Kind ist es nicht. Es ist eine große, schöne, blühende Jungfrau mit blondem Haare. Wo ist sie, daß ich ihr zu Füßen stürze und meine Liebe betheuere? Führen Sie mich zu ihr!«

Der Vormund riß die Augen noch einige Linien über die Möglichkeit auf. »Ich verstehe Sie ganz und gar nicht, mein Herr. Ich habe kein anderes Mündel, als dieses arme Kind, Cölestine, die ich liebe, wie meine eigene Tochter, sie ist zwar nicht schön, aber sehr, sehr brav. Was Sie indessen vom Heiraten sprechen, damit hat es seine guten Wege, damit fragen Sie in 4 bis 5 Jahren an, wenn Ihnen das Kind so wohl gefällt, — für jetzt ist es noch viel zu jung dazu, denn mit 15 Jahren heiraten höchstens die Weiber bei den Zigeunern und Botokuden, aber nicht bei den civilisirten Völkern in Europa!«

»So!« stammelte Anselm verblüfft. »Von wem sind denn diese Briefe dann, voll Zärtlichkeit an mich geschrieben? — Und wer war das schöne blonde Mädchen, das tagelang bei Ihren Fenstern stand und zu mir herüber blickte?«

»Die Handschrift dieser Briefe kenne ich nicht. Auch ist es nicht die von Cölestinen. An meinen Fenstern steht aber den ganzen Tag Niemand. Visitiren Sie selbst meine Wohnung und überzeugen Sie sich!«

Ein Gedanke fuhr blitzschnell durch Anselms Kopf. Er stürzte fort und in seine Wohnung. Hier angelangt, eilte er zum Fenster, riß die Flügel auf und blickte hinüber, da stand die holde Jungfrau mit den Rosenwangen am Fenster

gegenüber und lächelte ihn an. In dem Augenblicke öffnete auch der Vormund sein Fenster hart neben jenem, an welchem die Dame stand. — »Da ist sie,« schrie Anselm laut über die Gasse, »sie steht am Fenster neben dem Ihrigen. Guten Tag, mein holder Engel!«

Der Engel blieb unbeweglich, der Vormund aber legte sich mit dem Oberkörper hinaus und rief lachend: »Das ist ja die Modenpuppe von meiner Nachbarin, der Modistin!«

Anselm war wie vom Donner getroffen! — Er zitterte vor Scham und Aerger. So geht es, wenn man kurzfristig und — verliebt ist. Aber Anselm hätte sich trösten sollen, denn wenn auch nicht alle Kurzfristigen verliebt sind, so sind doch gewiß alle Verliebten kurzfristig!

Anselm lief zu dem Vormund hinüber und bat ihn vielmals um Entschuldigung wegen seines Irrthums. »Wer aber hat diese Briefe geschrieben?« fragte er noch einmal beschämt.

»Bermuthlich die lustigen Lehrmädchen der Modistin im geheimen Einvernehmen mit dem Hausmeister, der indeß den albernen Spas theuer büßen soll. Denn da ich zufällig dieses Haus, welches meiner kleinen Cölestine als ihr zugefallenes Erbtheil gehört, zu verwalten habe, so werde ich ihn davonjagen!«

Anselm warf einen Blick auf Cölestinen und bemerkte, daß das Mädchen gar nicht so übel sei, einen so mächtigen Eindruck machte deren Eigenschaft als Hausbesitzerin auf den vor Kurzem noch so armen Maler.

Es stellte sich nun heraus, daß der kurzfristige Maler wirklich den Marchande-Mode-Mädchen zur Zielscheibe ihres Witzes gedient hatte, welchen er jedoch durch seinen ersten zärtlichen Brief an die Modenpuppe selbst hervorgerufen hatte. Der Portier, von den Mädchen bestochen und längst schon dem etwas ökonomischen Hausverwalter feindlich gesinnt,

half den Spaß fortsetzen und so trieben die »lustigen Weiber von Windsor« ungestört ihr Spiel fort, bis zu dem Augenblicke, wo Anselm selbstthätig auftrat, und — wie wir sahen — das Gewebe dieser Fastnachtsintrigue zerriß, die auf seine Kurzsichtigkeit und Verliebtheit berechnet war.

Der Vormund wollte anfänglich der Modistin einen Hauptsturm machen, der mit der beschleunigten und wenn nothwendig — auch gewaltsamen Entfernung dieser Partei endigen sollte, aber Anselm bat für sie und respective deren muthwillige Lehrlinge, welche den Scherz wahrscheinlich ohne Mitwissen der Gebieterin ausgeführt hatten; — er bat für sie — weniger aus Mitleid, als aus Scham und Besorgniß, der ihm gespielte Streich würde dann erst recht die Kunde in der ganzen Stadt machen und eine Unzahl Lacher auf die Seite der verschmitzten Modistinnen bringen. Vielmehr bat Anselm, um der Sache eine gütliche Färbung zu verschaffen und Alles wieder in das rechte Geleise zu bringen, daß er seine Besuche fortsetzen dürfe.

Der Vormund aber war es nicht allein, welcher herzlichen Antheil an dem Schicksale Anselms nahm, sondern auch die kleine Gölestine, die ein recht herzliebes, sanftes, gutes Mädchen war, fand Wohlgefallen an dem talentbegabten Kunstjünger und, daß wir die Sache kurz erzählen, nachdem Anselm seine Besuche, die immer häufiger wurden und besonders Abends, wenn er die Palette aus der Hand gelegt hatte, sich in die Länge zogen, ein paar Jahre fortgesetzt, — stellte es sich heraus, daß das junge Pärchen in allem Ernste in einander verliebt war und der »Tyrrannen«-Vormund nahm keinen Anstand, seinen aufrichtigen Segen zu ihrer Verbindung zu ertheilen.

So hilft oft ein alberner Spaß zu einem guten Ende und wir können dem verehrten Leser zu seiner Beruhigung melden, daß aus der kleinen magern Gölestine gegen-

wärtig eine recht stattliche runde Frau geworden ist, die ihrem Gatten schon öfters zu seinen schönsten Grazien Modell saß.

Aus dem furchtsamen, armen, kurzsichtigen Maler ist aber ein selbstbewußter, tüchtiger Künstler und Hausherr hervorgegangen, der gute Brillen trägt, mit denen er genau einen Kirchthurm von einer alten Bäuerin zu unterscheiden im Stande ist. — *Tempora mutantur et nos mutamur in illis.*



1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.
32.
33.
34.
35.
36.
37.
38.
39.
40.
41.
42.
43.
44.
45.
46.
47.
48.
49.
50.

I n h a l t.

Widmung. Von Friedrich Steinebach.....	Seite V
--	------------

Erklärung der Stahlstiche.

Vor dem Bilde Ihrer Majestät Josephine, Königin von Schweden und Norwegen.....	VII
Vor dem Bilde Ihrer Kaiserlichen Hoheit Maria Nicolajewna, Herzogin von Leuch- tenberg, Großfürstin von Rußland.....	IX
Die Himmelspfortnerin	XI
Marion	XII
Naturfriebe	XIII

Erzählungen und Novellen.

Bauernfeld, Studien 1. Die Mäcene	59
— — 2. Geht mir aus der Sonne! ...	61
— — 3. Deutscher Styl	62
— — 4. Mensch und Geldmensch.....	64
Hannusch (J. J.), Nur Mahal	247
Labrès (Rudolph), Der Teufelsstein zu Mödling	284
Maffow (Clara von), Jacob Rubens	72
Remetkazy (Josephine v.), Erzählung für Dämmerstunden	227
Schilling (Dr. August), Künstlerschicksale	316
Steinebach (Friedrich), Ein verschwundenes Leben.....	1
Stelzhammer (Franz), Ziffer 12	209
Bogl (Carl Theodor), Leidenschaften	163

Gedichte.

	Seite
Castelli (J. F.), Auf der Eisenbahn	222
— — — — — St. Obilo	224
Cerri (C.), Das Gesetz des Schmerzes	312
Grillparzer (Franz), Wanderscene	239
Grün (Anastasiu8), Eine Begegnung	160
Halm (Friedrich), Rathschlag	282
Hirschberg (Adolf), Der Traum der Bettlerin	205
Körber (Philipp v.), An die Poesie	307
Kuttor (Julius), Der Zehn-Ringthurm zu Wertheim ...	280
Mezerich (W. v.), Die erste und letzte Täuschung ...	244
Patuzzi (Alex.), 1. Am Abend	309
— — — — — 2. Auf der Alpe	310
Prechtler (Otto), Schwingt den Hammer	277
Redwig (Oscar v.), Waldbromanze	203
Rid (Carl), 1. Blüthen-Zuflucht	69
— — — — — 2. Trost	70
— — — — — 3. Blümchen am Hag	70
Seidl (Joh. Gabriel), 1. Männerschwur	217
— — — — — 2. Das Amt der Priesterin ...	219
Scheda (J.), Das Schützenkreuz am Traunsee	240
Vogl (Dr. Joh. Nep.), 1. Zwei Sylvesternächte	52
— — — — — 2. Von der Himmelspförtnerin ..	54
— — — — — 3. Die Draudel von Gosau	57



Gedruckt bei L. Sommer in Wien.

65664903

